A 5242 F

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

30. JAHRGANG, SEPTEMBER 1994, HEFT 3

HANNA PAPANEK: Alexander Stein (Pseudonym: Viator) 1881–1948, Socialist Activist and Writer in Russia, Germany, and Exile: Biography and Bibliography

RAINER KARLSCH: „Arbeiter, schützt Euere Betriebe!" Widerstand gegen Demontagen in der SBZ

KLAUS SATOR: Die Sexualdenunziation als Kampfmittel der Propaganda der organisierten Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus: Der „Fall Rutha" in der sudetendeutschen marxistischen Presse

JÜRGEN JUNGNICKEL: DIE MEGA-Edition begleiten. 1993er Kolloquien des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e.V.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHT • NEUE LITERATUR



220 Abbildungen, 352 Seiten, Hardcover, 21x26 cm
ISBN 3-86108-237-3
34.– DM / sFr, 265.– öS

Dieses Buch thematisiert Geschichte und Struktur der Konzentrationslager am Beispiel der Lager Bergen-Belsen und Ravensbrück, vor allem aber die Perspektive der verfolgten Frauen. Neben der Lagergeschichte wird vor allem das »alltägliche« Leben im KZ beschrieben – Arbeitseinsatz, Häftlingsselbstverwaltung, die medizinischen Experimente, Schwangerschaft und Geburt, Widerstand im Lager, Kunst und Kultur als Form der Selbstbehauptung. Eine exemplarische Darstellung der Lebensgeschichte von neun weiblichen Häftlingen macht deutlich, wie unterschiedlich die Schicksale der verfolgten Frauen waren.

180 S., 20 Abb., 17x24 cm
ISBN 3-86108-234-9
19.90 DM/sFr, 156.– öS



Die von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme herausgegebenen **»Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland«** erscheinen einmal jährlich. Jedes Heft widmet sich einem thematischen Schwerpunkt, dabei stehen lokal- und regionalgeschichtliche Perspektiven im Mittelpunkt. Doch auch überregionale und aktuelle Fragestellungen werden mit einbezogen, um den Leserinnen und Lesern eine Auseinandersetzung mit dem Thema »Rechtsextremismus in Geschichte und Gegenwart« auf breiter Ebene zu ermöglichen. Thema des ersten Bandes ist **»Rassismus in Deutschland«.**

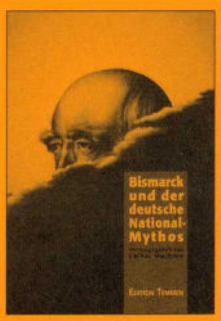


208 S., 22 Abb., 17x24 cm, Hardcover
ISBN 3-86108-310-8
39.90 DM/sFr, 312.– öS

Angesichts der krisenhaften Situation vier Jahre nach der politischen Wende gewinnt in Ostmitteleuropa die Suche nach kollektiven Identitäten an Bedeutung. Sie findet ihren Ausdruck in solchen Phänomenen wie Nationalismus und religiösem Fundamentalismus, aber auch in Regionalismus und Lokalismus.

- Die Desintegration der alten und die Suche nach neuen kollektiven Identitäten bilden die Themen des vorliegenden Bandes. Sie werden vor allem anhand der politischen und kulturellen Diskurse in Polen und der ehemaligen Tschechoslowakei zu Beginn der neunziger Jahre – schwerpunktmäßig 1992 – untersucht.

208 S., 70 tw. farbige Abb., 17x24 cm
ISBN 3-86108-244-6
29.90 DM/sFr, 234.– öS



In diesem Buch wird ein Fabelwesen aus der Kulturgeschichte des deutschen Nationalismus vorgestellt. Es geht um Bismarck – aber nicht den *Politiker* des 19. Jahrhunderts. Vielmehr geht es um jenen Bismarck, der sich zu Beginn dieses Jahrhunderts wie eine Ikone in das öffentliche Bewußtsein eingegraben und dort Unheil gestiftet hat: um Bismarck, den *Nationalheiligen* der Deutschen.

EDITION TEMMEN

Hohenlohestraße 21 – 28209 Bremen – Tel. 0421/344280, 341727 – Fax 0421/348094

Reinhold Reith et al., Streikbewegungen deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert, Göttingen 1992 *(Andrew G. Bonnell)* ..... S. 471

Klaus Schlottau, Von der handwerklichen Lohgerberei zur Lederfabrik des 19. Jahrhunderts, Opladen 1993 *(Harald Reissig)* ..... S. 472

Eine Partei in ihrer Region. Zur Geschichte der SPD im Westlichen Westfalen. Hrsg. von Bernd Faulenbach und Günther Högl, Essen 1988; Vom Außenposten zur „Hochburg der Sozialdemokratie. Der SPD-Bezirk Westliches Westfalen 1893–1993. Hrsg. von Bernd Faulenbach et al., Essen 1993 *(Dietmar Simon)* ..... S. 474

Franz Walter et al., Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora, Bonn 1993 *(Torsten Kupfer)* ..... S. 475

Geschichte der Stadt München. Hrsg. von Richard Bauer, München 1992 *(Karl Heinrich Pohl)* ..... S. 477

Stefan Rohrbacher, Gewalt im Biedermeier. Antijüdische Ausschreitungen in Vormärz und Revolution (1815–1848/49), Frankfurt a. M. und New York 1993 *(Ludger Heid)* ..... S. 478

Marcel Seyppel, Die Demokratische Gesellschaft in Köln 1848/49, Köln 1991 *(Rüdiger Hachtmann)* ..... S. 479

Giuseppe De-Botazzi, Italiani in Germania. Als Italiener im Deutschland der Jahrhundertwende, Essen 1993 *(Francesco Patti)* ..... S. 481

Christine Holste, Der Forte-Kreis (1910-1915). Rekonstruktion eines utopischen Versuchs, Stuttgart 1992 *(Claudia Albert)* ..... S. 482

Karin Hartewig, Das unberechenbare Jahrzehnt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914–1924, München 1993 *(Jürgen Tampke)* ..... S. 483

Franz Neuland, Die Matrosen von Frankfurt. Ein Kapitel Novemberrevolution 1918/19, Frankfurt a. M. 1991 *(Wolfram Wette)* ..... S. 484

Detlev Brunner, Bürokratie und Politik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes 1918/19 bis 1933, Köln 1992 *(Willy Buschak)* ..... S. 485

Manfred Zeidler, Reichswehr und Rote Armee 1920–1933, München 1993 *(Andreas Baldauf)* ..... S. 486

Siegfried Heimann und Franz Walter, Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik, Bonn 1993 *(Michael Rudloff)* ..... S. 487

Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen. Hrsg. von Heinrich August Winkler, München 1992 *(Thomas Franz)* ..... S. 489

Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952. Hrsg. von Claudia Rauh-Kühne und Michael Ruck, München 1993 *(Willy Buschak)* ..... S. 491

Norbert Haase, Das Reichskriegsgericht und der Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft. Ausstellungskatalog, Berlin 1993 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... S. 491

Heidemarie Uhl, Geschichte der steirischen Kammer für Arbeiter und Angestellte in der Ersten Republik, Wien und Zürich 1991 *(Jens Becker)* ..... S. 493

Jochen Schmidt, Populismus oder Marxismus? Zur Ideengeschichte der radikalen Intelligenz Rumäniens 1875–1915, Tübingen 1992 *(Mariana Hausleitner)* ..... S. 494

Hans Peter Treichler, Die stillen Revolutionen. Arbeitswelt und Häuslichkeit im Umbruch (1880–1900), Zürich 1992 *(Heinz Niggemann)* ..... S. 495

Klaus-Jürgen Nagel, Arbeiterschaft und nationale Frage in Katalonien zwischen 1898 und 1923, Saarbrücken und Fort Lauderdale 1991 *(Pedro Ribas)* ..... S. 496

Drehscheibe Prag. Zur deutschen Emigration in der Tschechoslowakei 1933–1939. Hrsg. von Peter Becher und Peter Heumos, München 1992 *(Helmar Klier)* ..... S. 497

Herbert Reiter, Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA, Berlin 1992 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... S. 498

Alexander Watlin, Die Komintern 1919–1929. Historische Studien, Mainz 1993 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 500

Kommunisten verfolgen Kommunisten: Stalinistischer Terror und „Säuberungen" in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren. Hrsg. von Hermann Weber und Dietrich Staritz, Berlin 1993 *(Andreas Wolf)* ..... S. 501

José Gotovitch et al., L'Europe des communistes, Brüssel 1992 *(Reiner Tosstorff)* ..... S. 504

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE ..... S. 505

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN ..... S. 508

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 511

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Arnd Bauerkämper, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH, Am Kanal 4/4a, D-14467 Potsdam.

Jürgen Jungnickel, Dr. phil. habil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Holzmarktstraße 57, D-10179 Berlin.

Rainer Karlsch, Dr. oec., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin im DFG-Projekt „Innovationen, struktureller und regionaler Wandel im geteilten Deutschland 1945–1990", Institut für Wirtschaftsgeschichte, Spandauer Straße 1, D-10178 Berlin.

Hanna Papanek, Ph. D., Adjunct Professor of Anthropology an der Boston University, ab September 1994 Visiting Scholar am Center for European Studies der Harvard University, 2 Mason Street, Lexington MA 02173, USA.

Klaus Sator, Doktorand am Institut für Politikwissenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt, Riedeselstraße 56, D-64283 Darmstadt.

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3/94

HANNA PAPANEK: Alexander Stein (Pseudonym: Viator) 1881–1948, Socialist Activist and Writer in Russia, Germany, and Exile: Biography and Bibliography ..... S. 343

RAINER KARLSCH: „Arbeiter, schützt Euere Betriebe!" Widerstand gegen Demontagen in der SBZ ..... S. 380

KLAUS SATOR: Die Sexualdenunziation als Kampfmittel der Propaganda der organisierten Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus: Der „Fall Rutha" in der sudetendeutschen marxistischen Presse ..... S. 404

JÜRGEN JUNGNICKEL: Die MEGA-Edition begleiten. 1993er Kolloquien des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e. V. ..... S. 414

ARND BAUERKÄMPER: Politische Zäsuren und gesellschaftliche Modernisierung im 20. Jahrhundert in regionaler und vergleichender Perspektive. Ein Tagungsbericht ..... S. 421

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (100). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 429

NEUE LITERATUR

Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. und New York 1993 *(Anna Köbberling)* ..... S. 440

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung. Hrsg. von Hermann Weber u. a., Berlin 1993 *(Markus Wehner)* ..... S. 442

Willi Oberkrome, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945, Göttingen 1993 *(Ingo Haar)* ..... S. 444

Kathrin Meier-Rust, Alexander Rüstow. Geschichtsdeutung und liberales Engagement, Stuttgart 1993 *(Dieter Haselbach)* ..... S. 447

Wer war wer – DDR. Ein biographisches Lexikon. Hrsg. von Jochen Černy, Berlin 1992 *(Gerd-Rüdiger Stephan)* ..... S. 448

John M. Spalek et al., Guide to the Archival Materials of the German-speaking Emigration to the United States after 1933. – Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den U. S. A. seit 1933. Bd. 1, Charlottesville 1978;
John M. Spalek and Sandra H. Hawrylchak, Guide to the Archival Materials of the German-speaking Emigration to the United States after 1933. – Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den USA seit 1933. Bd. 2, Bern 1992 *(Gerlinde Grahn)* ..... S. 449

Feliks Tych, Gegenwärtiger Stand der Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung in polnischen Archiven, Bibliotheken und Museen, Bonn 1993 *(Kurt Metschies)* S. 450

Catálogo de los Archivos y Documentación de Particulares. Bearb. unter der Leitung von Martin Nájera. Hrsg. von der Fundación Pablo Iglesias, 2 Bde., Madrid 1993 *(Walther L. Bernecker)* ..... S. 451

Hubert van den Berg, Erich Mühsam (1878–1934). Bibliographie der Literatur zu seinem Leben und Werk, Leiden 1992 *(Christoph Knüppel)* ..... S. 452

Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Ausbruch der Revolution bis zum 1. Reichsrätekongreß. Hrsg. von Gerhard Engel et al., Berlin 1993 *(Dirk H. Müller)* ..... S. 453

„Freiheit überall, um jeden Preis!" Georg Herwegh 1817–1875. Bilder und Texte zu Leben und Werk. Bearb. von Heidemarie Vahl und Ingo Fellrath, Stuttgart 1992 *(Helmut Reinalter)* ..... S. 454

Karl und Luise Kautsky. Briefwechsel mit der Tschechoslowakei 1879–1939. Hrsg von Zdeněk Šolle, Frankfurt a. M. und New York 1993 *(John H. Kautsky)* ..... S. 455

Reinhard Müller, Die Akte Wehner. Moskau 1937 bis 1941, Berlin 1993 *(Gerhard Beier)* ..... S. 457

Honecker – Gorbatschow. Vieraugengespräche. Hrsg. und eingel. von Daniel Küchenmeister, Berlin 1993 *(Carsten Tessmer)* ..... S. 459

Günter Schulte, Kennen Sie Marx? Kritik der proletarischen Vernunft, Frankfurt a. M. und New York 1992 *(Maximilien Rubel)* ..... S. 461

Peter Klein, Die Illusion von 1917. Die alte Arbeiterbewegung als Entwicklungshelferin der modernen Demokratie, Unkel/Rhein und Bad Honnef 1992 *(Walter Tormin)* ..... S. 463

Neurath, Gramsci, Williams: Theorien der Arbeiterkultur und ihre Wirkung. Hrsg. von Ursula Apitzsch, Hamburg und Berlin 1993 *(Klaus Petersen)* ..... S. 464

Wilhelm Engler, Freiburg, Baden und das Reich. Lebenserinnerungen eines südwestdeutschen Sozialdemokraten. 1873–1938, Stuttgart 1991 *(Andreas Wolf)* ..... S. 465

Fritz Lieb. Ein europäischer Christ und Sozialist. Hrsg. von Manfred Karnetzki und Karl-Johann Rese, Berlin 1992 *(Hartmut Peter)* ..... S. 467

Hans Coppi, Harro Schulze-Boysen – Wege in den Widerstand. Eine biographische Studie, Koblenz 1993;
Alexander Bahar, Sozialrevolutionärer Nationalismus zwischen Konservativer Revolution und Sozialismus. Harro Schulze-Boysen und der „Gegner"-Kreis, Koblenz 1992 *(Peter Brandt)* ..... S. 467

Gudrun Hamelmann, Helene Stöcker, der „Bund für Mutterschutz" und „Die Neue Generation", Frankfurt a. M. 1992 *(Heinz Niggemann)* ..... S. 470

Theodor Bergmann und Wolfgang Haible, Die Geschwister Thalheimer. Skizzen ihrer Leben und Politik, Mainz 1993 *(Ottokar Luban)* ..... S. 470

Ältere IWK-Hefte billiger

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,— bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971);
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), komplett H. 1–4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4;
Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), komplett H. 1–4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin
IWK-Redaktion
Kirchweg 33
D-14129 Berlin

Telefon: 030/81 60 01-41 • Telefax: 030/81 60 01-34

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Historische Kommission zu Berlin e. V., Kirchweg 33, D-14129 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:
Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin
Tel.: 030/816001-41 (Direktwahl), 816001-0 (Zentrale); Telefax: 030/816001-34

Vertrieb: FSP GmbH, Schönhauser Allee 64, D-10437 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,—, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,—, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postbankgirokonto Historische Kommission – Sonderkonto L, Nr. 215515-105, bei der Postbank Berlin, D-10916 Berlin, BLZ 10010010. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. 5. 1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Kottbusser Damm 77, D-10967 Berlin
Druck: Offsetplus, Reuchlinstraße 10–11, Gewerbehof, D-10553 Berlin

Alexander Stein (Pseudonym: Viator) 1881–1948, Socialist Activist and Writer in Russia, Germany, and Exile: Biography and Bibliography*

By Hanna Papanek

Introduction: Viewpoint, Method, and Language

The political journalist who is also a political activist, whether in his homeland or in exile, must often hide his real identity behind a pseudonym or anonymity – in effect becoming an "underground writer" known only to close friends and comrades. To assess such a writer's body of work and his impact inside and outside the movement he supports, it becomes especially important to examine his writing in the context of biographical and historical information and to discover pseudonyms and other covers. Flight and exile, however, are often accompanied by the loss or deliberate destruction of documents and the contingencies of exile may interfere with the writer's ability to record past political activities or even to recall them clearly. And if the writer has worked in more than one language, some of the publications may be inaccessible to readers in other languages or remain unknown. All this makes the biographer's task much harder.

As part of a larger project on the social and political history of my family, especially as it was shaped by multiple exiles and dispersals, I have tried to reconstruct the life and work of Alexander Stein, born Alexander Rubinstein in 1881 in Wolmar, Russia (now Valmiera, Latvia), on the basis of a fragmentary biographical record and to provide at least a partial bibliography that also includes his pseudonyms. In this article, I offer a report on work-in-progress, hoping that comments from readers will help me in this and perhaps the larger project (working title: "In Search of Exile").

There is a personal as well as a scholarly reason for this effort: as Stein's third and last

* A complete list of acknowledgements would require a whole autobiography, as my project of "participatory history" combines family history with research on political events and movements. Instead, I list here only those friends and colleagues whose help transformed a vague daydream of wanting to know more about my father into coherent research.

For their valued assistance with the archival work concerning Alexander Rubinstein/Stein, I thank Peter Lösche, Gerlinde Grahn, Rudolf Knaack, Werner Vogel, Susanne Miller (all in Germany), Götz Langkau, Ursula Langkau-Alex (Amsterdam), Jack Jacobs (New York), Carol Leadenham and Ronald M. Bulatoff (both at the Hoover Institution Archives). I am grateful to Hilda Hertz Golden, Fritz Heine, Klaus Kaiser, Inge Linke, Nikolai Rubinstein, Erich and Hilde Schmidt for their less formal help with memories and documents.

Special thanks also go to my colleagues at the Bunting Institute, Radcliffe College, Harvard University, where I was a 1993–94 Fellow, for creating a challenging work environment. I am particularly grateful to my Bunting colleague Helen Chenut for her historian's insights into research on European radical movements and to David Kettler of Bard College for his insistence on critical analysis, which I could not always satisfy. As always, Gustav Papanek provided crucial encouragement, criticism, and support in my work.

Essential financial support for my archival work in 1993 was provided through a special grant from the Friedrich-Ebert-Stiftung that enabled me to visit archives in Germany, the Netherlands, and the U.S. I am particularly grateful to Dieter Dettke, Executive Director, and Ms. Katharina Shaw of their Washington office for the helpful arrangements they made in support of my research project.

child, born when he was middle-aged and with much of his active political life behind him, I want to balance my personal memory of him as an "Exilmensch" with evidence of the man as a youthfully energetic, deeply committed, and passionate believer in the justice of the cause of democratic socialism. He never lost this passionate belief but his political effectiveness, like that of most of his contemporaries, was sharply limited by the catastrophes unleashed by Adolf Hitler's rise to power.

Since this is a biographical essay on Stein as a political man, within a historical context that has been studied exhaustively by others, and because I think it is useful to hear a writer's own voice, I have used direct quotations from Stein's work (often quite lengthy) and about Stein, found in archival, published, and manuscript sources. Stein himself wrote several biographical essays about people he had worked with and admired; since a biographer reveals much about himself (or herself) through what is said about another, I have focused special attention on these materials. And because this is written for readers who are at least bilingual, I am combining the German quotations with an English text (my language of choice) in a pragmatic format that may be unusual but that is also symbolic of many who are rooted in more than one culture and language.

From personal experience as well as what I have read by and about him, I believe that Alexander Stein had a special capacity for sometimes uncritical and always selfless devotion to persons he admired, accepting a supportive role as long as it was in the service of the Socialist cause to which he had devoted his life. And although – like most of us – he must have been capable of bitter enmity on both ideological and personal grounds, I have found little documentary evidence of this; especially in his later years, he was anxious to help bring people of differing views closer together. In short, he was an ideal "mediator" and teacher, rather than someone seeking to shine as a leader.

Alexander Stein played a "bridging" role throughout much of his life – interpreting events in one country to readers in another, often in an exhaustive scholarly way, at first writing about Russia for Germans. His political logic and personal experience also made him a committed internationalist, deeply dedicated to democratic principles. Germany, the country to which he fled in 1906 and later called his "Wahlheimat", soon rivaled Russia as a major focus of his concerns and remained so throughout his life.

The Second World War may have diminished his interest in an unknowable Russia although he remained close to his Menshevik comrades through all stages of exile. But up to his final illness and death in December 1948 in New York City (his fourth exile), he always planned to return to Germany, the country about which he continued to write in the face of widespread lack of interest in the United States. Stein had obtained German citizenship in 1919 but lost it by decree of the Reichsministerium des Innern in February 1934, six months after his illegal escape to Czechoslovakia. Thereafter he remained a man without citizenship in any nation.

"Erinnerungen eines Staatenlosen" is, very appropriately, the title of Stein's still unpublished autobiographical fragment, written in 1945, which I have now translated into English.[1] Written in the style of a "Bildungsroman" a few months after the end of the

1 Alexander Stein, Erinnerungen eines Staatenlosen, unpublished manuscript, 1945, Alexander-Stein-Archiv, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (hereafter IISG), Amsterdam.

Second World War in Europe, it is the basis of the present account of his life from 1881 to 1906. His plan to write a complete autobiography was never realized: it was to be titled "In drei Arbeiterbewegungen," by which I assume he meant Russia, Germany, and Exile. A word also about Stein's languages: from childhood, Stein was fluent in both German and Russian, as he attended a German-language primary school and a Russian-language secondary school. I am sure that Yiddish must also have been spoken at home in his childhood and have found evidence among his papers that he retained his ability to read it. However, he used Russian and German exclusively in his writing and I never heard him speak Yiddish. Some of his later articles (in the US) were translated for Yiddish publication. As a politically active student in Riga, he learned some Latvian to speak with Latvian workers. French and English, the languages of his third and fourth exiles, were acquired only very partially and never used in his writing. Since only his German-language work is directly accessible to me and was also most prominent in the body of his work, I concentrate on that aspect here, although I have begun efforts to locate his Russian-language work; some of his most important political correspondence in Russian and some of his work on Russian exile publications are mentioned below.

Childhood and Schooling: 1881–1899

Alexander Rubinstein was born into a large family of poor Jewish artisans in a small Latvian town and grew up in a mixed neighborhood of lower-middle-class artisan and working class families of several "nationalities" and religions. He remembered this milieu with deep affection as a crucial foundation for his identification with the poor and exploited everywhere. He and his elder brother were sent to a private German-language primary school but it was in the Russian-language secondary school he attended in his parents' birthplace, Mitau (now Jelgava, Latvia), that a remarkable teacher stimulated his interest in Russian nineteenth century literature as a means to awaken readers to social concerns and not only "art as such." He took this advice to heart throughout his long career as a writer and never forgot that his own father had been too poor to attend school (except for the Jewish "Cheder") and had taught himself to read and write, probably in Russian.

Student Days and Political Activism: 1899–1906

Almost from the beginning of his enrollment at the Riga Polytechnic as a student of Chemistry, the young Rubinstein became involved with the Jewish students' club "Anatolika" where he also met his life-long friend Rafael Abramowitsch (Rein). His initial project, with other club activists, of setting up a lending library for Jewish workers foreshadowed a life-long concern with adult education but he soon became more explicitly political.

During serious political unrest throughout Russia's Baltic provinces and a student strike at the Polytechnic in early 1902, he was expelled for three semesters as one of the

suspected leaders. He was eventually prevented from returning at all because he had also been placed under police surveillance for having "forbidden literature" in his room. As a result, he lost all the tutoring jobs by which he supported himself and, desperately in need of money, he did his first paid translation into German for a Riga newspaper: a story by Maxim Gorky, "Sechsundzwanzig und eine." This was the start of an activity by which he continued to support himself for many years (see Bibliography for partial list).

In 1902, he moved to Libau (now Liepaja, Latvia) where he continued to earn his living by tutoring students but became even more deeply involved in illegal political work. In December 1903, he was arrested with many other political activists, on orders from Petersburg, and kept in pre-trial detention for seven months. After his release (the trial never took place), he returned to Riga in mid-1904 for full-time political work with the local Russian Socialdemocratic organization, mainly building party cells in factory areas around the city.

Following the workers' march on the Winter Palace in Petersburg in January 1905, a general strike was called in Riga, with huge workers' demonstrations in which he participated. In mid-October 1905, he was sent to Petersburg by the Riga party committee to serve as liaison with the party leadership. There he was approached by "Felix" (Maksim Litvinov) to become a "professional revolutionary" – an offer he refused for reasons that were characteristic of the man: he did not believe political work should be "professional" and he did not want to be financially dependent on the party. Instead he returned to Riga, where he opposed plans for armed conflict and forcible "expropriations" made by some others in the party committee and confirmed his dislike of "professionals." Under intensive pressure from the police against all "agitators" after the failure of the 1905 Revolution, he moved to Libau and later went into hiding in Kovno (now Kaunas, Lithuania). At the end of January 1906, at the age of 25, he made his way illegally across the border into East Prussia near the small town of Eydtkuhnen.

First Exile: Russian Politics in Germany and the "Russisches Bulletin": 1906–1916

The young exile's original intention was to stay abroad for a brief period of study, to learn about the social and political institutions of the "more advanced" western nations before returning to political work in Russia. Indeed, he studied for three semesters at the Universities of Zürich and Leipzig, taking courses in economics, history, statistics, and civil law. He moved to Berlin in mid-1907 and almost immediately attracted the attention of the Prussian police, who were in regular contact with the Tsarist police in Petersburg and carried out a careful surveillance of Russian revolutionaries in exile in Germany. A series of reports on various Russian emigrés in the "Russia Files" of the Brandenburgisches Landeshauptarchiv (BLHA) in Potsdam mention "der hier bekannte Student Alexander Rubinstein" beginning in September 1907.[2] Somewhat later (October 1910), Rubinstein

2 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam (hereafter BLHA): Rep. 30, Bln C, 12556/25. pp. 77–80, p. 127, pp. 131–4. There is no evidence in these files that Rubinstein had attracted earlier attention in Leipzig.

is also identified as being a member of an undercover Russian revolutionary group in northern Germany, headed by one Jonas Tennenbaum. Rubinstein's special task, according to the police, was to maintain contact with German Socialdemocrats and the office of the "Vorwärts."[3]

In any event, Rubinstein was sufficiently active politically to have merited a numbered "Personal-Akte," which is referred to in all these police reports. Unfortunately, this file has been missing for many years and does not appear in the listings of "Personal-Akten" in the Prussian police archives. The "Russia Files" also contain reports on another Alexander Rubinstein in 1908 – but this other man was a Polish revolutionary who used many cover names and did not live in Berlin. There is no evidence that the police confused the two men (but see p. 357 below and footnote 50).

These police records also provide evidence of Alexander Rubinstein's most consistent political activity during his earliest years in Germany: the "Russisches Bulletin."[4] Oddly enough, there are no references to it in the brief biographical statements he wrote in his lifetime or that my mother provided for various handbooks after his death but his role in the publication has been noted by several historians and is amply confirmed by the police record, on which I therefore draw in some detail.

As Peter Lösche has noted, "[Karl] Liebknecht war aktiver Förderer einer für deutsche und ausländische sozialdemokratische Zeitungen herausgegebenen Pressekorrespondenz, des 'Russischen Bulletins' [...] In der Tendenz ist das Bulletin als menschewistisch anzusehen."[5] He adds: „Leiter der russischen Abteilung des ‚Vorwärts' war der [...] menschewistische Emigrant Alexander Stein, der zur gleichen Zeit die Pressekorrespondenz ‚Russisches Bulletin' herausgab."[6] Heinz Wohlgemuth, in his biography of Karl Liebknecht, also notes that "ein zunehmender Einfluß der Menschewiki wird vor allem nach der Prager Konferenz von 1912 offensichtlicher, das hängt unter anderem mit der Tätigkeit Alexander Steins in der Redaktion [...] zusammen."[7]

The young Rubinstein, then 26, was almost certainly drawn quickly into the circle of Russian socialist exiles around Karl Liebknecht and almost certainly found him politically congenial. Many decades later, in a 1946 article on the Liebknecht family, he compared Karl with his father Wilhelm: „Beide waren erfüllt von der gleichen Lebhaftigkeit, der gleichen revolutionären Leidenschaft, der gleichen Fähigkeit, sich rasch, ohne lange Überlegung, für eine Sache zu begeistern. Sie waren beide erfüllt von dem gleichen

3 BLHA: Rep. 30, Bln C, Tit. 94, Lit. R, Nr. 840, Bd. 6, Nr. 12727, pp. 269–70. I am grateful to Rudolph Knaack for this citation.

4 The most complete file of the *Russisches Bulletin* that I have seen is at the IISG, Amsterdam. Issue No. 1 consists of a single page and has the following heading:
1907, Berlin 22. Juli, Nr. 1. Erscheint 4mal wöchentlich. Nachdruck auch ohne Quellenangabe gestattet.
and at the bottom of the page: Verantwortlich für Verlag u. Redaktion: Max Eichler, Berlin. Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Lindenstr. 69.
At the end of the year, Nr. 88 of December 31, 1907, was still a single page, the same information at the bottom.

5 Peter Lösche, Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie, Berlin 1967, p. 56, footnote 108, citing correspondence with Boris Nicolaevsky. Original letter (in Russian) from Nicolaevsky to Lösche in Box number 498, Folder 25, Nicolaevsky Collection, Hoover Institution Archives.

6 Lösche, op. cit., pp. 49–50, see especially footnotes 82–83.

7 Heinz Wohlgemuth, Karl Liebknecht. Eine Biographie. Hrsg. von der Parteihochschule „Karl Marx" beim ZK der SED, Berlin 1975, p. 111. I thank Dr. Wohlgemuth for making this book available to me.

Optimismus hinsichtlich der Überwindung der Schwierigkeiten bei Beginn irgendeiner politischen Aktion, von einem Optimismus, der die Massen faszinierte und anfeuerte, der aber mitunter hart und schmerzlich mit der Wirklichkeit kollidierte."[8] These were qualities that the young Russian must have admired even if the older writer, in retrospect, was more critical.

Here he was clearly active in his "bridging" capacity, informing German readers of events in Russia, but also followed his own political agenda, pursuing a view of socialist principles developed during his years of active organizing and risk-taking in Russia. The selection of sources and articles for translation in the "Bulletin" provided Rubinstein with an excellent opportunity to develop his political judgment about the German situation as well as to transmit news and ideas from his Menshevik colleagues in Russia.

In the BLHA police files, detailed information concerning the "Russisches Bulletin" appears in connection with special investigations in 1915 and 1916.[9] These files also contain press clippings based on material from the "Russisches Bulletin" and occasional copies of the "Bulletin" itself. The reports are repetitive and seem to be based primarily on conversations with "die unverehelichte Mathilde Jacob," the typist in charge of producing the publication. Several stress the role of Alexander Rubinstein as "der eigentliche Leiter des Bulletins,"[10] and that "die Übersetzung des Bulletins besorgt der hier bekannte Russe Alexander Rubinstein,"[11] while others in the same series note, for example in September 1915: „Der Herausgeber und auch Leiter des ‚Russischen Bulletins' ist nach wie vor der zur Zeit im Felde stehende Genosse Dr. Karl Liebknecht." In the same article about the Liebknecht family[12] already mentioned, Stein writes about Karl's horrifying experiences while he served – "ohne Waffen" – in a labor battalion, citing details that must have been based on frequent personal contacts with him at that time.

The policemen assigned to the case show real concern that the number of subscribers is at that time declining sharply, from 60 to 35 and finally to 12. Financial problems, according to the police, led to the eventual closure of the "Russische Bulletin" in May 1916. They write: „Der ganzen Korrespondenz wurde überhaupt kein Interesse mehr entgegengebracht, so daß die Herstellungskosten einesteils von dem Genossen Alexander Rubinstein [...] in letzter Zeit gedeckt werden mußten."[13] I doubt that he had the funds to do so, except perhaps temporarily, but Mathilde Jacob may have been trying to protect the actual sources of funding by attributing them to Rubinstein, whom the police already knew. But the police also note: „Der Rückgang der Abonnentenzahl ist darauf zurückzuführen, daß jetzt die Breitscheidsche Korrespondenz, ‚Sozialistische Auslandspolitik' ähnliche Artikel gegen den Zarismus bringt, wie das ‚Russische Bulletin'. Auch ist Rubinstein bekanntlich an dieser Korrespondenz unter dem Pseudonym A. Stein ständiger Mitarbeiter."[14]

8 Alexander Stein, Die Familie Liebknecht, handwritten manuscript, Alexander-Stein-Archiv IISG, written for Jewish Daily Forward, New York (for publication in Yiddish, March 3 and 10, 1946).
9 BLHA: Rep. 30, Bln C, Tit. 95, 1595612, pp. 145–158.
10 Ibid. p. 157.
11 Ibid. p. 156.
12 See footnote 8.
13 BLHA: Rep. 30, Bln C., Tit. 95, 1595612, p. 157.
14 Ibid. p. 155, verso.

Evidently he felt secure enough by that time in the German political environment to sign his work openly with a pseudonym that everyone, including the police, obviously knew very soon. (The first signed article I have found in "Sozialistische Auslandspolitik" is dated June 2, 1915, in Volume 1, Number 5 of the weekly.) But the pseudonym A. Stein (or Alexander Stein) effectively became Rubinstein's "real name" for the rest of his life, with his original name reserved for official documents. Later exiles called for deeper cover. Stein himself summarized his activities in this period as follows: „Ich war ständiger Mitarbeiter des ‚Vorwärts', der ‚Leipziger Volkszeitung' und der von Karl Kautsky herausgegebenen wissenschaftlichen Wochenschrift ‚[Die] Neue Zeit'. Nach Ausbruch des Weltkrieges in 1914 gab ich zusammen mit Rudolf Breitscheid und in enger Zusammenarbeit mit Karl Kautsky und Eduard Bernstein die Korrespondenz ‚Sozialistische Auslandspolitik' heraus, die nach der Novemberrevolution 1918 in die Wochenschrift ‚Sozialist' umgewandelt wurde."[15] (The Bibliography includes only Stein's signed articles in "Die Neue Zeit" and "Sozialistische Auslandspolitik," selected articles in the "Leipziger Volkszeitung" but not (yet) the "Vorwärts." I can offer no explanation for his omission of the "Russisches Bulletin.")

In addition to writing original articles, Stein also did numerous translations for "Die Neue Zeit", including articles by Plehanov, some of these under the pseudonym A. Sander[16] (which I have not yet located), as well as books. Some of his book translations were done for the Berlin publishing firm Ladyschnikow, which played a major role in bringing Russian literature to German readers. Stein's older brother, Bernhard (Boris Nikolajewitsch) Rubinstein, was, first, part owner and then, after 1913, sole owner of the firm.[17] Here was yet another family member who played a major "bridging" role between two cultures.

Integration into German Socialism and the Situation in Russia: "Demokratie oder Diktatur?" 1916–1920

During Alexander Stein's initial period in Germany, he had established himself as an active participant in German Socialdemocratic circles, working closely with leading figures, but also retained warm and close personal ties with Russian comrades. He was ideally positioned, therefore, to act as an intermediary between Russian and German political activists in this critical period of war and revolution. His effective work as a "bridge" between leading Socialdemocratic figures in both countries contributed to lasting consequences in German political developments. But Stein must also have felt a sense of failure that the warnings against Lenin's policies that he proclaimed on behalf of his Menshevik comrades in Russia did not succeed in discouraging many of his German comrades from later joining forces with the Communists.

15 Typescript titled Alexander Stein in Alexander-Stein-Archiv, IISG, Amsterdam.

16 Elly Stein an Franz Osterroth, 5. Juli 1958. Document in my possession, intended for Alexander-Stein-Archiv, IISG.

17 Wolfgang Metzger, Eine Brücke zwischen deutschem und russischem Geiste: Ein russischer Verlag in Berlin, in: Marginalia, Nr. 106, 1987/2, p. 53–63.

In my present view of the political man, three events – all rooted in his Russian past – stand out during this period: Stein's controversial articles about the Bolshevik November Revolution in the "Leipziger Volkszeitung" in December 1917, his acquisition of German citizenship in 1919, and his role as Julius Martov's interpreter at the USPD Parteitag in Halle in 1920. All are related, one way or the other, to Stein's success in sustaining close personal and political ties with comrades in both his homeland and his "Wahlheimat."
Alexander Stein had long-standing links with Menshevik comrades in Russia and abroad, most especially with Julius Martov with whom he corresponded frequently and whose letters to Stein are particularly warm. His close friend from student days, Rafael Abramowitsch, was a member of the Menshevik Central Committee and was in Moscow in 1920. As recently noted by Vladimir Brovkin: "A. N. Stein was one of the key links between Russian and German Social Democrats. A close associate of Martov, Stein [...] informed German Social Democrats about the latest developments in Russia and organized their visits to Russia in the summer of 1920."[18] English translations of two letters from Martov to Stein are reprinted in Brovkin's collection of "Menshevik Reports on the Bolshevik Revolution and the Civil War"[19] and a limited number of Martov's original letters to Stein (1921–22), as also a 1918 letter to Stein from Pavel Akselrod, the Menshevik party's official spokesman abroad, are in the Nicolaevsky Collection in the Hoover Institution.
Stein's deep personal feelings about events in Russia and his vision of a democratic future for his homeland – coupled with a longing for peace – shine forth from the pages he wrote in the first half of 1917, after the "real" Russian Revolution, and make it easier to understand his fury when the actions of the Bolsheviks later that same year changed everything. I cite a typical section from a lengthy article that appeared in "Die Neue Zeit" in April 1917: „Hier wird es auch von dem entschlossenen Kampfe der russischen Demokratie um den Frieden, um einen *Frieden der demokratischen Verständigung*, wie ihn unsere russischen Genossen Hand in Hand mit den sozialistischen Minderheiten in allen kriegführenden Ländern schon lange fordern, wie von dem Echo, das dieser Kampf finden wird, abhängen, ob die russische Revolution nicht nur dem Zarismus, sondern auch dem Kriege ein Ende bereitet und den eisernen Ring durchbricht, der der Menschheit den Weg zum Frieden versperrt."[20]
However, in a two-part article in the same publication in July 1917 entitled "Die inneren Gegensätze der russischen Revolution,"[21] he is already primarily concerned with the growing pressures from the Bolsheviks, noting that "Die von links geforderte *Diktatur*

18 Dear Comrades: Menshevik Reports on the Bolshevik Revolution and the Civil War. Translated and edited by Vladimir N. Brovkin, Stanford, CA, 1991, p. 96. I have so far found no information whether Stein himself went to Russia with this group but see also Chapter 9 in Israel Getzler's biography of Martov (footnote 36). The "N." in Stein's name refers to Stein's patronymic, Nikolajewitsch, always used in Russian forms of address. See also Dear Comrades, pp. 123–130, for Martov's letter to Stein, 25 October 1918. Other letters are cited in Getzler.

19 Dear Comrades, pp. 96–103 and pp. 123–130.

20 A[lexander] Stein, Der russische Umsturz, in: Die Neue Zeit, Jg. 35 (1916/17), Bd. 2, Nr. 1, pp. 1–9. Quotation on p. 9, emphasis in original.

21 A[lexander] Stein, Die inneren Gegensätze der russischen Revolution, parts I and II, in: Die Neue Zeit, Jg. 35 (1916/17), Bd. 2, Nr. 15, pp. 337–40, and Nr. 16, pp. 372–378. Quotations on p. 375 and 377, emphasis in original. Cf. Peter Lösche, op. cit., pp. 89–90.

des Proletariats und der proletarisierten Bauernschaft hat die Mehrheit der sozialistischen Parteien und die übergroße Mehrheit der Arbeiter- und Soldatenräte [am 22. Juni] ausdrücklich abgelehnt." He continues: „Birgt schon diese Situation eine ungeheure Tragik in sich, so wird sie noch verstärkt durch die Widersprüche, die die Fortsetzung des Krieges mit sich bringt."

Stein may have begun his links to the "Leipziger Volkszeitung" while he was a student at the university before he moved to Berlin in 1907, but he was already a regular contributor to the paper when it was, as Lösche notes, "faktisch die Stelle des Zentralorgans der USPD während des Weltkrieges."[22] Given the sympathy for the Bolsheviks that prevailed among German Socialdemocrats in the time immediately following the 1917 November Revolution,[23] Stein obviously created an uproar with his front-page article in the "Leipziger Volkszeitung" of December 17, 1917,[24] in which he presented an extremely sharp critique of Lenin and Trotsky – a critique that it is useful to examine in retrospect. The article was, of course, entirely consistent with views Stein had expressed earlier but the reactions to it suggest that it was *the first* such critique in a left-wing publication in Germany. Entitled "Demokratie oder Diktatur?", a title which Karl Kautsky used frequently thereafter, the article was tellingly preceded by a note in which the paper's editors distanced themselves from his views as follows: „Steins Kritik scheint uns in einigen Punkten etwas zu weit zu gehen – in einer so bewegten und entscheidungsschweren Situation, wie sie die russische Revolution jetzt durchmacht, sind auch harte diktatorische Maßregeln nicht zu entbehren."[25]

Stein's long article, which included lengthy statements from dissidents who broke ranks with Lenin, centered on the following argument: „Tatsächlich sind die verflossenen Wochen ausgefüllt mit den heftigsten Kämpfen innerhalb der russischen Demokratie, deren Selbstzerfleischung von den Gegnern mit Genugtuung und Schadenfreude begrüßt wird, während die von den Bolschewiki proklamierte ‚Diktatur des Proletariats und der ärmeren Bauernschaft', verkörpert in den Sowjets, sich schon in den ersten Tagen nach der Erhebung als *Diktatur einer einzigen Partei*, der Partei der Bolschewiki entpuppte." Stein concluded: „Wenn jetzt aber eine zeitweilig ans Ruder gelangte Partei [...] ihre Diktatur dadurch aufrecht erhalten will, daß sie den Grundsätzen der Demokratie ins Gesicht schlägt [...] *so vernichtet sie auch die letzte Möglichkeit, einen Ausweg aus den inneren Wirren in Rußland zu finden.* Das internationale Proletariat kann nicht wünschen, daß die revolutionäre Bewegung in Rußland eine so verhängnisvolle Wendung nimmt, die alle an sie geknüpften Hoffnungen vernichten würde."[26]

As Lösche also notes,[27] the reaction from other German Socialdemocrats was not long in coming, both in the "Leipziger Volkszeitung" and other socialist newspapers. Franz Mehring responded (on December 19) with a long article "Tragik oder Unvernunft?" in which he accuses Stein of using arguments best left to bourgeois foes and asks whether

22 Peter Lösche, op. cit., p. 121.
23 Op. cit., p. 120.
24 Leipziger Volkszeitung (hereafter LV) vom 17. Dezember 1917 (IISG microfilm).
25 Ibid.
26 Ibid.
27 Peter Lösche, op. cit., pp. 122–123.

Lenin and Trotsky might not have been forced into a tragic position by the revolutionary energy of their followers, citing Engels' comments after the failure of the 1848 Revolution. He ends by noting the difficulties of judging a situation without knowing enough about it.[28] It was, of course, precisely Stein's advantage that he could claim access to better and more recent information about Russian events.

Stein replied to Mehring (and other critics) in another front-page article with the title "Tragik und Unvernunft" – arguing that: „Denn – wie auch dem nachgerade klar sein müßte, der nur auf die ins Ausland dringende Informationen über Rußland angewiesen ist – mit Schuld an der russischen Revolutionskrise trägt auch die Taktik der herrschenden Gruppen der Bolschewiki, die am Vorabend der Konstituante das Land in den Bürgerkrieg gejagt hat. Ich beantworte deshalb die Frage des Genossen Mehring [...]: Nicht – Tragik oder Unvernunft? Sondern: Tragik *und* Unvernunft!"[29]

In an intervening issue, the editors of the "Leipziger Volkszeitung" carried another full front-page set of articles, noting in the introduction that Stein's original article "hat starke Beachtung gefunden, lebhaften Widerspruch und ebenso kräftige Zustimmung geweckt. Er hat eine brennende Frage angeschnitten, die sich den Sozialdemokraten in diesen Tagen gebieterisch aufdrängt. Von den verschiedensten Seiten sind uns Polemiken gegen Stein zugegangen, während andererseits mehrere Genossen die von ihm vorgetragene Kritik erweitern und ergänzen wollen."[30]

In the Christmas Eve issue, Stein responded to the critique by Hans Vorst in the "Berliner Tageblatt." Under the heading "Noch einmal: Demokratie oder Diktatur?" Stein presented details of current events in Russia and concludes: „*Die Diktatur der Bolschewiki ruht*, trotz der scheinbaren Erweiterung ihrer Machtgrundlagen, *jetzt auf einer noch schmäleren Basis als früher*, weil die Gruppen, die sich zur Mitarbeit mit den Bolschewiki bereit erklärten, die Beseitigung eben dieser Diktatur zur Voraussetzung ihrer gemeinsamen Tätigkeit machten [...]. Es mag dem Leser vielleicht sonderbar erscheinen, daß ich als Sozialdemokrat gegen die terroristischen Maßnahmen der russischen Bolschewiki-Regierung auftrete, während ein liberaler Schriftsteller sie verteidigt [...]. [Aber] ein großes Volk läßt sich mit der Knute [...] [nicht] in den sozialistischen Zukunftsstaat hineintreiben, wenn seine Voraussetzungen nicht gegeben sind."[31]

This assessment was to be proved all too tragically wrong, but for Alexander Stein, who was by then a seasoned political journalist in his mid-thirties, the sensation caused by these articles was probably very satisfying – he certainly believed passionately in a democratic socialist future and, like most of us, must have enjoyed knowing that he had a large audience for his ideas. By the same token, it must have been devastating to witness the failure of all opposition to Lenin in Russia within a few short years and to have to make the wrenching personal decision that he could no longer return for good to his homeland, as he had long hoped. Not surprisingly, he applied for and obtained German citizenship in 1919 – his second and ultimately the last that he would ever hold.

28 LV, 19. Dezember 1917 (IISG microfilm).
29 LV, 27. Dezember 1917 (IISG microfilm).
30 LV, 22. Dezember 1917 (IISG microfilm).
31 LV, 24. Dezember 1917 (IISG microfilm). Emphases in all the above LV citations are in the original.

Stein's role in the critique of Bolshevism among German socialists did not escape the eyes of Lenin. In several of his attacks on the "Renegat Kautsky" in the period July 1918 to March 1919, he repeatedly criticized Karl Kautsky for choosing Mensheviki as his informants about Russian events: „Wer die russische menschewistische Literatur kennt, sieht sofort, wie sklavisch Kautsky die Martow, Axelrod, Stein und Co. abschreibt [...]. Kautsky hat sich z. B. nicht die Mühe genommen, bei seinen Informatoren, etwa bei Stein in Berlin oder bei Axelrod in Stockholm, Erkundigungen darüber einzuziehen [...]"[32] and: „Kennt Kautsky diese Thesen vollständig, oder kennt er von ihnen nur das, was die Stein, Axelrod und Co. ihm übersetzt haben? [...] Nebenbei bemerkt: Ähnliche menschewistische Lügen gibt es sehr viele in der Broschüre Kautskys! Sie ist die Schmähschrift eines erbosten Menschewiks."[33]

Interpreter for Martov: 1920 USPD Halle Party Conference

The excerpts I have cited above convey the depth of political feeling on both sides of a profound divide: should German Socialists oppose or support what was happening in Russia? Stein's position was clear enough and must have earned him deeply felt dislike and disdain among those who continued to support the Bolsheviks. One public occasion on which this became very apparent was the "Außerordentliche Parteitag der USPD" in Halle in October 1920. Although this is not the place to discuss the internal split in the *Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands* (USPD), on German as well as Russian issues, Stein was clearly aligned with the "right wing" of the party, along with Hilferding, Kautsky, Breitscheid, Ströbel, and Haase. Lösche notes that this group "versuchte [...], die Einberufung der [deutschen] Nationalversammlung so lange wie möglich hinauszuschieben, um die Errungenschaften der Revolution zu sichern. Sie wollten später das Rätesystem und die parlamentarische Demokratie miteinander verbinden."[34] Stein was also closely aligned with the leadership of the Mensheviks and deeply influenced by their ideas, particularly Julius Martov, a point I will explore in further work.

True to his "bridging" inclinations and his work in two socialist movements, Stein saw a specific international role for the USPD in reconciling the Second and Third Internationals by transforming them into a new international revolutionary organization rooted in both East and West. In other words, the "mediating" party needed to be *both* revolutionary *and* able to bridge differences among groups. He may have hoped that such a task would prevent the group from splintering. In his 1919 pamphlet "Das Problem der Internationale," he wrote: „Die geschilderte Situation in der Internationale schreibt der Unabhängigen Sozialdemokratie Deutschlands, als der Mittlerin zwischen dem revolutionären Osten und der beginnenden revolutionären Bewegung des Westens,

32 Vladimir Il'ič Lenin, Werke. Hrsg. vom IML beim ZK der KPdSU und vom IML beim ZK der SED, 40 Bde., 1 Erg.bd., 3 Reg.bde., Berlin 1959–1969, Bd. 28 (Juli 1918–März 1919), p. 257. I thank Gerlinde Grahn for this reference.

33 Ibid., p. 265.

34 Peter Lösche, op. cit. p. 224.

die Aufgabe vor, jede Verbindung mit den proletarischen Massenorganisationen des Westens zu nützen, um sie mit revolutionärem Geist zu erfüllen und gemeinsam mit ihnen das Fundament für eine neue Internationale der Tat zu legen."[35]

By the time he wrote these words, however, the bitterness within the USPD had grown so deep in the years following the two 1917 Russian Revolutions and the German Revolution of November 1918, that a split seemed inevitable at the 1920 party conference. Indeed, feelings ran so high that the two factions sat on opposite sides of the meeting hall and their interpellations and applause are so noted in the conference transcript (at least that of the "rechte" USPD that I cite here). In later years, Stein spoke of this party conference with deep emotion and one can glimpse his feelings in some of his later articles.

I also remember a long-ago remark: one of the things he was proudest of in his long political career, he told me, was that he had interpreted Julius Martov's speech at Halle "aus dem Stegreif" – and, having now read the conference transcript, I am sure that his pride referred not only to the language skills that must have been involved but also to the substantive content of Martov's notes, which they must have discussed in earlier correspondence and personal conversations. But of course, it is impossible to know in retrospect whether Stein also contributed to the substance of the speech – but these are the speculations that make personal histories interesting! (As a sometime interpreter and translator myself, I know that it is hard *not* to influence content: another reason for quoting original texts!) Martov was already very ill before the Halle Congress and, by then, his voice "had finally broken down."[36] Martov settled in Berlin after the Congress; in the next three years, he spent months at a time in a German sanatorium and died in Germany in April 1923.

Stein wrote in some detail about "Die Tragödie von Halle" in his 1946 biographical sketch about his friend Rudolf Hilferding. He noted that the party conference was called to put an end to the intolerable situation where "alles drehte sich nur noch um die Streitfrage: '*Für oder gegen Moskau?*', [und hier] spielte sich denn auch der letzte Akt der Spaltungstragödie ab, die nicht nur der Unabhängigen Sozialdemokratie, sondern der gesamten sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland unheilbare Wunden zufügte."[37]

In this brief biography he naturally stressed the role played at Halle by Hilferding in the "Rededuell Sinowjew–Hilferding, das sich in der stürmischen Atmosphäre des Halleschen Parteitages abspielte" but added: "neben ihm sein Freund Julius Martow, der bedeutendste Führer der russischen Sozialdemokratie, der aus Rußland erschienen war, um im Namen seiner entrechteten und geächteten Partei Anklage zu erheben gegen die Terrorpraxis der bolschewistischen Diktatur."[38]

35 Alexander Stein, Das Problem der Internationale. Mit Anhang: Resolutionen und Richtlinien der zweiten und dritten Internationale, Berlin 1919. Quotation from p. 25. See also Peter Lösche, op. cit., p. 266.

36 Israel Getzler, Martov: A Political Biography of a Russian Social Democrat, Cambridge 1967. Quotation from p. 208.

37 Alexander Stein, Rudolf Hilferding und die deutsche Arbeiterbewegung, Gedenkblätter. Hrsg. von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Hannover 1946. Quotation from p. 16.

38 Ibid.

According to the conference protocol, Stein's role was to be strictly that of presenting the "Übersetzung der schriftlich fixierten Ausführungen Martows"[39] but, judging from the shouted remarks and the presiding officers' statements, some of the animus was surely also directed personally at Stein. For instance, almost immediately after he started: „(Beifall rechts. Zuruf links: Ganz wie Scheidemann. Zuruf rechts.) [Stein:] Parteigenossen, ich glaube es dem Parteitag schuldig zu sein, wenn ich auf derartige Zwischenrufe nicht reagiere. (Unruhe links.)"[40] Or a little later: "(Hört! Hört! Pfui! Gemeinheit! rechts. Unruhe. Zuruf rechts: Das ist Moskau. Glocke des Vorsitzenden.)" whereupon one of the presiding officers (Wilhelm Dittmann) intervened: „Ich habe vorhin, als dem Genossen Stein ‚Scheidemann' zugerufen wurde, dem Genossen Brass gesagt, es wäre vielleicht notwendig, aufmerksam zu machen, daß man doch den Genossen, der die Rede verliest, der nicht selbst Redner ist, nicht persönlich durch einen Zwischenruf apostrophieren kann."[41]

Martov's text (or notes) as presented by Stein contained the following crucial appeals to German socialists: „Parteigenossen! Wir fordern, daß das internationale Proletariat den Terror auch für die bolschewistische Regierung als unzulässig erklärt, daß es seine Anwendung überall als demoralisierend anerkennt und daß es auf diese Weise dem russischen Proletariat hilft, sich von den Segnungen dieses terroristischen Systems durch die Kontrolle der Internationale zu befreien."[42] And, at the end: „Möge im Interesse der Internationalen, im Interesse der russischen Revolution die alte Unabhängige Sozialdemokratie Deutschlands erhalten bleiben und fest stehen an der Spitze des vorgeschrittenen deutschen Proletariats! (Lebhaftes Händeklatschen rechts. – Bravorufe. – Gegenrufe links. Pfiff. – Langandauernder, immer von neuem einsetzender Beifall. – Glocke des Vorsitzenden. – Erregte Zurufe von links.)"[43]

Twenty-six years after Halle, in the same article about the Liebknecht family noted above, Stein wrote with remembered passion about the event: „Als im Oktober 1920 auf dem Parteitag in Halle die Partei gespalten wurde, nachdem Grigorij Sinowjew, der Präsident der Moskauer Internationale, in einer 4stündigen Rede alle Künste seiner raffinierten Demagogie hatte spielen lassen, machte Theodor Liebknecht die Spaltung nicht mit. Ich erinnere mich noch, daß ich neben ihm den Saal verließ, in dem die neokommunistische Mehrheit zurückblieb. Schimpfworte und höhnische Zurufe flogen ihm an den Kopf. In höchster Erregung wandte er sich um und gab den Zurufern eine gebührende Antwort. Doch als er den Saal verlassen hatte, erlitt er einen Nervenzusammenbruch und konnte nur mit Mühe beruhigt werden. Er spürte, wie wir alle, daß durch diese frivol angezettelte Spaltung, die nur den Plänen Moskaus dienen sollte, das Rückgrat des immer stärker werdenden linken Flügels der deutschen Arbeiterbewegung gebrochen war und daß dadurch auch das Schicksal der Gesamtbewegung auf das schwerste gefährdet wurde."[44]

39 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages in Halle, vom 12. bis 17. Oktober 1920. Hrsg. von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei [Deutschlands], Berlin [o. J.], p. 208.
40 Ibid. p. 209.
41 Ibid. p. 211.
42 Ibid. p. 217.
43 Ibid. p. 218.
44 See footnote 8. Quotation from pp. 18–19 of handwritten manuscript.

German and Russian Political Journalism: 1918–1925

Stein described this period in his life rather briefly, in the summary of his work already cited: „Im November 1918 trat ich in die Redaktion der von Rudolf Hilferding geleiteten Zeitung ‚Freiheit' ein, wo ich bis zum Sommer 1922 tätig war. Nach der Wiedervereinigung der beiden sozialdemokratischen Parteien wurde ich in die Redaktion des ‚Vorwärts' delegiert [und] war dort bis 1925 tätig [...]"[45] In a letter written after his death my mother added only: „A. S. wurde gemeinsam mit Curt Geyer und Ernst Reuter in den Redaktionsstab des ‚Vorwärts' übernommen. (Stampfer hat das in seinem Buch auch erwähnt.)"[46] As I have not yet completed research on Stein's work on the "Vorwärts," I here note only his work on other publications.

In his brief 1946 biography of Hilferding, Stein provides illuminating details about both men and their work together: „Als die Revolution am 9. November 1918 ausbrach und drei Vertreter der Unabhängigen Sozialdemokratie zusammen mit drei Vertretern der alten Mehrheitspartei die ‚Regierung der Volksbeauftragten' bildeten, war es eine der ersten Handlungen des Parteivorstandes der ‚Unabhängigen', daß er Hilferding aufforderte, schleunigst nach Berlin zu kommen und die Chefredaktion des neugegründeten Zentralorgans ‚Die Freiheit' zu übernehmen. Wir hatten – eine ziemlich unerfahrene Gruppe – schon am 15. November mit der Herausgabe des Blattes begonnen [...]. Es war eine Freude, unter Hilferdings Leitung zu arbeiten. Ich hatte schon in den Jahren vor dem Kriege als freier Mitarbeiter des ‚Vorwärts' mit ihm zusammengearbeitet [...]. [Er] verstand es, unser Redaktionskollegium sehr bald in eine in glänzender Kameradschaft arbeitende Körperschaft zu verwandeln."[47]

It was somewhat later during this period that Stein joined several other Mensheviks in publishing a revived version of the "Russisches Bulletin" – this time, it carried all their names on its masthead: "Herausgegeben von R. Abramowitsch, Th. Dan, L. Martow, A. Stein." It was identified as "Mitteilungsblatt der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands" and published from the address of the "Sozialistischer Bote" in Berlin. Judging from the few issues that I have seen[48] (all between October and December 1922), it appeared weekly. The articles are unsigned. This publication must not be confused with the "Russian Bulletin of the Opposition," published since 1929 by Leon Trotsky and Leon Sedov, 74 or 75 issues of which had appeared (in various languages, including English) by early 1939.[49] In connection with Trotsky, it should also be noted that the "A. Stein" who had an active correspondence with Trotsky in 1932 described himself in his letters as "ein

45 See footnote 15.

46 See footnote 16. See also Friedrich Stampfer, Erfahrungen und Erkenntnisse. Aufzeichnungen aus meinem Leben, Köln 1957, p. 209: „Ein anderer unserer Mängel [im neuen Zentralorgan der SPD, Der Vorwärts] war unsere geringe Kenntnis des Auslandes und fremder Sprachen [...]. So mußte ich es als einen besonderen Glücksfall betrachten, daß es mir gelang, Victor Schiff und Alexander Stein als Auslandsredakteure zu gewinnen ..."

47 See footnote 36. Quotation from p. 10.

48 At IISG, Amsterdam. Israel Getzler (footnote 36, p. 1) notes that Julius Martov (born Julius Tsederbaum) adopted the initial L. as part of his party name as a compliment to his favorite sister, Lydia Osipovna, who married Theodor Dan.

49 Leon Trotsky to Rae Spiegel, Coyoacan, February 22, 1939, Lev Trotskii Collection, Houghton Library, Harvard University, bMS Russian 13.1 (10506). In English.

polnischer Linksoppositioneller" who was then living mainly in Zürich and Berlin but who had been active in the illegal communist party in Palestine 1925–29.[50] The names Stein and Rubinstein were apparently not very rare among East European Jews, but it is tempting to wonder if this new "Doppelgänger" was the same Alexander Rubinstein, the Polish revolutionary under Prussian police surveillance 25 years earlier, who had also abbreviated his party-name.

In the 1920's, the group of Mensheviks in Berlin who brought out the renewed "Russisches Bulletin" also published a Russian-language journal that proved to be more long-lived, "Socialističeskij Vestnik" (i.e. "The Socialist Courier," "Sozialistischer Bote" from whose offices the "Bulletin" was published). Martov and Abramowitsch founded the journal in Berlin in February 1921; after Martov's death, Theodor Dan joined as editor.[51] They were part of a larger group of Russian Menshevik exiles who had settled in Berlin in the 1920s, although only one member of this group, Georg Decker (originally Denike and an important socialist theorist), seems to have been close to the SPD party chiefs of that decade, particularly Otto Wels.[52] Stein, by contrast, had come much earlier, his contacts with German Socialdemocrats included an earlier generation of more radical leaders, and his past participation in the USPD may not have been conducive to a close relationship with many of the SPD leaders of the 1920s.

"The Socialist Courier" appeared in Berlin until 1933, in Paris until 1940, and from then on in New York. For at least part of this time, the paper was printed on thin paper and smuggled into the Soviet Union, as I have recently heard from a surviving Latvian relative, whose father (Stein's brother-in-law) was a subscriber.[53] In 1946, in his New York exile, Stein sent a circular to German-speaking socialist comrades asking them to join in celebrating the 25th anniversary of the publication, and wrote: „Von 1921 bis 1933 war ich in Berlin ‚verantwortlicher Redakteur' des Blattes. 1938 [...] trat ich in das erweiterte Redaktionskollegium ein, dem ich auch jetzt angehöre."[54]

But even in Germany, Russia was never far from Stein's thoughts. A few years later, in his 1929 preface to Eva Broido's autobiographical "Wetterleuchten der Revolution," Stein revealed some of his deepest feelings about people and ideals, as well as his lifelong regrets about his homeland when he wrote: „[Sie ist eine] Vertreterin jener Generation russischer Revolutionäre, die in selbstloser Aufopferung alle Leiden und Entbehrungen des illegalen Kampfes gegen den Zarismus auf sich nahm, um der niedergehaltenen Arbeiterbewegung freie Bahn zu schaffen [...]. Diese Generation verstand es, hohen

50 A. Stein to Lev Trotskii, Houghton Collection, bMS Russian 13.1 (5381–5391), Trotskii to A. Stein, bMS Russian 13.1 (10520–10523). There is no mention of a first name or a patronymic for this other A. Stein (in German). But this other man was perhaps the author of a book published in Yiddish in Warsaw: Alexander Stein, Valter Ratenoy: der Yidisher minister in Daytshland, Varshe 1933 (as transliterated into English). I thank David Kettler for this reference.

51 Alexander Stein to "Lieber Genosse, liebe Genossin", January 12, 1945. Karl B. Frank Collection, Box number 9, Folder S (Correspondence 1939–1961), Hoover Institution Archives, Stanford, CA.

52 Michael Scholing, Georg Decker (1887–1964), in: Vor dem Vergessen bewahren: Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten. Hrsg. von Peter Lösche, Michael Scholing und Franz Walter, Berlin 1988, pp. 57–80.

53 V. Vigdorchik to Hanna Papanek, 29. 9. 1993. Stein's work on illegal publications was clearly a consistent thread in his lifetime of writing for political causes. See also Dear Comrades, footnote 18, pp. xix–xx, on smuggling of Socialističeskij Vestnik.

54 See footnote 51.

persönlichen Idealismus, Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit mit nüchternem politischen Wirklichkeitssinn zu verbinden und mindestens den Versuch zu machen, die chaotischen Wellen der russischen Arbeiter- und Bauernbewegung in die Bahn westeuropäischer demokratisch-sozialistischer Entwicklung zu drängen. Der Versuch mißlang [...]."[55]

But Stein also took time to write other things during this period. For example, his "Agrarfrage und Sozialismus,"[56] published as a pamphlet in 1921, is an extended scholarly essay examining various aspects of German agriculture, using both statistical and secondary sources on land ownership, agricultural incomes, and rural class differences, intended to establish the existence of a rural proletariat. Stein, following Engels, argues for political mobilization in rural areas. Following the USPD position, he is critical both of the Socialdemocratic Agriculture Minister in Prussia and the tendency of communist analysts to conflate all peasants into a single "class" regardless of the size of their holdings.

Although I found Stein's interest in agricultural questions surprising, it is consistent with his scholarly bent and reflects the overwhelming importance that this issue always had in Russia, as he also stresses in his autobiography. More generally, as can be seen in all his work including his autobiographical fragment, his approach and style were very scholarly yet always reflected a specific political position and usually a political agenda. These qualities are also notable in the work of others writing for journals that he edited later in the 1920s and that gave full rein to his pedagogical role as a writer. Throughout his life, Stein clearly followed the goal of nineteenth century Russian literature that he had learned about in his youth: write to reveal a society to its members as truthfully and as well as one can.

Later Weimar Years: Journalist, Editor, Educator 1925–1933

During the rest of his time in Germany, Stein worked hard to realize this goal in a more explicitly educational context, which also gave him the chance to return to the "cultural" interests he had valued so highly in his youth. Although I do not know this for sure, I speculate that he had had little time or money to return to one of the earlier enthusiasms of his student days – the theater – until the mid-1920s when he was more securely established. His first project as a student in Riga, the lending library for Jewish workers, had also been dropped for more urgent political tasks.

Now this whole area of his interests could be revived in the larger context of the educational tasks to which German (and Austrian) socialists and trade unions had already committed themselves for several decades. As far as I can judge in retrospect (and without detailed research into the entire context), Stein undertook this work with great energy and considerable skill. The publications that appeared under his editorial leadership during the late 1920s and early 30s are ambitiously conceived and carried out, especially to serve the needs of those who had not been able to get higher education but

55 Alexander Stein, Vorwort zu: Eva Broido, Wetterleuchten der Revolution, Berlin 1929, S. 5–8.
56 Alexander Stein, Agrarfrage und Sozialismus, Berlin 1921.

who wanted or needed what it could offer. (The articles he wrote in these journals, in addition to his work as "Schriftleiter," are listed in the bibliography. And although I assume that he continued to contribute to the "Vorwärts," I have not yet examined his writings for that publication during this period. Nor do any of his Russian-language articles appear in the Bibliography.)

From my personal recollections of Alexander Stein, especially conversations with him in my late teens and lectures of his that I attended, I believe that his interests as a scholar and educator, while always very strong, really came to fruition in his later years. From that evidence, he must have been a very fine lecturer and educational writer and planner during these final years in Germany. I am not surprised that people remembered his lectures decades later.

As he wrote in a brief biographical statement much later, already in exile: „1925 wurde ich zum Sekretär des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit gewählt, der die gesamte Bildungsarbeit der Sozialdemokratischen Partei leitete. Gleichzeitig gab ich die zentralen Bildungszeitschriften der Partei, ‚Sozialistische Bildung' und ‚Bücherwarte' heraus, in denen ich zahlreiche Artikel über Fragen der Arbeiterbildung und der sozialistischen Kulturarbeit veröffentlichte. In der Praxis der Bildungsarbeit war ich schon seit 1918 als Dozent der Berliner Arbeiterbildungsschule und später als Leiter zahlreicher Kurse und Funktionärschulen der Partei tätig. Seit 1926 war ich außerdem Leiter der damals in Berlin gegründeten ‚Freien Sozialistischen Hochschule'."[57]

My mother later described these activities as "Kurse für Redakteure, Buchhändler, Bibliothekare, Parteisekretäre und für Jungsozialisten, die in den Heimen der Partei (Weiße Taube in Buckow, Gewerkschaftshaus in Wernigerode und in Probstzella) abgehalten wurden [...]. An der 'Freien Sozialistischen Hochschule' [hielten] die Wissenschaftler der Partei Vorlesungen [...], die von vielen der Berliner Parteigenossen besucht wurden und die [nach dem Krieg] noch vielen als besonders wertvoll und wichtig in Erinnerung waren."[58]

No wonder: who would not remember someone who began his speech to the "Reichskonferenz der Jungsozialisten" (Dresden, 1927) as follows: „... heute wollen wir jetzt in die Prosa unserer Arbeit hineinsteigen, in die Prosa der sozialistischen Arbeit, die nur äußerlich nüchtern erscheint, die aber ihre Poesie und ihren inneren Schwung in ihrer Zielsetzung selbst trägt."[59] (Although Stein wrote poetry only infrequently, I think that inwardly he was not as prosaic as his work may have forced him to be. Some of the personal poems he wrote at the end of his life reveal a man very different from the political journalist and party bureaucrat that he also was.)

In this speech, Stein goes on to examine why the youth contingent in the SPD is so small (only 17 percent of members are under thirty) and to sketch the stages of the historical development of the youth movement. In view of the stronger integration of youth into the party that had been decided a year earlier, he then presents his ideas, based on practical local experience for achieving it. He sees future socialist youth groups, perhaps

57 See footnote 15.

58 See footnote 16.

59 Alexander Stein, Jungsozialisten und Arbeiterbewegung, Berlin 1928. Based on Stein's speech to the Reichskonferenz der Jungsozialisten in Dresden, June 5, 1927.

recalling his own Riga days, as "Initiativgruppen" – that is, small groups who will bring the socialist message to the masses. Another task he wants to set young socialists is, interestingly, to urge their active participation in the struggle against "Kulturreaktion [...] eine planmäßige Attacke, die das Ziel verfolgt, in der demokratischen Republik den Obrigkeitsstaat wieder aufzurichten."[60]

More clearly than he has elsewhere, Stein speaks of his view of education and Marxism: „Ich bin gegen jede Paukerei, auch gegen marxistische. Ich bin der Ansicht, daß wir Menschen erziehen müssen, oder richtiger, daß die Menschen sich selbst erziehen müssen mit Hilfe der Bildungsmöglichkeiten, die Partei und Gewerkschaften ihnen bieten. Dafür liefert der Marxismus die beste Lehrmethode [...]. [Er ist] eine neue Denkmethode, eine neue Einstellung zur Umwelt [und] die Möglichkeit [...], in den Kern der Zustände hineinzuschauen."[61]

And in what may have been Stein's last publication in Germany, the January 1933 "Vorwort" to a "Gedenkschrift zum 50. Todestag" for Karl Marx, he calls him "auch heute noch der große Lehrmeister der kämpfenden Arbeiterklasse."[62]

As "Schriftleiter" of the monthly journal, "Sozialistische Bildung" in the years 1925 to 1933, Alexander Stein must have been prodigiously busy, as this publication expanded its various sections and began to publish some of them as "Beilagen" (e.g. "Sozialistische Erziehung") or separate publications, such as "Die Bücherwarte." (Stein was a true bibliophile – he recreated a much shorter version of this book review journal in one of the Socialdemocratic exile journals in Prag, "Zeitschrift für Sozialismus"; see Bibliography.)

An idea of the scope of "Sozialistische Bildung" can perhaps be conveyed by the "Sachregister" for the year 1929,[63] at the mid-point of the journal's lifespan. Indexed under "Allgemeines" is, for example, an article by Eduard Bernstein on the cultural significance of the theory of the class struggle. "Arbeiterbildungswesen" includes eleven serious articles on practical issues in adult education. In "Büchereiwesen," articles focus on the organization of "Arbeiterbüchereien und Volksbibliotheken," while under "Ferien- und Studienreisen" there are discussions of travels undertaken for educational purposes.

In an important section, "Feste und Feiern," authors discuss how important days and events are to be marked by appropriately organized celebrations, including "Weltliche Weihnacht." The section on "Kulturarbeit" included articles on censorship and the law on pornography, while that on "Kunst und Dichtung" deals primarily with aspects of "proletarische Kunst" and "Arbeiterdichtung," while several articles also dealt with the then popular "Sprechchorwesen." Under "Lichtbild und Film," the journal included a regular column of film reviews and again articles on censorship. Similarly, other journals received regular reviews under "Zeitschriftenschau" and a number of articles dealt with radio. (Book reviews appeared in the "Bücherwarte," although several reviews of books for children and young people appeared in the main journal.) A scholarly section, "Literaturführer," included articles on modern psychology, the sociology of law, and

60 Ibid., p. 15.
61 Ibid., pp. 16–17.
62 Alexander Stein, Vorwort zu: Marx der Denker und Kämpfer. Gedenkschrift zum 50. Todestag, Berlin 1933.
63 Cf. Sozialistische Bildung, Jg. 1929, pp. III–VII,: Inhaltsverzeichnis, Sachregister.

"Rassenforschung und Rassenfrage" (by Hugo Iltis). Fifteen articles on practical issues in education ("Praxis der Bildungsarbeit") appeared in 1929, while five lengthy pieces discussed specific fields, such as history, economics, statistics, and their role in workers' education.

Finally, an important section of the journal (occasionally published as a separate pamphlet) was devoted to "Vortragsdispositionen" in which a lengthy discussion of the chosen topic was followed by reading lists and, where appropriate, selections of suitable music for the particular program.

Alexander Stein's contribution to this section in 1929 was an article on "Hugo Haase zum Gedächtnis" on the tenth anniversary of his death. This was offered as "Material für eine Gedenkrede" and provided information on Haase's biography and his role as political and party leader. But the article is also an example of Stein's personal view of recent party history and is, therefore, of biographical interest. Hugo Haase was quite clearly a man he deeply admired and with many of whose qualities he identified. He gives examples of Haase's "schönste menschliche Eigenschaften, seine Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit" and concludes that Haase was far from being a dry lawyer or party leader, rather "Seine tiefe seelische Bildung und Menschlichkeit machten ihn vielmehr fähig, Massenführer im besten Sinne dieses Wortes zu sein."[64]

Stein was also politically close to Haase's position: „Als Vertreter des sogenannten ‚marxistischen Zentrums' [war er] der prädestinierte Führer der mittleren Gruppe, der die deutsche Arbeiterbewegung durch alle Fährnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit hindurchzusteuern suchte und dabei immer die *Einheit* sowohl der deutschen wie der internationalen Sozialdemokratie als letztes und wichtigstes Ziel im Auge behielt."[65] Stein also notes with approval that Haase "sah sich [...] genötigt, gegen die Diktaturschwärmerei und Revolutionsspielerei des Spartakusbundes entschieden Stellung zu nehmen."[66] These were all views and ideals that Stein shared and I assume that when he writes of "der von ihm glühend geliebten Partei,"[67] with respect to Hugo Haase, he is revealing his own strong feelings, perhaps inadvertently.

Stein's last sentence in this eulogy should perhaps be reread against the backdrop of the tragic days still to come: „In jenen schweren und finsteren Zeiten [des Krieges] hat uns allen Haase den Glauben an die Menschheit, den Glauben an den Sieg des weltbefreienden Sozialismus erhalten!"[68]

But in a last nose-thumbing gesture, someone, perhaps Stein himself, added a small note at the bottom of the very last page of the last issue of "Sozialistische Bildung" in early 1933: „Wir verweisen auf das nebenstehende Inserat der Firma Atlantic-Express GmbH Berlin" – an advertisement for "Billige Gesellschaftsreisen [...] nach dem Mittelmeer, Nordland, London, Chicago [...]."

64 Alexander Stein, Hugo Haase zum Gedächtnis. Zu seinem zehnten Todestag am 7. November 1929. Material für eine Gedenkrede, in: Sozialistische Bildung, Jg. 1929, H. 9, pp. 274–279, quotations from p. 275 and p. 276.

65 Ibid., p. 277. Emphasis in original.

66 Ibid.

67 Ibid., p. 278.

68 Ibid., p. 279.

Second Exile 1933–1938: Prag – VIATOR, the Wanderer

Stein left Berlin for Prag in August 1933, crossing the border illegally, part of the way on foot, and almost immediately wrote an anonymous article for the "Neuer Vorwärts" reporting on "Drinnen und Draußen: Zur Diskussion über die Aufgaben der Partei."[69] He was then 52 years old, with serious illnesses behind him. The last years of Weimar must also have been very difficult for him, as for many others, as the growing power of the Nazis became clear. But Stein had also earned the lasting enmity of some on the left: my childhood memory recalls the heavy wooden shutters he had to put on his windows, one flight up in the "Afrikanische Siedlung" in northern Berlin – because, as someone said in my hearing, "die Nazis und die Kommunisten schmeißen ihm abwechselnd Steine und Kartoffeln ins Fenster."

Alexander Stein was deprived of his German citizenship by decree of the Reichsministerium des Innern in February 1934.[70] My mother and I joined him in Prag in March 1934. Although he surely saw it coming, Stein's exile from his adopted homeland must have been a bitter blow – all the more bitter because, like many of his friends, he agonized for the rest of his life over how and when it might have been prevented.

Stein's own recollections of this period state: „Nach der Aufrichtung der Hitlerherrschaft und dem Verbot der Partei flüchtete ich im Herbst 1933 nach der Tschechoslowakei. Hier war ich bis 1938 ständiger Mitarbeiter des vom Parteivorstand herausgegebenen ‚Neuen Vorwärts' und der ‚Sozialistischen Aktion', die für die Propaganda in Deutschland bestimmt war. Gleichzeitig nahm ich regen Anteil an der Bildungsarbeit der Deutschen Sozialdemokratischen Partei in der Tschechoslowakei und bereiste als Vortragender die von der Nazipropaganda besonders bedrohten Bezirke im Sudetengebiet. Im Sommer 1938, kurz vor der Zerstückelung der Tschechoslowakei, mußte ich zusammen mit meinen Freunden die Tschechoslowakei verlassen."[71]

My mother's letter adds: „Im August 1933 ging A. S. illegal über die Grenze nach der CSR. Hier wurde er Mitarbeiter der von der SOPADE [Parteivorstand der SPD im Exil] herausgegebenen ‚Sozialistischen Aktion', hielt Vorträge für die Partei im Sudetenland, und beteiligte sich aktiv an der Organisation der Emigranten. In Prag schrieb er sein Buch: ‚Adolf Hitler, Schüler der Weisen von Zion', das im Jahre 1937 von der Verlagsanstalt ‚Graphia' in Karlsbad herausgegeben wurde."[72]

Although both of these recollections omit mention of it, Stein was also a regular contributor to the "Zeitschrift für Sozialismus" (which in its first few issues was called "Sozialistische Revolution"), edited by Rudolf Hilferding. As this journal's original title made clear and as Hilferding noted explicitly, it was to be "revolutionär nicht nur in der Bekämpfung des Gegners, sondern revolutionär auch in der rücksichtslosen Kritik an der

69 [Anonymous: A. Stein], Drinnen und Draußen: Zur Diskussion über die Aufgaben der Partei, in: Neuer Vorwärts, Prag, Nr. 13, 10. September 1933.

70 Personal documents in my possession refer to Deutscher Reichsanzeiger, 6. Februar 1934.

71 See footnote 15.

72 See footnote 16.

eigenen Bewegung."[73] This was the journal in which all shades of opinion in the Social-democratic movement could express themselves, certainly including those who were critical of the "Parteivorstand" of the exiled SPD.

Similarly, the journal "Sozialistische Aktion," edited by Paul Hertz, took a more radical line than the "Parteivorstand": „Diese ausschließlich für die illegale Arbeit in Deutschland bestimmte Exilpublikation entsprach ganz der radikal-revolutionären Stimmung in den sozialdemokratischen Widerstandsgruppen und betonte in allen ihren Ausgaben die marxistische Tradition der Sozialdemokratie."[74] This position would have been politically congenial to Alexander Stein. I think that articles in this miniature journal printed on thin paper, intended for illegal distribution inside Germany, were generally not signed but, at least at first, articles from "Neuer Vorwärts" were reprinted. I have not included Stein's articles in this publication in the Bibliography but am sure there were many. (It is possible that a set of these papers, on which I think Stein had marked his own articles, exists in some library or archival collection but I have not yet found it.)[75]

Although he wrote a great many articles for the "Neue Vorwärts," primarily on foreign policy issues, Russia in particular, I think his political sympathies were with Hilferding and Hertz. I also found it curious that there is virtually no mention of Alexander Stein in the SOPADE administrative and correspondence files in the Archiv der Sozialen Demokratie in Bonn, despite the considerable amount of work he reports doing on behalf of the party. In fact, I have found his name only twice: once in a list of names and addresses headed "SOPADE Emigration in der CSR"[76] and another time in a list of authors of books published by the "Graphia" firm in Karlsbad.

The Gestapo file about "Emigranten" refers to Stein in Prag on only a single occasion, in September/October 1935, in connection with the transmission of news items through Czech reporters working in Germany: „Material wird nun über Mittelspersonen an die Emigrantenblätter abgegeben. Die Mittelmänner für den ‚Neuen Vorwärts' und die ‚Sopadekorrespondenz' sind der ehemalige Redakteur Geyer und der SPD-Funktionär Rubinstein gen. Stein."[77] Luckily for him (and for all of us), the Gestapo was apparently much less interested in him, at least in his Prag exile, than the Prussian police had been 25 years earlier. Since the Gestapo carried out detailed surveillance of exile groups from the very beginning of the Hitler regime – in part because they were then still very concerned about the opinion other countries had of Germany – the lack of information about Stein may also reflect a somewhat distant relationship with at least some of the members of the SOPADE leadership, although I have no direct evidence on this.

Stein may also have been more cautious. I have found definitive evidence in a handwritten partial list of his articles in the "Neuer Vorwärts" (in the archival collection of his later

73 Rudolf Hilferding, Zeitschrift für Sozialismus, Umschlagtext, 1933/34, Nr. 5 ff., quoted in: Liselotte Maas, Handbuch der deutschen Exilpresse 1933–1945, Bd. 4, München 1990, pp. 334–6, quotation on p. 335.

74 Op. cit., p. 333.

75 I would appreciate hearing from anyone who may know of it!

76 Archiv der Sozialen Demokratie, Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Bestand: Emigration, SOPADE, Mappe 171, Blatt 13.

77 Bundesarchiv Potsdam: Pst 3/249 Reichssicherheitshauptamt, Abteilung IV. „SPD-Nahestehende Organisationen", III A 2, Betrifft: Nachrichtenübermittelung nach der CSR, Berlin, 23. September 1935. Quotation from p. 36.

papers at the IISG) that he used the pseudonym VIATOR – the Wanderer – during this period. And what name could have been more appropriate? It has not previously been identified as Stein's in the exhaustive "Handbuch der deutschen Exilpresse" by Liselotte Maas and the VIATOR references greatly expand the total volume of Stein's writings. I have verified that the references to VIATOR in the Stein Bibliography are clearly his; the few other articles signed with same pseudonym that could not possibly be his (e.g. in a journal published by the Comintern in Moscow) are not included. There is no evidence that he used his earlier pseudonym "A. Sander" during this period and I have found no record of any other pseudonyms.

In the "Zeitschrift für Sozialismus" (ZfS, edited by Rudolf Hilferding), Stein apparently ran the book review section for the publication, resurrecting "Die Bücherwarte" he had edited in Berlin. But most of the books reviewed (see Bibliography) dealt specifically with the German catastrophe – they must have made grim reading for Stein and his exiled comrades. There was no room for the "cultural" or educational interests included in "Die Bücherwarte." In many issues of the ZfS, all or most of the reviews are by Stein: at first they are all signed VIATOR but later ones are more often signed A. S. or A. Stein, and are sometimes mixed in the same issue. His reviews are often scholarly and can be scathingly critical.

During this period, Alexander Stein also wrote a great many anonymous articles. In the same archival source that yielded the identification of VIATOR, Stein also listed a number of articles in the "Neuer Vorwärts" (NV), with titles, issue dates and numbers. I verified these references in the NV file (at IISG) and found that the list contained a few articles signed A. S., one signed A. Stein, two signed VIATOR, but also a large number of *unsigned* articles that can now be confidently assigned to Stein (identified by a (*) in the Bibliography). His list also noted a NV series on "Moskauer Prozeß-Geheimnisse" in 1937 that he evidently translated from a Russian exile paper published in Paris, presumably the "Socialist Courier." I think many more of his unsigned articles in other exile publications were never identified in retrospect.

The four years that Stein spent in Prag included much enforced leisure – no job demanded his time as no job could be found – and he wrote a great deal. We were living largely on my mother's earnings as a secretary for the Jewish Telegraphic Agency, an international news service from which Stein probably also received much of the information in his articles about the Nazi persecution of the Jews. There is no evidence in the SOPADE financial files that Stein ever received "Unterstützung" from the party during this period. He did, however, get a "temporary passport" from the Czech government, which later enabled him to go into his third exile in France.

His lack of a paid job partly accounts for his prolific writing for the exile press, especially during his earlier years of exile, but also – as many others have noted – it was crucial to continue to do whatever one could, as part of the ever more desperate political struggle. Stein wrote his only full-length book during this time: his closely researched work "Adolf Hitler: Schüler der Weisen von Zion." In a lengthy article about this book in the "Neuer Vorwärts," the reviewer wrote that Stein demonstrates beyond any doubt the enormous irony of history: „... die satanischen Grundsätze, mit denen sich angeblich die Führer des ‚Weltjudentums' der Macht bemächtigen und an der Macht behaupten

wollen, *die gleichen satanischen Grundsätze sind die Leitgedanken der nationalsozialistischen Bewegung geworden!*"[78] Given the current resurgence of neo-Nazism and anti-Semitism in various countries around the globe, this sober factual book might usefully be republished.

Third Exile 1938–1940: France – War, Solidarity, and Flight

Alexander Stein left Czechoslovakia in the summer of 1938, before the German annexation and invasion of the Sudetenland and, along with many other exiles, went to Paris, a city that required a more profound adjustment than had been called for in the partially German-language environment in Prag. He was then 57 and, I believe, was often deeply depressed.

His notes indicate that he continued to write articles for the exile press and worked as a correspondent for Swiss, Finnish, and Swedish party newspapers. He does not give their names but neither does he mention the "Neuer Vorwärts" that had begun to publish in Paris in January 1938 after Germany's pressure on the Czech government had made this move necessary. The Maas "Handbuch der deutschen Exilpresse" also contains no references to articles by Alexander Stein (or VIATOR) in NV after 1937. Given the volume of his contributions to the "Neue Vorwärts" in Prag, and the fact that the "Vorwärts" in Berlin had been the major focus of his journalistic work for much of his life, this suggests that there were probably important differences of opinion between Stein and at least some members of the SOPADE "Parteivorstand."

Stein's five lengthy signed articles, mainly on eastern European questions and one on "Judenfrage und Faschismus," for "Die Zukunft" in Paris between January and August 1939 provide further confirmation of this possibility. Publishing in this paper must have been an interesting departure for Stein, because of his long unwillingness to associate himself with Bolshevik or Communist activities in any form – a dislike that was, of course, mutual. "Die Zukunft's" publisher, Willi Münzenberg, had been a leading publicist for the German Communist Party (KPD) in Germany and in exile but his relations with the Communists deteriorated until he formally left the party in early 1939;[79] beginning in October 1938, he had launched this well-funded non-communist weekly as the organ of the new "Union Franco-Allemande."[80] The publication was intended to appeal to a wide audience, including French readers and others beyond the narrow circle of German political exiles. Münzenberg "verstand es [...], diese Zeitschrift zu einem Zufluchtsort für die von den Parteiapparaten von SPD und KPD enttäuschten Sozialisten zu machen,"

78 Pierre Ponce, Die braunen „Weisen von Zion", Neuer Vorwärts, Nr. 162, 19. Juli 1936. Emphasis in original.

79 See Ursula Langkau-Alex, „‚Die Zukunft' der Vergangenheit oder ‚Die Zukunft' der Zukunft?" Zur Bündniskonzeption der Zeitschrift zwischen Oktober 1938 und August 1939, in: Deutsche Exilpresse und Frankreich, 1933–1940. Hrsg. von Hélène Roussel und Lutz Winckler, Bern 1992, pp. 123–56.

80 See Ursula Langkau-Alex, Willi Münzenberg en exil et l'importance de l'amitié dans la crise des années trente, in: Willi Münzenberg. Un homme contre. Actes, Colloque International, 26–29 Mars 1992, Aix-en-Provence, pp. 145–62.

writes Maas, "auch bürgerliche Autoren [waren] willkommen."[81] Germany after Hitler became the journal's main preoccupation, with three main goals: "Eine 'sehr militante' politische Demokratie [...]. Ein Wirtschaftssystem ohne Eigentumsvorbehalt [...]. Die Lösung der deutschen Frage in einer europäischen Föderation."[82]

Probably as significant for Stein was the fact that his close friend Paul Hertz had joined forces in Paris with Münzenberg in the "Union Franco-Allemande" in the belief that this organization would constitute the start of "eines breiten internationalen Bündnisses gegen NS-Deutschland."[83] Another link with Paul Hertz concerned the plan for a "Sozialistische Konzentration", which Hertz had been developing since 1936, in consultation with "Neu Beginnen" (a small group well to the left of the SPD[84]), to strengthen contacts and collaboration with socialist groups in exile and illegal groups inside Germany, and which eventually led to the expulsion of Hertz from the SOPADE leadership in 1938.[85] I have not yet found specific information (other than a hint in the SOPADE correspondence files in Bonn) concerning Stein's participation in Hertz's efforts on the "Konzentration" or his contacts with the "Neu Beginnen" group (but see New York exile section below) but these efforts would certainly have been consistent with his general position.

One item, however, seems to confirm at least his cooperation. An invitation sent on August 4, 1939 by Paul Hertz, Wilhelm Hofmann and Erich Schmidt "an die deutschen Sozialdemokraten in Paris" announced a forthcoming meeting at which Alexander Stein was to speak on the topic "Die Entwicklung der Partei seit 1933 im In- und Ausland." According to this invitation it had already been decided at a prior meeting of this group to organize a "Vereinigung der deutschen Sozialdemokraten in Paris," without further delay, and to proceed with "sofortigem Beitritt zum 'Arbeitsausschuß der deutschen Sozialisten und der Revolutionären Sozialisten Österreichs'."[86]

My parents left Paris on one of the last trains before the German army arrived (I had gone ahead on a children's transport to a "Kinderheim" near Limoges);[87] they spent the

81 Liselotte Maas, op. cit., pp. 245–253. Quotations from p. 248, p. 250.

82 Ibid., pp. 250–251.

83 Ursula Langkau-Alex, Paul Hertz (1888–1961), in: Vor dem Vergessen bewahren: Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten, pp. 145–169. Quotation p. 164.

84 For details on "Neu Beginnen" see, among others, Erich R. Schmidt, Meine Jugend in Groß-Berlin: Triumph und Elend der Arbeiterbewegung, 1918–1933, Bremen 1988; Albrecht Ragg, The German Socialist Emigration in the United States, 1933 to 1945, unpublished doctoral dissertation, Loyola University, Chicago, 1977; Ursula Langkau-Alex, Die Einschätzung von Bewegung und Politik der Volksfront durch die linkssozialistische deutsche Gruppe "Neu Beginnen", in: Centenaire Jules Humbert-Droz, Colloque sur l'Internationale Communiste, La Chaux-de-Fonds, 25–28 Septembre 1991, Actes, Fondation Jules Humbert-Droz, La Chaux-de-Fonds, 1992, S. 345–360.

85 See footnote 83. See also Susanne Miller und Heinrich Potthoff, Kleine Geschichte der SPD, Bonn 1991, p. 161.

86 I am indebted to Ursula Langkau-Alex, for sharing this document with me. I would also appreciate hearing from anyone who may have more information on this point. It is possible that the planned meeting never actually took place because of the onset of war.

87 See Ernst Papanek with Ed Linn, Out of the Fire, New York 1975, translated as: Ernst Papanek, Die Kinder von Montmorency, Wien 1980, Taschenbuchausgabe Frankfurt a. M. 1983. My parents had encouraged me to join a "Rote-Falken-Gruppe" in Paris, organized in 1938 by Austrian Socialists also exiled there. Most of these children (myself included) later lived in one of the "Kinderheime" Ernst Papanek directed for the Oeuvre de Secours aux Enfants (OSE). None of the children of other German Socialdemocrats (e.g. Ollenhauer, Stampfer, Geyer) joined the Paris group although most were in my age-group.

next few months in Toulouse, planning our escape from Vichy France. The story of international rescue attempts for people whom the defeated French government had agreed (in Article 19 of the Armistice agreement) to "surrender on demand" by the Gestapo has been told by some of the participants.[88] The efforts of exile groups in New York to select the most endangered persons for a limited list have also been the subject of research.[89] (I will deal with this topic elsewhere.) My parents and I finally received "Emergency Visitors' Visas" to the United States in the fall of 1940 and made travel arrangements with the rescue committee on which Fritz Heine served as the key person for German Socialdemocrats in exile (others were in charge of facilitating the departure of Austrian, Russian, Italian, and other endangered exiles).

But before Alexander Stein left Marseille for Lisbon, he made one last attempt to persuade two friends not to delay their own departure. As he describes it in his 1946 "Gedenkblätter" on Rudolf Hilferding: „Es war mir vergönnt, Hilferding noch im September 1940 in Marseille zu sehen und mich einige Stunden mit ihm zu unterhalten. Ich hatte ihn aufgesucht, um ihn zu bitten, seine Abreise nach USA, für die er bereits ein Visum besaß, zu beschleunigen [...]. Hilferding, der einen sehr bedrückten und niedergeschlagenen Eindruck auf mich machte, versprach mir, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit Frankreich zu verlassen."[90] As is by now well known, both Rudolf Hilferding and Rudolf Breitscheid were delayed under various pretexts by the Vichy government and handed over to the Gestapo in February 1941. Stein believed that Hilferding ended his life by suicide in his Paris jail cell.[91] I know that this death, which he thought could have been prevented by timely action, depressed him deeply for many years and may have contributed to his wish to write a full biography of Hilferding (for which he had already collected considerable library material). This effort was cut short by Stein's own death in 1948.

In a letter Alexander Stein sent to his children on the day before he fled from Paris, leaving everything behind, including his beloved books (later burnt in the courtyard by the Gestapo) he wrote, consoling himself as much as us: „Betrachte das Leben als eine Summe von Aufgaben die du bewältigen mußt. Laß dir aber nicht dadurch den Sinn für das Schöne und das Streben nach einem harmonischen, durchgeistigtem Eigenleben verderben. Doch über dieses Eigenleben hinaus setze dir ein großes erhebendes Ziel, das dem Leben einen Sinn gibt. Erst dann ist das Leben wert, gelebt zu werden."[92]

88 See Varian Fry, Assignment Rescue: An Autobiography, New York originally 1945, edited reprint published in conjunction with the United States Holocaust Memorial Museum, Washington DC [n.d. 1993?]. See also Lisa Fittko, Mein Weg über die Pyrenäen: Erinnerungen 1940/41, München 1989.

89 See, for example, Jack Jacobs, The "Genossinnen" and the "Khaverim": Socialist Women from the German-speaking lands and the American Jewish Labor Movement, 1933–1945. Paper presented at the Conference on German Women and the Emigration after 1933, sponsored by the German Historical Institute and the Friedrich-Ebert-Stiftung, Washington DC, November 1991, and Jack Jacobs, Ein Freund in Not: Das Jüdische Arbeiterkomitee in New York und die Flüchtlinge aus den deutschsprachigen Ländern, 1933–1945, Bonn 1993.

90 See footnote 36. Quotation from p. 43.

91 Ibid, p. 44. See also Walter Euchner, Rudolf Hilferding (1877–1941): Kühne Dialektik und verzweifeltes Zaudern, in: Vor dem Vergessen bewahren, pp. 170–192.

92 Alexander Stein to "Mein liebes Kind", 29. Mai 1940, Paris. Document in my possession.

These sentiments are consistent with what he wrote in one of his little "working notebooks" a few years later: „Meine *Motive* stets: Kampf gegen Unrichtigkeit, Ungerechtigkeit, Untätigkeit und Unfähigkeit. Oberstes *Leitgesetz* stets: bei Erkenntnis dessen, was ist, die Kräfte der Aktivisten zu sammeln, um das Bestehende zu verändern und die Bewegungen der Massen auf ein international ausgerichtetes Ziel zu lenken."[93]

Fourth Exile 1940–1948: New York – "Who Cares about Germany?"

This was undoubtedly the hardest and most depressing part of Stein's life, as no one beyond the small circle of fellow exiles seemed to share his burning concerns about what was happening in Europe and about the future. He was 59 years old when he arrived in New York and in poor health. At that point in his life, I think he was neither willing nor able to make the kind of transition to another national or cultural point of view that he had made as a young man in Germany. But as my mother wrote after his death: „Es war ihm nicht vergönnt, wie er es sich sehnlichst gewünscht hatte, in seine Wahlheimat zurückzugehen."[94]

Like many other exiles of his age and occupation, especially the men, Stein found no way of earning a living, beyond a few occasional honoraria for his articles, although I do not know whether and what these newspapers paid to contributors. Stein tried tirelessly during the New York years to develop new outlets for his articles. He also corresponded with old friends, like Boris Nicolaevsky, who had found a niche in the US academic world, about scholarly research projects,[95] although I think that most of these efforts came to naught.

As had been true in our earlier exiles, my mother supported us, first with several menial jobs, later with a secretarial position far below her level of competence and at ridiculously low wages. Until Stein's death in 1948, my parents continued to live in the same miserable set of rooms in an apartment converted to "single room occupancy" on New York's Upper West Side.

This would not be worth special comment, as it was also true for many of the other exiles of my parents' generation in New York, except that scholars of "the exile experience" in the US have focused most of their attention on the relatively small group of exiled European scientists, writers, artists, and academics who were seen, especially in retrospect, as having made a "significant contribution" to the *American* intellectual scene. Many of these exiles had reputations in their fields that had preceded them to the United States and often found academic positions. Many were also much younger – but, most important, they were able to refocus their energies on the United States and thereby achieve some degree of acceptance and integration. But I think – and this is a key point in assessing the American acceptance of intellectuals in exile – that it was only much later that it became commonplace to stress the contributions they were able to make *because*

93 Alexander-Stein-Archiv, IISG.
94 See footnote 16.
95 Boris I. Nicolaevsky Collection, Hoover Institution Archives, Stanford CA.

of their grounding in another culture. At that time, this was usually seen as a defect, remediable only by better "assimilation."

In Alexander Stein's case, what emerges most clearly in the letters from editors (whom Stein approached with ideas for articles about Germany or a book about Hilferding) was the undisguised contempt with which his ideas were treated. There was simply no interest in these subjects, the kindest of them wrote, and a book about some pre-Hitler German leader simply would not sell. As Paul Hertz wrote to Stein: „Ich habe mit dem Verleger gesprochen und ihm Dein Manuskript sehr empfohlen. Er hat mich daraufhin gefragt: ‚Kennen Sie *einen* Amerikaner, der sich für diese Schrift interessieren würde?' Als ich diese Frage bejahte und darauf hinwies, daß Hilferding doch einen großen Namen in der sozialistischen Bewegung habe, antwortete er mir: ‚Wenn das der Fall ist, so sollten Sie das Manuskript der Rand School anbieten. Das ist der einzige Verlag, der mir für diese Schrift geeignet erscheint.'"[96]

Although this situation changed slightly after the US entered the war in Europe, and especially once it became clear that Germany would be defeated, Stein never found a receptive audience for his ideas beyond the small circle of US Socialdemocrats, especially among Jewish readers, and the even smaller circle of socialist exiles. In short, what he had to offer – deep knowledge and ideas about Europe, and especially Germany and its future – was not what American editors thought their readers wanted.

An exception was the "Neue Volkszeitung" – a New York publication read mainly by other exiles – whose editor, Gerhart Seger must have provided some of the brighter spots in Stein's otherwise depressing life by writing him about a series on Rudolf Hilferding he published in mid-1946 (Friedrich Stampfer had evidently wanted to edit and cut it): „Ich habe heute Ihre ausgezeichnete Schrift Wort für Wort durchgesehen und mich entschlossen, sie ungekürzt und selbstverständlich unverändert in Satz zu geben."[97]

A few months later Seger wrote again: „Ich weiß, daß es in unseren Kreisen nicht üblich ist, einander Elogen zu machen; aber als ich eben Ihren Bericht über die letzte Parteiversammlung für die Zeitung fertig machte, habe ich mich so über den ausgezeichneten Bericht gefreut [...], daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, Ihnen das auch schriftlich mitzuteilen [...]. PS. Ich habe vorige Woche einen Abend mit Brüning verbracht, und er hat sich sehr anerkennend über Ihre Hilferding-Serie geäußert. Sie wissen, daß er unbeschadet der politischen Gegensätze mit Hilferding aufrichtig befreundet war, und es wird Sie gewiß interessieren, zu hören, daß er zu den aufmerksamen Lesern unserer Zeitung im allgemeinen und Ihrer Artikelreihe im besonderen gehört."[98]

As noted earlier, Stein also continued to work as part of the editorial team of the Russian-language "Socialističeskij Vestnik" ("Socialist Courier"). In the already mentioned appeal to celebrate that publication's 25th anniversary, he wrote a passage that concisely reflects his own political stance and a world view that had also remained consistent over many decades: „[Der ‚Sozialistische Bote'] kämpft namentlich jetzt, als eines der nicht sehr zahlreichen sozialistischen Organe, die den Grundsätzen des

96 Paul Hertz to Alexander Stein, 3. November 1946. Alexander-Stein-Archiv, IISG, Mappe 35.
97 Gerhart Seger to Alexander Stein, 16. Juli 1946. Alexander-Stein-Archiv, IISG, Mappe 35.5.
98 Gerhart Seger to Alexander Stein, 19. November 1946. Alexander-Stein-Archiv, IISG, Mappe 35.5.

Internationalismus treu geblieben sind, mit besonderer Energie für eine sich von aller Macht- und Rachepolitik freihaltende Lösung der europäischen Probleme in Geiste des internationalen Sozialismus."[99]

True to his internationalist position, Stein also reached out to those fellow-socialists whom the members of the SPD "Parteivorstand" had long defined as being beyond the pale, such as members of the "Neu Beginnen" group and his old friend Paul Hertz. Although I do not believe that Stein was ever particularly close to Karl Frank, the leader of "Neu Beginnen," we did have a family friendship with Erich Schmidt,[100] another of that group's leading members. In November 1945, however, Stein wrote a very encouraging letter to Frank (under his pseudonym Paul Hagen) urging him to present his views to a wider American audience: „... Ich würde es ferner für sehr zweckdienlich halten, wenn die [...] Gedankengänge [in Ihrer Erklärung vom 18. Oktober] einer Kundgebung fortschrittlicher amerikanischer Kreise zu Grunde gelegt werden würden. Vielleicht würde eine solche Kundgebung die ‚Verschwörung des Schweigens' durchbrechen, die sich auf die amerikanische Besatzungspolitik [in Deutschland] bisher so verhängnisvoll ausgewirkt hat."[101]

Another event that confirms Stein's already noted friendship and ideological links with Austrian socialists and that must also have given him special personal pleasure (I had married the son of a well-known Austrian socialist in 1947) was a lecture he presented in February 1948, ten months before his death, to the "Friends of Austrian Labor." The lecture, entitled "Rudolf Hilferding: Der Forscher und Kämpfer, Finanzkapital und Imperialismus" commemorated the seventh anniversary of Hilferding's death in Paris "im Kerker der Gestapo" and was part of a series "Der Austromarxismus: Seine Geschichtliche Bedeutung und seine Repräsantanten."[102] Although I have not located Stein's notes for this lecture, I know that Ernst Papanek (my new father-in-law) was also on the program, speaking about "Die Februarkämpfe des Jahres 1934" in Austria.[103]

Alexander Stein's preoccupation with Rudolf Hilferding in the last years of his life had, I am sure, many meanings. One was certainly the attempt to remind the world of the achievements of a man and comrade he deeply admired. But in those last years of my father's life, it may also have been a way of dealing with the catastrophic events of the preceding two decades, including the deaths of millions on all sides. I do not know for sure whether he knew before he died that almost all of the members of his immediate

99 See footnote 51.

100 See footnote 84.

101 A. Stein to "Lieber Genosse Hagen" New York, 4. November 1945, Karl B. Frank Collection, Box number 9, Folder S (Correspondence 1939–1961), Hoover Institution Archives.

102 R. Hilferding Neg. 138/801, Audiovisual collection, IISG.

103 Ernst Papanek (1900–1973) went into exile from Vienna to Brünn in February 1934. He had been in charge of the important educational program of the "Sozialistische Arbeiterjugend" (SAJ) in Austria, "Verbandsvorsitzender der SAJ" 1933–34, a member of the "Wiener Gemeinderat" 1932–34, and later (as "Ernst Pek") represented the SAJ in the Socialist Youth International. He edited the International Pedagogical Information (IPI) 1936–38. In France (1938–40) he directed Children's Homes for the OSE (see footnote 87). In the US (1940–73), he directed the Wiltwyck School for delinquent boys and later became a Professor of Education at Queens College. See Helene Maimann, Vorwort, in: Die Kinder von Montmorency (see footnote 87), and Ernst Papanek Archives at New York Public Library, IISG, Amsterdam, and Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien.

family who had remained in Riga were murdered by soldiers or agents of his chosen "Wahlheimat," but I do know that he had been told of the death in Auschwitz of his beloved elder brother whom he had, also unsuccessfully, tried to persuade to leave France. But all this is part of another, much longer, story.

Alexander Stein: Teilbibliographie

I. BÜCHER UND BROSCHÜREN

Alexander Stein, *Das Problem der Internationale*. Mit Anhang: Resolutionen und Richtlinien der zweiten und dritten Internationalen, Berlin, Verlagsgenossenschaft Freiheit, 1919, 47 S.

Alexander Stein, *Politik und Marxismus*, Berlin: Vorwärts Buchdruckerei [o. J.], 3 S.

Alexander Stein, *Agrarfrage und Sozialismus*, Berlin, Verlagsgenossenschaft Freiheit, 1921, 18 S.

Alexander Stein, *Jungsozialisten und Arbeiterbewegung*, Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, 1928, 22 S.

Alexander Stein, *Sowjetrußland und Europa*, Karlsbad, Graphia, 1936, 20 S.

Alexander Stein, *Adolf Hitler: Schüler der Weisen von Zion*, Karlsbad, Graphia, 1936, 118 S.

Alexander Stein, *Rudolf Hilferding und die deutsche Arbeiterbewegung*. Gedenkblätter. Hrsg.: Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Hannover 1946, 44 S.

II ARTIKEL IN ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN

A Berlin: 1907–1916

1 *Russisches Bulletin:* Vgl. S. 347 dieses Beitrags.

B Berlin: 1915–1918

1 *Sozialistische Auslandspolitik*. Korrespondenz. Herausgegeben von Dr. R. Breitscheid, unter ständiger Mitwirkung von E. Bernstein, H. Block, H. Haase, K. Kautsky, H. Ströbel u. a. Erscheint einmal wöchentlich. Berlin. (Später manchmal zweimal wöchentlich.)
Erste Nummer: 5. Mai 1915. Letzte Nummer unter diesem Namen: Jg. 4 (1918), Nr. 46 vom 14. November 1918. Ab dem 22. November 1918 erschien die Zeitschrift unter dem Titel *Der Sozialist*. Unabhängiges Sozialdemokratisches Wochenblatt. (Steins Beiträge zum *Sozialist* sind in dieser Teilbibliographie nicht enthalten.)

A. Stein, *Italienisch-Rumänische Bestrebungen auf dem Balkan*, Jg. 1 (1915), Nr. 5, 2. Juni, S. 4–5.
A. Stein, *Die Friedensmission der russischen Sozialdemokratie*, Nr. 11, 8. Juli, S. 1–2.
A. Stein, *Geburtswehen der Geschichte*, Nr. 17, 30. Juli, S. 1–2.
A. Stein, *Umgruppierungen im Fernen Osten*, Nr. 27, 10. November, S. 1–3.
A. S., *Marx und Engels über die polnische Frage*, Jg. 2 (1916), Nr. 34, 31. August, S. 1–4.
A. Stein, *Rumänien und Bulgarien im Weltkriege*, Nr. 36, 13. September, S. 3–5.
A. Stein, *Griechenlands auswärtige Politik*, Nr. 39, 5. Oktober, S. 3–5.
A. S., *Machtpolitik und Friede*, Jg. 3 (1917), Nr. 3, 17. Januar, S. 1–3.
A. Stein, *Ein Jahr russische Revolution*, Jg. 4 (1918), Nr. 11, 13. März, S. 5–8.
A. Stein, *Der Klassenkampf im russischen Dorf*, Nr. 21, 14. Mai, S. 4–5.
A. Stein, *Georg Plechanow*, Nr. 24, 13. Juni, S. 2–4.
A. Stein, *Die russische Artischocke*, Nr. 28, 11. Juli, S. 2–4.
A. Stein, *Rußland und die Internationale*, Nr. 36, 6. September, S. 2–4.
A. Stein, *Die veränderte Weltlage*, Nr. 41, 10. Oktober, S. 6–8.
A. Stein, *Zu neuen Ufern*, Nr. 45, 7. November, S. 2–3.

2 *Die Neue Zeit*, 1915–1917.
A. Stein, *Der Zusammenbruch des Zarismus*, Jg. 34 (1915/16), Bd. 1, Nr. 1, 1. Oktober 1915, S. 14–20.
A. Stein, *Die ukrainische Frage*, Jg. 34 (1915/16), Bd. 1, Nr. 26, 24. März 1916, S. 801 bis 815.
A. Stein, *Der russische Umsturz*, Jg. 35 (1916/17), Bd. 2, Nr. 1, 6. April 1917, S. 1–9.
A. Stein, *Die inneren Gegensätze der russischen Revolution, I.*, Jg. 35 (1916/17), Bd. 2, Nr. 15, 13. Juli 1917, S. 337–340.
A. Stein, *Die inneren Gegensätze der russischen Revolution, II.*, Jg. 35 (1916/17), Bd. 2, 20. Juli 1917, S. 372–378.

3 *Leipziger Volkszeitung.* Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes. Erscheint täglich. 24. Jahrgang: 1917 (Steins weitere Beiträge zur LV sind in dieser Aufstellung nicht enthalten.)
A. Stein, *Demokratie oder Diktatur?*, 17. Dezember 1917, S. 1.
A. Stein, *Für und wider die Bolschewiki. Noch einmal: Demokratie oder Diktatur?*, 24. Dezember 1917, S. 1.
A. Stein, *Tragik und Unvernunft*, 27. Dezember 1917, S. 1.

4 Die folgenden Zeitungen und Zeitschriften, für die Stein in diesen Jahren geschrieben hat, fehlen in dieser Aufstellung:
Freiheit
Vorwärts
Socialističeskij Vestnik

C Berlin: 1925–1933

1 *Sozialistische Bildung* (siehe auch S. 360 dieses Beitrages). Alexander Stein war ständiger Schriftleiter, inkl. Beilagen. (Wurde im Januar 1929 umbenannt, früher *Arbeiterbildung*. Ab 1929, erschien *Sozialistische Erziehung* als ständige Beilage, als Organ der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen und der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde. (Siehe *Bücherwarte*, Dez. 1928, S. 1.) Im Frühjahr 1933 wurden gebundene Jahrgänge folgender Zeitschriften den Lesern angeboten: *Sozialistische Bildung* 1929–1932; *Die Bücherwarte* 1926–1932; *Arbeiterbildung* 1927–1928; *Sozialistische Erziehung* 1929–1932. (Siehe Umschlag der letzten Nummer vom März 1933.)

Alexander Stein, *Hugo Haase zum Gedächtnis. Zu seinem zehnten Todestag am 7. November 1929*, Vortragsdispositionen, in: *Sozialistische Bildung*, H. 9, September 1929, S.274–279.

Alexander Stein, *Verstärkte Aktivität*, in: *Sozialistische Bildung*, H. 11, November 1930, S. 321–344.

Alexander Stein, *Neue Aufgaben: Ein Nachwort zum Leipziger Parteitag*, in: *Sozialistische Bildung*, H. 6, Juni 1931, S. 161–164.

Alexander Stein, *Marx als Denker und Kämpfer. Zu seinem 50. Todestage am 14. März, Vortragsdisposition*, in: *Vortragsmaterial*, Beilage zur *Sozialistischen Bildung*, H. 1, Januar 1933, S. 2–10.

2 *Die Bücherwarte. Zeitschrift für sozialistische Buchkritik*, herausgegeben vom Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3. (Erschien ab Januar 1929 als ständige Beilage der *Sozialistischen Bildung*.) Leitaufsätze der *Bücherwarte* von 1926 und 1927 wurden in Sammelbänden als *Sozialistische Literaturführer I und II* herausgegeben. Alexander Stein war ständiger Schriftführer.

a *Buchbesprechungen* (mit Alexander Stein, A. Stein,oder A. S. gezeichnet).
(#) kennzeichnet solche, die für Steins politische Haltung besonders bezeichnend sind.

1926:
Winke für die proletarische Bildungsarbeit (S. 113).
Fürstenabfindungen in den letzten 500 Jahren (S. 179).
(#) Theodor Dan, *Sowjetrußland, wie es wirklich ist* (S. 274).
Das Heidelberger Programm (S. 58–9).

1927:
Vom Leben getötet: Bekenntnisse eines Kindes (S. 41 f.).

1928:
Politisches Handbuch. Ein sozialistischer Wegweiser (S. 48 f.)
(#) *Handbuch für sozialistische Jugendarbeit* (S. 115).
Die Frau im sozialdemokratischen Parteiprogramm (Wien) (S. 124).

Studium ohne Reifezeugnis in Preußen (S. 188).
Weberkämpfe vor 100 Jahren (S. 315).

1929:
Großkampftage der Revolution 1848/49 (S. 39).
(#) *Jahrbuch der deutschen Sozialdemokratie für das Jahr 1928* (S. 41 f.).
Von Ebert bis Hindenburg: Zehn Jahre deutsche Republik (S. 107).
(#) Ernst Haase, *Hugo Haase, Sein Leben und Wirken* (S. 131).
Frohes Schaffen: Das Buch für jung und alt (S. 194).

1930:
(#) *Jahrbuch der deutschen Sozialdemokratie für das Jahr 1929* (S. 71–2).
(#) Pietro Nenni, *Todeskampf der Freiheit* (S. 105).
Wer hat den Rhein befreit? (S. 106).
Für Dich und die Deinen: Die sozialen Leistungen der Republik und die Kämpfe der deutschen Sozialdemokratie für durchgreifende soziale Gesetzgebung (S. 108).
(#) *Wilhelm Liebknecht: Ein Lebensbild* (S. 114).

1931:
(#) *Jahrbuch der deutschen Sozialdemokratie für das Jahr 1930* (S. 76 f.).
Die politische Krise der Gegenwart (S. 107).
Die Machtverhältnisse der Parteien in Parlamenten und Regierungen (S. 108).

1932:
Frohes Schaffen: Das Buch für jung und alt (S. 168).
Kalender und Jahrbücher (S. 168 f.).
Christian Morgenstern, *Alle Galgenlieder* (S. 171).

b Artikel:
Alexander Stein, *Die Ideengeschichte des Sozialismus*, Jg. 1, H. 2, Februar 1926 (S. 1 f.).

Andere Zeitungen und Zeitschriften, für die Alexander Stein in diesen Jahren geschrieben hat (z. B. *Sozialistischer Bote*, auf russisch) sind hier nicht aufgeführt.

D Prag: 1933–1938

1 *Sozialistische Aktion.* (Redaktion: Paul Hertz; Karlsbad 1933–1938. Für die illegale Arbeit in Deutschland: Dünndruck, Kleinformat. Zuerst Nachdruck von Artikeln aus *Neuer Vorwärts*, aber redaktionell unabhängig.) Artikel von Alexander Stein sind hier nicht aufgeführt, da vorläufig nur teilweise identifiziert.

2 *Neuer Vorwärts, Sozialdemokratisches Wochenblatt*, Karlsbad 1933–1937, 1938–1940 Paris. Chefredakteur: Friedrich Stampfer, ab 1935 Curt Geyer.
Vgl. S. 362 dieses Beitrags. Steins Artikel sind unterschiedentlich unterzeichnet: A. S.,

A. Stein, VIATOR; nicht unterzeichnete Artikel, die nach der Liste im IISG von Stein geschrieben wurden, sind mit (*) markiert.

(*) *Drinnen und Draußen: Zur Diskussion über die Aufgaben der Partei*, Nr. 13, 10. September 1933.

(*) *Lehren der Geschichte: Adolf Hitler – Louis Bonaparte*, Nr. 24, Beilage, 26. November 1933.

VIATOR, *Das Wesen des Faschismus: Eine neue grundlegende Untersuchung*, Nr. 29, Beilage, 31. Dezember 1933.

VIATOR, *Umgruppierung im Osten: Abschied von Rapallo – Hitlers tolle Pläne – Moskaus Antwort*, Nr. 31, 14. Januar 1934.

(*) *Komintern, Wien und Berlin: Diffamierung des heldenmütigen Kampfes – Verherrlichung des Verzichts auf bewaffneten Widerstand*, Nr. 44, Beilage, 15. April 1934.

(*) *Die Blutnacht von Köpenick: So brach vor einem Jahre der „totale Staat" an!*, Nr. 54, Beilage, 24. Juni 1934.

A. S., *Braun-gelbe Kriegstreiber: Mit Heil und Bonzei in den neuen Weltkrieg*, Nr. 67, 23. September 1934.

(*) *Krieg den deutschen Zuständen*, Nr. 81, Beilage, 30. Dezember 1934.

(*) *Tragödie der Diktatur*, Nr. 82, 6. Januar 1935.

A. S., *Braungelbe Kriegstreiber: Berlin–Warschau–Tokio*, Nr. 89, 24. Februar 1935.

(*) *Was nicht im Hitler-Aufruf steht: Wollte Frankreich 1933 marschieren?*, Nr. 94, 31. März 1935.

(*) *England, Rußland und der Ferne Osten*, Nr. 96, 14. April 1935.

(*) *Die „fliegende Nation": Enthüllungen über die deutsche Luftaufrüstung*, Nr. 102, Beilage, 26. Mai 1935.

A. S., *Antisemitismus und Nationalsozialismus: Hitlers Vernichtungsfeldzug gegen die Juden*, Nr. 136, 19. Januar 1936.

(*) *Sowjetrußland auf dem Wege zur Demokratie? Die Bedeutung des neuen Verfassungsvorschlages*, Nr. 158, 21. Juni 1936.

A. Stein, *Brauner Bolschewismus: Selbstentlarvung in Nürnberg*, Nr. 173, Beilage, 4. Oktober 1936.

A. S., *Braun-gelbes Kriegsbündnis: Ziele und Grenzen des deutsch-japanischen Abkommens*, Nr. 182, 6. Dezember 1936.

(Nicht gezeichnet, A. Stein war entweder Autor oder Übersetzer), *Zum Verständnis der Moskauer Prozesse*, Nr. 191, Beilage, 7. Februar 1937.

(A. Stein, Übersetzer, nicht gezeichnet), *Moskauer Prozeßgeheimnisse* („wortgetreue Übersetzung" aus: *Sozialistischer Bote*, Paris)

I. *Der Sieg der Generallinie und der neue Kurs*, Nr. 194, Beilage, 28. Februar 1937.

II. *Die Hintergründe des Attentats auf Kirow*, Nr. 195, Beilage, 7. März 1937.

III. *Das Ende des neuen Kurses*, Nr. 196, Beilage, 14. März 1937

IV. *Stalin gegen die alten Bolschewisten*, Nr. 197, 21. März 1937.

(*) *Was geht in Sowjetrußland vor?*, Nr. 210, 20. Juni 1937.

(*) *Lenins Testament*, Nr. 230, Beilage, 7. November 1937.

(*) *Die Bibel der Gegenrevolution: Bemerkungen zum Berner „Protokoll"-Prozeß*, Nr. 231, Beilage, 14. November 1937.

A. S., *Als Karl Marx nach Paris ging: Aus der Geschichte des deutschen Elends*, Nr. 238, 31. Dezember 1937.

Zehn weitere Artikel von Stein (als A. S. oder VIATOR) im *Neuen Vorwärts* hat Liselotte Maas ermittelt: 1933, Nr. 19 (Viator); 1934, Nr. 44 (Viator), Nrn. 76, 79 (A. S.); 1935, Nrn. 103, 112 (A. S.); 1936, Nrn. 160, 164 (A. S.); 1937, Nr. 203, 238 (A. S.). Vgl. Liselotte Maas, Handbuch der deutschen Exilpresse, a. a. O., Bd. 2, S. 426 f.

3 *Zeitschrift für Sozialismus* (zuerst: *Sozialistische Revolution*), Seitenangaben nach dem Reprint Bonn-Bad Godesberg 1970.

a Artikel

Alexander Stein, *Engels und die Gegenwart*, S. 808–15, (1935).

b Buchbesprechungen (anfangs abwechselnd unter dem Titel „Bücherschau" oder „Buchbesprechungen", später nur noch „Buchbesprechungen"; erste zitierte Nummer Ende 1933, letzte zitierte Nummer Mitte 1936. Seitenzahlen fortlaufend. Autoren sind hier nur zitiert, wenn sie besonders wichtig sind.)

Viator, *Hitler der Eroberer*, Prag 1933, S. 36 f.

Viator, Max Adler, *Linkssozialismus*, Prag 1933, S. 77–79.

Viator, Otto Friedrich, *Selbstmord einer Demokratie*, Karlsbad 1933, S. 79–80.

Viator, *Volk in Ketten: Deutschlands Weg ins Chaos*, Karlsbad 1934, S. 108–110.

Viator, *Die deutsche Tragödie: Der Selbstmord einer Republik*, Prag 1933, S. 111–112.

Viator, *Marx gegen Hitler*, Wien 1933, S. 141–143.

Viator, Gerhart Seger, *Oranienburg*, Karlsbad 1934, S. 176.

Viator, Justinian, *Reichstagsbrand*, Karlsbad 1934, S. 176.

Viator, *Das Schwarzbuch: Tatsachen und Dokumente. Die Lage der Juden in Deutschland 1933*, Paris 1934, S. 240.

Viator, *Deutschland ist Caliban*, Zürich 1934, S. 271.

Viator, *Zwischen den Weltkriegen*, Prag 1934, S. 303.

Viator, *Dämmerung*, Notizen in Deutschland, Zürich 1934, S. 367.

Viator, *Der Faschismus als Massenbewegung*, Karlsbad 1934, S. 558–60.

Viator, *Hindenburg oder der Geist der preußischen Armee*, Paris 1935, S. 692–694.

Viator, Emil Ludwig, *Hindenburg und die Sage von der Deutschen Republik*, Amsterdam 1935, S. 683.

Viator, *Die Gewerkschaften in der Demokratie und in der Diktatur*, Karlsbad 1935, S. 683–685.

A. S., *Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager. Unpolitischer Tatsachenbericht*, Zürich 1935, S. 685–686.

A. S., *Die Prüfung. Roman aus einem Konzentrationslager*, London 1935, S. 686–687.

A. Stein, *Die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik*, Prag, S. 750–752.

A. Stein, *Faschismus und Nationalsozialismus*, Wien, S. 752.

A. Stein, *Vom Friedens-Museum ... zur Hitlerkaserne*, Zürich 1935, S. 816.

A. Stein, G. Dimitroff, *Briefe und Aufzeichnungen aus der Zeit der Haft und des Leipziger Prozesses*, Paris 1935, S. 878 f.
Viator, *Rußland aus der Nähe*, Mährisch-Ostrau 1935, und *Abschied von Sowjetrußland*, Zürich 1936, S. 879 f.
A. Stein, *Europa stirb und werde! Tagebuchblätter über Faschismus und Nationalsozialismus*, Zürich, S. 911.
A. Stein, *Der Kampf um die Kirche im Dritten Reich*, Luzern 1936, S. 911 f.
Viator, R. N. Coudenhove-Kalergi, *Judenhaß von heute*, und Graf H. Coudenhove-Kalergi, *Das Wesen des Antisemitismus*, Wien 1935, S. 912.
Viator, *Der gelbe Fleck. Die Ausrottung von 500 000 deutschen Juden*, Paris 1936, S. 942.
A. Stein, *Was soll mit den Juden geschehen? Praktische Vorschläge von Julius Streicher und Adolf Hitler*, Paris 1936, S. 942 f.
A. Stein, *Bolschewismus als Weltgefahr*, Luzern 1935, S. 943.
A. Stein, *Das geistige Gesicht des Bolschewismus*, Bern und Leipzig 1935, S. 975 f.
Viator, *Das braune Netz. Ein Tatsachenbericht über die Arbeit der Gestapo im Auslande*, Paris, und *Hitlers motorisierte Stoßarmee*, Paris 1936, S. 1008.
Viator, *Mordzentrale X. Enthüllungen und Dokumente über die Auslandstätigkeit der deutschen Gestapo*, Zürich 1936, S. 1008.
A. Stein, Wenzel Jaksch, *Volk und Arbeiter. Deutschlands europäische Sendung*, Bratislava 1936, S. 1039 f.
A. Stein, *Friedrich Nietzsche und das Dritte Reich*, Bern 1935, S. 1072.

4 *Die Deutsche Revolution*. Organ der Schwarzen Front. Herausgeber: Dr. Otto Strasser, Prag, Kopenhagen:
Alexander Stein, *Außenpolitik des Hakenkreuzes*, Jg. 11 (1936), Nr. 21, 21. Juni 1936, S. 8. – (Unklar, ob Stein davon wußte, denn im Vorwort der Redaktion heißt es: „Der demnächst erscheinenden Schrift von Alexander Stein ‚Adolf Hitler, Schüler der Weisen von Zion' [...] entnehmen wir nachfolgenden Vorabdruck, der trotz der durch Raumgründen erzwungenen Weglassung großer Abschnitte einen Einblick in die Qualität des Buches gibt.")

D Paris: 1939

1 *Die Zukunft. Ein neues Deutschland: Ein neues Europa*. Organe de l'Union Franco-Allemande, Paris. Herausgeber: Willi Münzenberg, Chefredakteur: Werner Thormann.
Alexander Stein, *Judenfrage und Faschismus*, 27. Januar 1939.
Alexander Stein, *Polen und die deutsche Ostpolitik*, 16. Juni 1939.
Alexander Stein, *Der Machtkampf im Baltikum*, 23. Juni 1939.
Alexander Stein, *Schule der Diktatoren: Von Macchiavelli zu Hitler*, 21. Juli 1939.
Alexander Stein, *Die Tschechoslowakei – eine deutsche Kolonie*, 4. August 1939.

2 Parteizeitungen in Schweden, Finnland, Schweiz (siehe S. 365 dieses Beitrags).

3 *Jüdische Revue*, (Paris), Juli 1936

E New York: 1940–48

Hier sind auch handschriftliche Artikel aufgenommen, die als Manuskripte im Alexander-Stein-Archiv, IISG, zu finden sind, mit Namen und Daten von Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie veröffentlicht werden sollten.

1 *Neue Volkszeitung:* (siehe Liselotte Maas, a. a. O., Bd. 2, S. 406)
XV, 3, 37–45, 47, 48, 52;
XVI, 3, 9–13, 16, 17, 20, 22, 24, 38, 39, 44, 45, 48, 50;
XVII, 4, 6, 8–10, 19, 25, 34.
(Titel noch nicht geprüft.)
Alexander Stein, Hilferding-Serie, *Neue Volkszeitung*, 1946. (Siehe Korrespondenz in: Stein-Archiv, IISG, Text noch nicht gefunden.)

2 *Aufbau:* Jg. IX (1943), Nr. 33 (siehe Liselotte Maas, a. a. O., Bd. 1, S. 105; noch nicht geprüft)

3 *Forward* (Jiddisch)
Alexander Stein, *Die Familie Liebknecht*, in: *Jewish Daily Forward*, 3. und 10. März 1946 (im deutschen Manuskript gesehen, IISG).
Weitere Artikel noch nicht geprüft.

4 *Gerechtigkeit* (Jiddisch?)
Alexander Stein, *Der Kampf um Deutschland*, in: *Gerechtigkeit*, 10.–12. August 1948 (im deutschen Manuskript gesehen, IISG).
Weitere Artikel noch nicht geprüft.

III VORWORTE, EINLEITUNGEN

Alexander Stein, *Vorwort* zu: Eva Broido, *Wetterleuchten der Revolution*, Berlin 1929, S. 5–8.

IV ÜBERSETZUNGEN: BÜCHER, GESCHICHTEN, ARTIKEL

Maxim Gorki, *Sechsundzwanzig und eine* (für eine deutsche Zeitung in Riga, zitiert in „Erinnerungen …"), 1902 (siehe S. 346).

G. Plechanow, *Henrik Ibsen*. Deutsch von A. Stein (= *Ergänzungshefte zur Neuen Zeit*, Nr. 3, 10. Juli 1908).

N. Rjasanoff, *Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa: Kritische Untersuchungen*. Deutsch von A. Stein (= *Ergänzungshefte zur Neuen Zeit*, Nr. 5, 1908/1909, 5. März 1909. Stuttgart: Paul Singer Verlag).

Leo Tolstoi, *Nachgelassene Werke*, Bd. 1 und 2. Übersetzt von August Scholz und Alexander Stein. Berlin: I. Ladyschnikow Verlag, [1911?].

Maxime Kowalewsky, *Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform*, VI: Das Verschwinden der Hörigkeit und die Wandlungen der Grundherrschaft in England und Italien; Bauernbefreiung und Grundentlastung in Deutschland und Rußland. Übersetzt von A. Stein (= Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft), Berlin, R. L. Prager, 1913. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt.

Maxim Gorki, *Die Menschen haben gesiegt. Erzählungen*, Berlin, Büchergilde Gutenberg, 1950. Übersetzt von August Scholz und Alexander Stein.

Maxim Gorki, *Märchen der Wirklichkeit*, Berlin, J. Ladyschnikow Verlag. Einzig autorisierte Übertragung von Alexander Stein. (Ohne Datum: wahrscheinlich nach 1913, siehe S. 349 dieses Beitrags).

J[ulius] Martow, *Geschichte der russischen Sozialdemokratie*. Mit einem Nachtrag von Th. Dan: *Die Sozialdemokratie Rußlands nach dem Jahre 1908*. Autorisierte Übersetzung von Alexander Stein. Anhang: Richtlinien der Auslandsdelegation der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands vom Januar 1925. Berlin: J. H. W. Dietz Nachf. 1926.

„Arbeiter, schützt Euere Betriebe!"

Widerstand gegen Demontagen in der SBZ

Von Rainer Karlsch

1. Einleitung

Die Demontagepolitik der Westalliierten nach dem Zweiten Weltkrieg ist von der Wissenschaft in den vergangenen Jahren nahezu erschöpfend untersucht worden. Dies gilt sowohl für die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe auf alliierter als auch für die Auswirkungen der Demontagen auf (west)deutscher Seite.[1] Mit den Versuchen von Belegschaften, Gewerkschaftern und Politikern zur Eindämmung der alliierten Demontagen haben sich insbesondere Wilhelm Treue, Walter Först, Alan Kramer und Marie-France Ludman-Obier auseinandergesetzt.

Gegenüber den zahlreichen Arbeiten zu den Demontagen in Westdeutschland nimmt sich die wissenschaftliche Literatur zu den Auswirkungen der sowjetischen Demontagepolitik auf die Wirtschaft der SBZ noch immer recht spärlich aus. Dabei waren die makro- und mikroökonomischen Wirkungen der Demontagen im Osten Deutschlands erheblich größer.[2] Bis zum Ende der UdSSR und der DDR wurde das Thema auf östlicher Seite strikt tabuisiert. Die wenigen in der DDR veröffentlichten Arbeiten zur Reparations- und Demontageproblematik trugen, von zwei Ausnahmen[3] abgesehen, offiziellen Charakter, spielten die Folgen der sowjetischen Reparationspolitik herunter

1 Vgl. Gustav-Wilhelm Harmssen, Am Abend der Demontage. Sechs Jahre Reparationspolitik, Bremen 1951; Wilhelm Hasenack, Bilanz der Demontage, Göttingen 1951; Wilhelm Treue, Die Demontagepolitik der Westmächte nach dem zweiten Weltkrieg, Hannover 1967; Hermann Pünder, Von Preußen nach Europa. Lebenserinnerungen, Stuttgart 1968; Wolfgang Benz, Wirtschaftspolitik zwischen Demontage und Währungsreform, in: Westdeutschlands Weg zur Bundesrepublik, München 1976, S. 69–89; Walter Först, Die Politik der Demontage, in: Entscheidungen im Westen 1945–1949. Hrsg. von Walter Först, Köln und Berlin 1979, S. 110–141; Dieter Scriverius, Die britische Demontagepolitik im Spiegel der Überlieferung des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf, in: Die Deutschlandpolitik Großbritanniens und die Britische Zone 1945–1949. Hrsg. von Claus Scharf und Hans-Jürgen Schröder, Wiesbaden 1979, S. 93–101; Werner Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1945–1980), Frankfurt a. M. 1983, S. 20–27; Josef Foschepoth, Konflikte in der Reparationspolitik der Alliierten, in: Kalter Krieg und Deutsche Frage. Deutschland im Widerstreit der Mächte 1945–1952. Hrsg. von Josef Foschepoth, Göttingen und Zürich 1985, S. 175 ff.; Werner Bührer, Ruhrstahl und Europa. Die Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie und die Anfänge der europäischen Integration 1945–1952, München 1986; Marie F. Ludman-Obier, Die Kontrolle der chemischen Industrie in der französischen Besatzungszone 1945–1949, Mainz 1989; Helmut Fiereder, Demontagen in Deutschland nach 1945 unter besonderer Berücksichtigung der Montanindustrie, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Jg. 34 (1989), H. 4, S. 209–239; Christoph Buchheim, Die Wiedereingliederung Westdeutschlands in die Weltwirtschaft 1945–1948, München 1990, S. 77 ff.; Alan Kramer, Die britische Demontagepolitik am Beispiel Hamburgs 1945–1950, Hamburg 1991; Jörg Fisch, Reparationen nach dem Zweiten Weltkrieg, München 1992.

2 Vgl. Rainer Karlsch, Allein bezahlt? Die Reparationsleistungen der SBZ/DDR 1945–1953, Berlin 1993; Lothar Baar, Rainer Karlsch und Werner Matschke, Kriegsfolgen und Kriegslasten Deutschlands. Zerstörungen, Demontagen und Reparationen, Berlin 1993.

3 Vgl. Horst Barthel, Die wirtschaftlichen Ausgangsbedingungen der DDR, Berlin 1979; Jörg Roesler, Veronika Siedt und Michael Elle, Wirtschaftswachstum in der Industrie der DDR 1945–1970, Berlin 1986.

und verschwiegen die Konflikte zwischen Besatzern und Besiegten. Nach der Öffnung der Archive der ehemaligen DDR und der beginnenden Öffnung der russischen Archive erscheint es geboten, die sowjetische Demontagepolitik einer quellenorientierten Analyse zu unterziehen: Erste Ansätze dafür liefern eine Fallstudie über die Demontage des weltbekannten Carl-Zeiss-Werkes in Jena von Wolfgang Mühlfriedel und Edith Hellmuth[4] sowie die von Burghard Ciesla herausgegebenen Aufzeichnungen des sächsischen Unternehmers Johannes Vogler.[5]

Sowohl in deutschen als auch in russischen Archiven sind erstaunlich vielfältige Quellen zur Problematik der Demontagen überliefert.[6] Interessante Details über die Konflikte zwischen der sowjetischen Führung und der KPD/SED-Führung in der Demontagefrage enthalten die Pieck-Notizen.[7] Neben dem Bundesarchiv ist die Nutzung der Landesarchive unerläßlich.[8] Bisher bestenfalls erst in Ansätzen ausgewertet wurde das umfängliche Schriftgut in den Unternehmensarchiven. So vermitteln beispielsweise Demontageprotokolle und Zeitzeugenberichte aufschlußreiche Details vom Ablauf und Ausmaß der ersten Demontagewellen, insbesondere in Berlin, sowie von den Versuchen der Belegschaften, Totaldemontagen abzuwenden.[9] Die Erschließung der russischen Quellen zur Nachkriegsgeschichte befindet sich noch in den Anfängen.[10]

Im Mittelpunkt dieses Artikels stehen die bisher kaum bekannten Versuche zur Eindämmung der Demontagen in der SBZ. War dort, unter einem ungleich drückenderen Besatzungsregime als in den Westzonen, überhaupt ein nennenswerter Widerstand gegen die Begehrlichkeiten der Sieger möglich, zumal die Entnahmen in einem außerordentlich schnellen Tempo durchgeführt wurden? Schließlich wurden die Demontagen in der SBZ bereits im Sommer 1948 beendet, d. h. zu einem Zeitpunkt, zu dem in den Westzonen der

4 Vgl. Wolfgang Mühlfriedel und Edith Hellmuth, Die Demontage der Firma Carl Zeiss in Jena, (Manuskript), Berlin 1993.

5 Vgl. Johannes Vogler, Von der Rüstungsfirma zum volkseigenen Betrieb. Aufzeichnungen eines Unternehmers der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands von 1945–1948. Hrsg. von Burghard Ciesla, München 1992.

6 Vgl. Rainer Karlsch und Jochen Laufer, Neue Quellen und Problemstellungen zu den Reparationsleistungen der SBZ/DDR, erscheint in: Archivmitteilungen, Jg. 43 (1994). Verwiesen werden soll insbesondere auf die im Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, bewahrten Unterlagen der Zentralen Sequesterkommission der Deutschen Wirtschaftskommission (DWK), von der 1947/48 mehrfache Erfassungen aller demontierten Werke vorgenommen wurden. Zwischenergebnisse dieser Erfassungen sind in die Westzonen gelangt und dienten insbesondere Franz Rupp, Bruno Gleitze und Gustav-Wilhelm Harmssen als wichtige Grundlage für ihre Arbeiten zu den Reparationsleistungen der SBZ/DDR.

7 Vgl. Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen zur Deutschlandpolitik 1945–1953. Hrsg. von Rolf Badstübner und Wilfried Loth, Berlin 1994.

8 Vgl. Annett Bresan, Reparationszahlungen an die Sowjetunion nach dem zweiten Weltkrieg im Bundesland Sachsen – Die Überlieferung der Landesregierung Sachsen im Sächsischen Hauptstaatsarchiv, Diplomarbeit, Berlin 1993.

9 Vgl. Wolfram Fischer, Henning Berlin. Die Geschichte eines pharmazeutischen Unternehmens 1913–1991, Berlin 1992, S. 201 ff.; Rainer Karlsch, Von der Schering AG zum VEB Berlin Chemie. Die Folgen der Spaltung Berlins für die chemische Industrie im Ostteil der Stadt, in: Wirtschaft im geteilten Berlin 1945–1990. Forschungsansätze und Zeitzeugen. Hrsg. von Wolfram Fischer und Johannes Bähr, München 1993.

10 Vgl. Elke Scherstjanoi und Jochen Laufer, Erste Schritte zur Öffnung des Bestandes der Sowjetischen Militäradministration (SMAD), in: Archivmitteilungen, Jg. 39 (1990), H. 5, S. 172–175; Jochen Laufer, Konfrontation oder Kooperation? Zur sowjetischen Politik in Deutschland und im Alliierten Kontrollrat 1945–1948, in: Studien zur Geschichte der SBZ. Hrsg. von Alexander Fischer, Berlin 1993, S. 57–80.

Abbau von Industrieanlagen erst richtig begann. Hat nicht die KPD/SED vorbehaltlos die sowjetischen Reparationsansprüche anerkannt und die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) unterstützt?

Die Demontagefrage barg ein erhebliches Konfliktpotential. In den Auseinandersetzungen um die Demontagen widerspiegelten sich sowohl die Probleme der alliierten Reparationspolitik als auch das Verhältnis von Besatzern und Besiegten. In den Westzonen verschwand in den Abwehrkämpfen der von Demontagen betroffenen Belegschaften das Bewußtsein von der deutschen Kriegsschuld spätestens nach der Währungsreform.[11] Wie verhielten sich die Belegschaften in der SBZ gegenüber den sowjetischen Reparationsansprüchen?

Bevor wir uns um Antworten auf diese Fragen bemühen, ist eine knappe Rückschau auf den Stellenwert der Demontagen im Rahmen der sowjetischen Reparationsforderungen notwendig: Bekanntlich legte die UdSSR auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam größten Wert auf die Festschreibung hoher deutscher Reparationslieferungen, wobei hauptsächlich an folgende Leistungsformen gedacht war: einmalige Entnahmen, Lieferungen aus der laufenden Produktion, die Beschäftigung deutscher Arbeitskräfte und die Beschlagnahmung des deutschen Auslandsvermögens.

Die sowjetischen Forderungen resultierten sowohl aus einem verständlichen Sicherheitsbedürfnis als auch aus dem ungeheuren Bedarf des schwer zerstörten Landes an Gütern aller Art. In der Planungsphase der Reparationen und der unmittelbaren Nachkriegszeit standen der Sicherheitsaspekt sowie das Verlangen nach Abstrafung des Feindes im Vordergrund.[12] Zu einer gemeinsamen Reparationspolitik hatten sich die Alliierten auf der Potsdamer Konferenz nicht durchringen können.[13] Lediglich in der Frage der Demontagen wurde eine wenn auch recht schwammige Regelung gefunden. Ansonsten brachte die Potsdamer Konferenz die reparationspolitische Teilung Deutschlands, was nichts anderes bedeutete, als daß die Entnahme- und Reparationspolitik in den vier Zonen weitgehend der jeweiligen Besatzungsmacht überlassen blieb und trotz der postulierten wirtschaftlichen Einheit keine gemeinsame alliierte Wirtschaftspolitik zustande kam. In Konsequenz dessen sah sich die UdSSR gezwungen, ihre berechtigten Reparationsansprüche nahezu ausschließlich aus ihrer Zone zu befriedigen.

Allerdings reduzierten sich die sowjetischen Interessen nicht auf eine bloße, destruktive Demontagepolitik. Vielmehr gehörten Forderungen nach umfangreichen Demontagen ebenso zum Reparationsprogramm wie nach Lieferungen aus der laufenden Produktion. Der Abbau von Industrieanlagen und die Forderung nach Gütern aller Art aus der laufenden Produktion waren jedoch entgegengesetzte Pole und ließen sich kaum miteinander vereinbaren. Die sowjetische Reparationspolitik barg folglich von Beginn an den Konflikt unterschiedlicher Ziele.[14] Nahezu zwangsläufig kam es daher in der sowjetischen Führung zu Auseinandersetzungen über die Reparationspolitik.[15]

11 Volker Berghahn, Unternehmer und Politik in der Bundesrepublik, Frankfurt a. M. 1985, S. 69 ff.
12 Vgl. Jochen Laufer, Eugen Varga und die Reparationen, (Manuskript), Berlin 1993.
13 Vgl. Jörg Fisch, a. a. O., S. 59.
14 Vgl. a. a. O., S. 60.
15 Vgl. Soviet economic Policy in postwar Germany. A collection of papers by former Soviet officials. Ed. by Robert Slusser, New York 1953, S. 18 ff.

Während die Beauftragten eines von Georgij Malenkov – er war einer der Stellvertreter Stalins und Leiter des staatlichen Verteidigungskomitees – geleitenen Sonderkomitees in der SBZ lediglich ihre Demontageaufträge erfüllen wollten, waren die SMAD-Offiziere für den Wiederaufbau und die Realisierung der Reparationspläne verantwortlich. Sie mußten daher eher daran interessiert sein, einen industriellen Grundstock zu erhalten. Der Konflikt zwischen „Demonteuren" und Beauftragten für den Wiederaufbau war bereits während der ersten großen Demontagewelle vom Mai/Juni 1945, die insbesondere die Berliner Industrie traf, zu spüren.[16]

Ab Herbst 1945 gewann das vom sowjetischen Außenhandelsminister Anastasij I. Mikojan favorisierte Konzept der „Sowjetisierung" der SBZ und der Nutzung ihrer ökonomischen Ressourcen für die UdSSR allmählich die Oberhand. Zuvor hatten einflußreiche SMAD-Vertreter einen wirtschaftspolitischen Kurswechsel in der SBZ vorbereitet.[17] Den sichtbarsten Umschwung in der sowjetischen Reparationspolitik stellte der Befehl Nr. 167 vom 5. Juni 1946 zur Überführung von mehr als 200, vordem zumeist zur Demontage vorgesehenen, großen Industriebetrieben in sowjetische Aktiengesellschaften (SAG) dar. Damit wurde die Wende von der Politik der maximalen Demontagen zu einer flexibleren Reparationspolitik, die sich vorrangig auf Entnahmen aus der laufenden Produktion richtete, eingeleitet. Die Gründung der SAG trug nicht nur den Reparationsinteressen der Sowjetunion besser Rechnung, sondern war auch auf die Gewinnung von außenpolitischen Spielräumen gerichtet.[18]

Mit der bis Ende 1947 endgültig vollzogenen Trendwende in der sowjetischen Reparationspolitik konnten eine Deindustrialisierung in der SBZ abgewendet und Voraussetzungen für die Rekonstruktion der Industrie geschaffen werden. Dennoch hatte die knapp dreijährige Demontagepolitik zu einer nachhaltigen Reduktion des industriellen Anlagevermögens geführt. Mindestens 30 Prozent der 1944 in der späteren SBZ vorhandenen industriellen Kapazitäten wurden abgebaut.[19] Die sowjetischen Demontagen wirkten damit viel einschneidender als die unmittelbaren Kriegszerstörungen, denen 10 bis 15 Prozent der industriellen Kapazitäten zum Opfer gefallen waren. Daß es überhaupt zum Einschwenken der Sowjetunion auf eine flexiblere Reparationspolitik kam, hing bis zu einem gewissen Grad auch mit den verzweifelten Bemühungen auf deutscher Seite zur Rettung eines industriellen Grundstocks zusammen.

2. Versuche zur Eindämmung der Demontagen in der SBZ

Die Haltung von KPD/SED und SPD

In den ersten großen Demontagewellen widerspiegelte sich die Brutalität des Krieges, der nun mit voller Wucht auf das deutsche Volk zurückschlug. Niemand konnte in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegswochen exakt zwischen Zerstörungs- und Beuteaktionen

16 Vgl. Wolfram Fischer, a. a. O., S. 203 ff.; Rainer Karlsch, Von der Schering AG ..., a. a. O., S. 225 ff.
17 Vgl. Jochen Laufer, Konfrontation ..., a. a. O., S. 60.
18 Vgl. Werner Matschke, Die industrielle Entwicklung in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ) 1945 bis 1948, Berlin 1988, S. 204 ff.
19 Vgl. Rainer Karlsch, Allein bezahlt?, a. a. O., S. 89.

sowie Reparationsentnahmen unterscheiden. Etwa vom März 1945 bis zum Beginn der Potsdamer Konferenz im August 1945 dauerte die sowjetische „Trophäenaktion", während der in großer Hast und mit äußerst geringer Effektivität auch in großem Umfang Industrieanlagen demontiert wurden.

Den ersten Demontagen stand die deutsche Bevölkerung nahezu apathisch gegenüber. Inwieweit der Abbau von Industrieanlagen von der deutschen Bevölkerung als eine Form der Wiedergutmachung für die von Deutschen insbesondere in der Sowjetunion und Polen angerichteten und kaum zu ermessenden Schäden empfunden wurde, bedarf noch genauerer Klärung.[20] Hinreichend abgesicherte empirische Untersuchungen existieren dazu nicht, wohl aber eine Vielzahl von Einzelberichten, deren Verallgemeinerungsgrad jedoch kritisch zu prüfen ist.[21]

Die Bevölkerung war zunächst vollauf mit der Linderung von Hunger und Wohnungsnot beschäftigt. „Zerstörung, Hunger und Schwarzmarkt bildeten die mit der frühen Nachkriegszeit assoziativ am engsten verbundenen Vorstellungen."[22] Die weitgehende Lähmung des öffentlichen Lebens dürfte für die Passivität gegenüber den Aktionen der Besatzungsmacht ebenso eine Rolle gespielt haben wie das dumpfe Gefühl von Schuld. Dabei wurde die zunächst vorhandene deutsche Bereitschaft zur Ableistung von Reparationen durch die Bemühungen der Besatzungsmacht zur Wiederankurbelung der Produktion und zur Normalisierung des täglichen Lebens unterstützt.[23]

Doch in dem Maße, wie die Besatzungsmacht ihre Demontageaktionen auf nahezu alle Bereiche der Wirtschaft ausdehnte, wuchsen die Besorgnisse der betroffenen Belegschaften, gerieten die Politik der SMAD und KPD/SED zunehmend in Mißkredit, regte sich Widerspruch. Die oft willkürlich anmutende sowjetische Demontagepraxis sowie die hohen Reparationsforderungen drohten alle Produktionsanstrengungen zunichte zu machen.

In seinen Memoiren beschreibt Rudolf Paul, Ministerpräsident von Thüringen (Herbst 1945–1947) die Stimmungslage Ende 1945 wie folgt: „In die Advents- und Voradventszeit der ersten Weihnacht nach dem formellen Ende des Krieges fielen erneut bittere Tropfen. Die Reparationsforderungen der Sowjetunion meldeten sich in zweifacher Gestalt: Demontage und Sequestration. Das Vorspiel vermied laute Akkorde – leise, einige Werke treffend, begannen die Demontagen, um wenige Monate später, nachdem die Bevölkerung sich schon etwas an den Gedanken der Reparationen, der Demontagen gewöhnt hatte, nunmehr nach sowjetischer Taktik mit unverhüllter Härte herzutreten. Es hat in Deutschland keinen denkenden Menschen gegeben, der den Gewinnern des Krieges nicht Ersatzansprüche auf Schäden zugestanden hätte, die durch militärische Handlungen

20 In einem Informationsbericht für die Landesleitung der KPD in Sachsen-Anhalt wird die Stimmung der Bevölkerung gegenüber den Demontagen wie folgt charakterisiert: „Man scheint im allgemeinen sich mit allem abgefunden zu haben ..." Vgl. Landesarchiv Merseburg, Landesleitung der SED Sachsen-Anhalt, Nr. L2/55/25.

21 Die vorstehend zitierten Informationsberichte der KPD/SED beinhalten eine Vielzahl oft willkürlich ausgewählter Meinungsäußerungen. Inwiefern solche Berichte einen repräsentativen Querschnitt bieten, bleibt fraglich und bedarf weiterer Prüfung.

22 Christoph Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn 1986, S. 46.

23 Vgl. Jürgen John, Thüringen im Spannungsfeld der Nachkriegsmächte. Der „Fall Paul" auf dem Weg zur deutschen Teilung, (Manuskript), Berlin 1993, S. 25.

deutscher Truppen oder sonst deutscherseits angerichtet worden sind. Darüber hinaus erkannte jedermann an, daß das Land, welches weitaus am meisten gelitten hatte und mit der Dringlichkeit seiner Ansprüche auf Ersatz das bevorrechtigtste sein konnte, die Sowjetunion war. Mit der Erkenntnis unserer Wiedergutmachungspflicht und unserem Willen wiedergutzumachen, Schäden durch Ersatz, durch Arbeit, Opfer der verschiedensten Art unsererseits zu beheben, ist Böses, ist Schlimmstes getrieben worden."[24]

Die Hoffnung auf den Wiederaufbau, von der SMAD immer wieder genährt, wich, wie sich auch aus Pauls pointierter Schilderung ableiten läßt, einer zunehmenden Verbitterung über die Härten der sowjetischen Reparationspolitik. Es waren weniger die Demontagen an sich, die den Unwillen der deutschen Bevölkerung erregten, sondern deren nur allzu offensichtliche rein destruktive Wirkungen. Was sollte man von einer Besatzungsmacht halten, die zunächst nach besten Kräften den Wiederaufbau betonte und wenig später diese Politik konterkarierte? Welchen Sinn hatten in höchster Eile durchgeführte Demontagen, wenn die abgebauten Anlagen danach monatelang, mitunter jahrelang, in Trophäenlagern verwahrt wurden und dort verrosteten? Wie sollten die hochgesteckten Reparationsaufträge von den Werken nach dem Verlust ihrer industriellen Kapazitäten erfüllt werden?

Die internen sowjetischen Auseinandersetzungen um die sicherheitspolitisch bzw. wirtschaftspolitisch günstigsten Formen der Reparationsentnahmen blieben den deutschen Behörden weitgehend verborgen. Nach ihrem Erleben trug die SMAD die Verantwortung für alle mit der Besatzungspolitik zusammenhängenden Fragen. So erschütterten die fortgesetzten Demontagen nach den Schrecken der ersten Nachkriegsmonate nicht nur das ohnehin sehr komplizierte Verhältnis von Besatzern und Besiegten, sondern führten in der SBZ auch zu einer Verdrängung deutscher Schuld.

Dabei dürfte auch die Tatsache eine Rolle gespielt haben, daß sich von 1945 bis 1947 die Demontagen zum überwiegenden Teil auf die SBZ konzentrierten.[25] Diese einseitige Belastung mag durchaus als willkürlich und ungerecht empfunden worden sein, zumal das ganze deutsche Volk den Krieg verloren hatte. Während sich die Westmächte an die Festlegungen des alliierten Industrieniveauplans vom März 1946 hielten und nur äußerst schleppend mit dem Abbau von Industrieanlagen begannen, wurden in der SBZ in wichtigen Wirtschaftsbereichen selbst die niedrig angesetzten Kapazitätsuntergrenzen des Industrieniveauplans noch unterschritten. Zudem fielen auch zahlreiche Unternehmen der Leichtindustrie den Demontagen zum Opfer, die laut alliierten Festlegungen keine Demontagen erfahren sollten. Daher begann sich auf allen Ebenen und in allen Schichten der Gesellschaft zunehmender Widerstand gegen die rigorose sowjetische Demontagepolitik zu organisieren.

Parteipolitisches Kalkül spielte selbst in den Reihen der KPD/SED in dieser existentiellen Frage kaum eine Rolle. Im Hinblick auf die sowjetische Reparationspolitik befand sich die KPD/SED in einer diffizilen Lage. Sie hatte einerseits keinen Zweifel an der Rechtmäßigkeit der sowjetischen Reparationsforderungen gelassen und die Pflicht zur

24 Zitiert in: Jürgen John, a. a. O., S. 47.

25 Bis zum Frühjahr 1948 wurden in der SBZ weit mehr als 2000 Betriebe abgebaut, in den Westzonen bis 1951 nur 664. Vgl. Lothar Baar, Rainer Karlsch und Werner Matschke, a. a. O., S. 36 ff.

Wiedergutmachung – hier im Sinne von Reparationsleistungen für die UdSSR zu verstehen – in ihrem programmatischen Aufruf vom Juni 1945 betont.[26] Andererseits drohte sie bei einer zu weitgehenden Unterstützung der sowjetischen Reparationsforderungen in Isolation von der Bevölkerung zu geraten und in den industriellen Zentren ihre soziale Basis zu verlieren. Von Anfang an gab es daher in der KPD/SED-Spitze Auseinandersetzungen um die Demontageproblematik. Vorbehaltlose Befürworter der sowjetischen Reparationspolitik waren selbst im Kreis der Spitzenfunktionäre kaum zu finden.

Die Pflicht zur Wiedergutmachung wurde auch von der CDU und LDPD anerkannt. In der Erklärung des demokratischen Blocks zu den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz hieß es: „Wir sind auch verpflichtet, nach dem Maße des Möglichen im Rahmen der vorgesehenen Reparationen einen Ausgleich für die den angegriffenen Völkern zugefügten Schäden zu leisten."[27] Die Demontagen nahmen aber rasch einen solchen Umfang an, daß ein völliger Wirtschaftskollaps befürchtet werden mußte. So beklagte z. B. die Leitung der Deutschen Celluloid AG Eilenburg in einem Schreiben an die Industrie- und Handelskammer in Halle „das unwahrscheinliche Tempo der Demontage" und die Machtlosigkeit der SMA gegenüber den Sonderkomitees.[28] Vom Ausmaß und der Geschwindigkeit der ersten Beute- und Demontagewelle ist auch die KPD-Führung überrascht worden. Genaue Informationen waren zunächst nur spärlich zu erhalten, zumal ein Teil der Demontagen von sowjetischer Seite als Staatsgeheimnis behandelt wurde und die Zuständigkeiten unklar blieben. Auch nach Bildung und Festigung der SMAD[29] herrschte im Hinblick auf die Demontagen noch längere Zeit Sprachlosigkeit. Die SMAD-Offiziere, von den Offizieren der Sonderkomitees ganz zu schweigen, fühlten sich in der Regel nicht veranlaßt, über die Demontagen mit deutschen Stellen zu reden.

Als vordringlichstes Problem sahen sowohl der Vorsitzende der KPD, Wilhelm Pieck, als auch der Vorsitzende der SPD, Otto Grotewohl, im Sommer 1945 die Eindämmung der noch immer anhaltenden Exzesse der Besatzungstruppen gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung an.[30] Sie sprachen mehrfach beim Chef der SMAD, Marschall Georgij K. Žukov vor, der daraufhin zusicherte, seine Truppen zur Räson zu bringen.

Nachdem die individuellen Rachefeldzüge im Spätsommer 1945 allmählich abgeebbt waren,[31] rückte der dramatische Formen annehmende industrielle Substanzverlust stärker ins Bewußtsein der politischen Handlungsträger: Seit dem Herbst 1945 zeichnete sich das Desaster der rigorosen sowjetischen Demontagepolitik ab. Es war der stellvertretende Chef der SMAD und Wirtschaftsexperte, Konstantin I. Koval, der innerhalb der sowjetischen Führung als erster von einem drohenden „ökonomischen Vakuum" in der SBZ

26 Vgl. Horst Laschitza, Kämpferische Demokratie gegen Faschismus, Berlin 1969, S. 193 ff.

27 Zitiert in: Siegfried Suckut, Blockpolitik in der SBZ/DDR 1945–1949. Die Sitzungsprotokolle des zentralen Einheitsfront-Ausschusses. Quellenedition, Köln 1986, S. 84.

28 Vgl. Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt (LHA S-A), Industrie- und Handelskammer (IHK) Halle, Nr. 333, Bl. 250.

29 Vgl. SBZ-Handbuch, München 1990, S. 35 ff.

30 Vgl. Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR beim Bundesarchiv (künftig: BArch, SAPMO), Nachlaß (NL) Pieck 36/734, Bl. 116 f. Gespräch Pieck–Žukov am 11. 7. 1945. Pieck konstatierte für Ende Mai 1945 ein Abebben der Gewalttaten, äußerte aber sein Entsetzen über noch schlimmere Exzesse der Rotarmisten während einer zweiten Gewaltwelle im Sommer 1945.

31 Vgl. Isaac Deutscher, „Östlich der Elbe", in: Reportagen aus Nachkriegsdeutschland, Hamburg 1980, S. 8 ff.

sprach.[32] Daran konnte der SMAD-Führung, die für die Erfüllung der hochgesteckten Reparationspläne verantwortlich zeichnete, nicht gelegen sein. Sie bereitete einen Kurswechsel in der Reparationspolitik vor. Anzeichen für die beginnende Wandlung in der Demontagefrage glaubten die Präsidenten der Provinzial- und Landesverwaltungen Ende 1945 zu erkennen.[33] In Abweichung von der Praxis des „industriellen Kannibalismus" der ersten Nachkriegsmonate hatten SMAD-Offiziere in einer Reihe von Werken wenigstens die Belassung einiger Maschinen und Anlagen erreicht und Totaldemontagen abgewendet.

Ermutigt durch diese ersten, wenn auch kleineren Erfolge auf dem Weg zur Eindämmung der Demontagen, versuchte Walter Ulbricht im Auftrag der KPD-Führung während einer Beratung bei Stalin Ende Januar / Anfang Februar 1946 eine Beendigung der Demontagen bis Ende Februar 1946 zu erreichen.[34] Konkrete Zusagen blieben jedoch aus. Zu einem Zeitpunkt, zu dem die Verhandlungen über den alliierten Industrieniveauplan, mitsamt seinen Obergrenzen für die deutschen Industriekapazitäten, noch liefen, wollte und konnte die sowjetische Führung wohl kaum über das sofortige Ende der Demontagen in der SBZ diskutieren.

Weder die wirtschaftliche noch die außenpolitische Interessenlage der Sowjetunion sprachen zu diesem Zeitpunkt für ein schnelles Ende der Demontagen. Die Möglichkeiten der KPD, auf Demontageentscheidungen Einfluß zu nehmen, blieben sehr begrenzt. Davon zeugen auch mehrere Briefe an Pieck und Grotewohl. So beschwert sich der Vizepräsident der Zentralverwaltung für Brennstoffindustrie, Gustav Sobottka, in einem auf den 19. 2. 1946 datierten Schreiben bei Pieck bitter über das Vorgehen der sowjetischen Demontagebeauftragten: „Es wurde genau festgelegt, was von den Anlagen der Ilse Bergbau A. G. im Senftenberger Revier demontiert werden sollte. Die dort mit der Demontage Beauftragten stören sich aber nicht daran, sondern montieren weit darüber hinaus [...]. Ich bitte Dich deshalb, wenn Du die Möglichkeit hast, an entscheidender Stelle diese Dinge zur Sprache zu bringen. Es muß m. E. möglich sein, daß das, was vereinbart wurde, auch eingehalten wird und nicht jeder Kommandant auf eigene Faust handelt. Von hier aus ist viel unternommen worden, aber anscheinend geht es nicht bis zu den entscheidenden Stellen durch."[35]

Im Frühjahr 1946 setzte eine neuerliche, jetzt etwas besser vorbereitete Demontagewelle ein. Lokale Behörden vermochten dagegen kaum mehr als weitgehend folgenlose Einsprüche zu erheben. In Kenntnis dessen erhofften sich sowohl Unternehmer als auch Gewerkschaftsvertreter von den Zentralausschüssen der SPD bzw. KPD eine Intervention zugunsten ihrer Werke. Urteilt man allein nach dem Umfang der Posteingänge, so avancierte vor allem der SPD-Zentralausschuß mit Otto Grotewohl an der Spitze im Frühjahr 1946 zum Hoffnungsträger vieler Belegschaften.[36] Ihnen schien Grotewohl

32 Vgl. Jochen Laufer, Konfrontation ..., a. a. O., S. 57.
33 Vgl. BArch, SAPMO, NL 36/734, Bl. 111. Beratungen der Präsidenten der Provinzial- und Landesverwaltungen mit Marschall Žukov am 13. 11. 1945.
34 Vgl. BArch, SAPMO, NL 182/631, Bl. 33, Rolf Badstübner, „Beratungen" bei J. W. Stalin. Neue Dokumente, in: Utopie Kreativ, Jg. 2 (1991), H. 3, S. 99–110; Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen ..., a. a. O., S. 68.
35 BArch, SAPMO, IV 2/602/102.
36 Vgl. ebda.

noch am ehesten willens und in der Lage, sich bei der SMAD in Karlshorst für ihre Interessen einzusetzen.

In der Tat unternahmen KPD- und SPD-Funktionäre zahlreiche Versuche, den Erhalt einzelner Werke zu sichern. Das Prozedere wiederholte sich vielfach: Nach dem Erhalt von Telegrammen, Briefen oder mündlichen Informationen schrieb das Zentralsekretariat Briefe an die Abteilung Industrie der SMAD, oder es sprachen in den vordringlichsten Fällen einzelne Funktionäre in Karlshorst vor. Nach Möglichkeit wurde das Vorgehen auch mit Vertretern der Landes- und Provinzialverwaltungen, der Gewerkschaften und der Industrie- und Handelskammern abgestimmt.

Reaktionen der sowjetischen Seite sind nur vereinzelt überliefert. Zum einen, da bei weitem nicht alle Entscheidungen schriftlich festgehalten wurden, zum anderen, weil die SMAD im Frühjahr 1946 noch nicht die Oberhoheit über alle mit den Demontagen zusammenhängenden Entscheidungen erlangt hatte. Auch hochrangige SMAD-Offiziere, die im konkreten Einzelfall einen Demontagestopp befürworteten, konnten sich gegenüber den Moskauer Dienststellen nur selten durchsetzen.

Nicht unterschätzt werden darf der Zeitfaktor, der anfangs gegen die Demontagegegner arbeitete. Die umständliche Kommunikation von Karlshorst nach Moskau und zurück führte zu Verzögerungen. In einigen Fällen trafen Entscheidungen zum Stopp von Demontagen nur Stunden zu spät bei den betreffenden Werken ein. – Immerhin gelang es dem Sekretariat Grotewohl, einzelne Werke, von denen die Zukunft ganzer Regionen abhing, vor der Totaldemontage zu retten. Belegt ist dies für das Zementwerk Goeschwitz bei Jena, das für die Baustoffindustrie der Länder Sachsen und Thüringen eine Schlüsselstellung besaß, für die Firma Rudolf Sack in Leipzig, dem größten Hersteller von Landmaschinen in der SBZ und für das Metallwerk Immelborn.[37] In anderen Fällen, so bei der weltberühmtem Meißener Porzellanmanufaktur,[38] bewirkten regionale Stellen (Stadt- bzw. Landräte, Ortsgruppen von CDU und LDPD) einen Demontagestopp.

Möglicherweise waren die Teilerfolge Grotewohls in der Demontagefrage auf die Bemühungen der SMAD-Führung zurückzuführen, seine Autorität im Vorfeld der Vereinigung von KPD und SPD zu stärken und damit den z. T. heftigen Widerständen an der SPD-Parteibasis gegen die Vereinnahmung entgegenzuwirken. Eindeutig belegen läßt sich diese These bisher jedoch nicht. Massive Kritik an der sowjetischen Reparationspolitik wurde im Mai 1947 vom sächsischen Minister für Wirtschaft, Fritz Selbmann, vorgetragen.[39] Selbmann versuchte zunächst bei der SMA in Sachsen zu intervenieren:

37 Vgl. a. a. O., NL 90/337.

38 Vgl. Sächsisches Hauptstaatsarchiv (künftig: SÄHSTA), Landesregierung Sachsen (LRS), Ministerium des Innern (MdI), Nr. 230.

39 Vgl. Rainer Karlsch, Das „Selbmann-Memorandum" vom Mai 1947. Fritz Selbmann und die Reparationslasten der sächsischen Industrie, in: BzG, Jg. 35 (1993), H. 2, S. 88 ff.; vgl. auch: André Steiner, Zwischen Länderpartikularismus und Zentralismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 49–50/93, 3. Dezember 1993.
Ob für das Zustandekommen des Selbmann-Memorandums die ungeklärten Fragen der Wirtschaftsplanung in der SBZ maßgebend waren, wie es André Steiner vermutet, oder ob das Hauptmotiv für das Memorandum bei den drückenden Reparationsforderungen zu suchen ist, ist nicht eindeutig zu klären. Meines Erachtens war das Memorandum sowohl auf die Gewinnung größerer Spielräume für die deutschen Wirtschaftsbehörden als auch auf die Minderung der Reparationslasten gerichtet. Beide Problemkreise waren eng verkoppelt.

„Bis zum Mai 1947 versuchte ich auf alle mögliche Art und Weise in persönlichen Verhandlungen mit Vertretern der SMA in Sachsen, die Grundlagen für die Abstellung der Schwierigkeiten zu finden. Aber es änderte sich nichts Wesentliches. Die Eingriffe in die Wirtschaft von seiten untergeordneter Besatzungsorgane gingen ungestört weiter, die Unklarheiten hinsichtlich der Reparationen blieben, und auch alle anderen Fragen, die ich monatelang immer wieder gestellt hatte, blieben ungeregelt. Ich gebe offen zu, daß ich, nachdem ich auch einige Male den Zentralvorstand der Partei unterrichtet hatte und auch von dort keine Änderung erzielt werden konnte, ziemlich verzweifelt war."[40]

In dieser Situation entschloß sich Selbmann zur Abfassung eines Memorandums zu Fragen der Wirtschaftsplanung.[41] Das Dokument enthielt brisante Fakten und unterzog die bisherige sowjetische Reparationspolitik einer grundsätzlichen Kritik. Es wurde von Fritz Große, einem Vertrauten Selbmanns, nach Moskau geleitet und gelangte dort wahrscheinlich auf den Tisch von Malenkov. Dazu Selbmann: „Jedenfalls wurde ich ganz kurz danach zur SMAD nach Karlshorst bestellt und hatte dort eine lange Aussprache mit dem Stellvertreter des Chefs der SMAD für Wirtschaftsfragen, Genossen Kowal [Koval'], bei der außer mir und dem Dolmetscher nur der Genosse Perewlitschenko [Perevličenko] (Leiter der Abteilung Industrie) anwesend war."[42]

Die Taktik Selbmanns ging auf. Er wußte richtig einzuschätzen, daß selbst die Leitung der SMAD in der Reparationsfrage nur eingeschränkte Kompetenzen besaß. Offensichtlich hatte Selbmann mit seinen Ausarbeitungen Eindruck erzielt.[43] Einige der im „Selbmann-Memorandum" enthaltenen Vorschläge wurden von Koval' aufgegriffen und im zweiten Halbjahr 1947 in praktische Politik umgesetzt. – Zeitgenössische Behauptungen, KPD/SED und die deutschen Zentralverwaltungen hätten sich vorbehaltlos von den Sowjets für ihre Reparationspolitik einspannen lassen, sind nach dem hier Dargelegten in dieser undifferenzierten Form nicht haltbar.

Wie bereits vermerkt, vermochte es die KPD-Führung Anfang 1946 nicht, ein Ende der Demontagen zu erreichen. Weder über den Umfang und die zeitliche Abfolge der Demontagen noch über die Entnahmen aus der laufenden Produktion wurden die deutschen Kommunisten in Kenntnis gesetzt. Ihnen blieb nach außen lediglich die fatale Rolle der eifrigsten Befürworter der sowjetischen Besatzungspolitik, was ihnen den Ruf der „Russenpartei" einbrachte. Der Unmut der Parteibasis wuchs. Aus einer Vielzahl sog. Informationsberichte, die an die Landesleitungen der SED und von dort an die Zentrale gesandt wurden, ging die Vertrauenskrise in der Bevölkerung gegenüber der Besatzungsmacht deutlich hervor. Insbesondere die Demontage der Eisenbahnlinien, so heißt es in einem Bericht vom 22. 6. 1946, „hat die Gemüter aufs tiefste erregt".[44] Der Berichterstatter verfällt zugleich in den NS-Jargon und befürchtet eine „Gefährdung des Volkskörpers".

Ungeachtet der wachsenden Widerstände der Parteibasis versuchte Ulbricht, die Parteiführung von einer seiner Meinung nach zu weit gehenden und außerdem chancenlosen

40 BArch, SAPMO, EA 1098/1, Bl. 108 f.
41 Vgl. a. a. O., Bl. 115 ff.
42 A. a. O., Bl. 111.
43 Vgl. a. a. O., Bl. 112.
44 Vgl. Landesarchiv Merseburg, Landesleitung der SED Sachsen-Anhalt, Nr. L2/55/25.

Kritik am sowjetischen Vorgehen abzuhalten. Wie dies geschah, hat Wolfgang Leonhard anhand einer kurzen Kontroverse zwischen Ulbricht und Bernhard Koenen, Sekretär der Bezirksleitung der KPD in der Provinz Sachsen, geschildert.[45] Koenen, der sich auf einer Sitzung des Zentralsekretariats für den Erhalt der Düngemittelproduktion im Leuna-Werk einsetzte, wurde von Ulbricht unterbrochen: „Ich wünsche nichts mehr davon zu hören. Wir werden uns sonst auf anderer Basis unterhalten."[46] Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Schließlich war Koenen während seiner Moskauer Emigrationszeit zweimal vom NKVD verhaftet worden.

In einer Rede vor den Akademikern des Leuna-Werkes im März 1946 verteidigte Koenen sodann die sowjetische Demontagepolitik. Er verwies einerseits zu Recht auf die berechtigten sowjetischen Wiedergutmachungsansprüche, bezeichnete andererseits das Leuna-Werk als ausschließliche Kriegsproduktionsstätte, was nicht stimmte. „Der politische Sinn der Demontage ist der Wille zum Frieden [...]. Wir haben viel wiedergutzumachen und tun das durch die Tat, indem wir mit Begeisterung die Demontagen durchführen."[47] Tatsächlich wußte Koenen zum Zeitpunkt seiner Rede noch nicht einmal, in welchem Ausmaß die Besatzungsmacht aus dem schwer zerstörten Leuna-Werk Demontagegüter entnehmen wollte. Von Begeisterung über die Demontagen war im Werk nach dieser Rede jedenfalls nichts zu spüren.

Den größten Vertrauensverlust erlitt die KPD/SED durch die wiederholten und mit großem propagandistischen Aufwand in Szene gesetzten Ankündigungen des Endes der Demontagen. Mehrfach hatte die SMAD das Ende der Demontagen verkündet und sich nicht an die selbstgesteckten Fristen gehalten. Ein Schlüsselereignis war in diesem Zusammenhang der von Marschall Wassilij P. Sokolovskij am 21. Mai 1946 verkündete Demontagestopp. Zuvor hatte am 3. Mai 1946 der amerikanische Oberbefehlshaber, General Lucius D. Clay einen zeitweiligen Demontagestopp verkündet. Die Entscheidung von Clay richtete sich gegen die damalige sowjetische und französische Besatzungspolitik.[48] Marschall Sokolovskij sah sich daraufhin veranlaßt, gegenüber Vertretern der Landes- und Provinzialverwaltungen einen Teilstopp der Demontagen in der SBZ verkünden zu lassen.[49] Sein Stellvertreter Koval' erklärte die Demontagen in der Treibstoffindustrie, allen Bereichen der Leichtindustrie, der Bauwirtschaft und dem Handwerk für abgeschlossen. „Die übrigen Industriezweige, insbesondere die Schwerindustrie, können unter Umständen noch andere Maßnahmen erfahren, aber nur in dem Umfang, wie es durch den Reparationsplan des Kontrollrates vorgesehen ist."[50]

Der hauptsächlich außenpolitisch motivierte Demontagestopp hielt nicht lange vor. Ein Ende der Demontagen war 1946 nicht abzusehen. Die innenpolitischen Wirkungen für die SED waren fatal. In internen Schreiben an die Landes- und Provinzialvorstände der

45 Vgl. Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder, Köln 1992, S. 508 f.
46 A. a. O., S. 509.
47 Werksarchiv der Leuna AG, Nr. A 60.
48 Vgl. Christoph Kleßmann, a. a. O., S. 108. – Ob es sich beim amerikanischen Demontagestopp primär um ein Warnsignal an die Sowjetunion oder an Frankreich handelte, ist in der historischen Forschung noch immer strittig. Vgl. Hellmut Fiereder, a. a. O., S. 217 f.
49 Vgl. SÄHSTA, LRS, Min. Präs., Nr. 1 244, Bl. 111 ff. Niederschrift über die Besprechung am 6. 5. 1946 in Karlshorst.
50 Ebda.

SED und an den Zentralvorstand wird Mitte 1946 von immer größeren Schwierigkeiten an der Parteibasis berichtet und ein Einwirken auf die Besatzungsmacht angemahnt.[51]
Unmittelbar nach den Landtagswahlen im Oktober 1946 sorgte die Geheimoperation „Ossavakim", in deren Zuge fast 3000 Spezialisten mit ihren Familien großenteils unfreiwillig in die Sowjetunion verbracht wurden, für zusätzliche Verunsicherung.[52] Gerade im Hinblick auf ihre schwindende Akzeptanz in der SBZ mußte der SED-Führung unbedingt an einer Minderung der Reparationslasten gelegen sein. Anfang 1947 hatten sich die Konflikte zwischen den Besatzungsmächten weiter zugespitzt. Die Tendenzen zur stärkeren Orientierung auf die eigenen Zonen wurden spürbarer.
In dieser Situation versprach sich der Parteivorstand der SED Erleichterungen von den Anfang Januar 1947 stattfindenden Verhandlungen mit Marschall Sokolovskij, zumal in deren Vorfeld der Stellvertretende Chef der SMAD, Koval', eine drastische Senkung der Reparationen in Aussicht gestellt hatte.[53]
Tatsächlich brachten die Verhandlungen vom 11. Januar 1947 bemerkenswerte Ergebnisse. Die Demontagen sollten bis auf Entnahmen in 7 Kohlengruben eingestellt, 74 zuvor in sowjetisches Eigentum (SAG) überführte Betriebe in Landeseigentum überführt und die Entnahmen aus der laufenden Produktion reduziert werden. Außerdem verkündete Oberst Sergej I. Tjulpanov, der einflußreiche Chef der Informationsabteilung der SMAD, die Aussetzung des alliierten Industrieniveauplans für die SBZ sowie eine ehrliche Anrechnung aller bis Ende 1946 erfolgten Demontagen auf dem Reparationskonto.
Der damit scheinbar endgültig vollzogene Kurswechsel in der sowjetischen Reparationspolitik wurde während mehrtägiger Gespräche zwischen Stalin und der SED Führung Ende Januar / Anfang Februar 1947 bestätigt.[54] Einer Abkehr von der Politik der Ausplünderung der SBZ schien nichts mehr im Wege zu stehen. Doch im Gegensatz zu den Ankündigungen von Stalin und Sokolovskij änderte sich im Besatzungsalltag nichts. Von einer Herabsetzung der Reparationen spürte die Bevölkerung der SBZ kaum etwas. Und auch das Versprechen, die Demontagen zu beenden, wurde nicht eingehalten.
Unter dem Eindruck des Hungerwinters 1946/47 und erster Hungerdemonstrationen wurden die Bitten der SED-Führung an die SMAD drängender. Grotewohl forderte öffentlich eine Mitteilung über die Höhe der Reparationen und den Zeitraum, in dem die Wiedergutmachung abzuleisten sei. Außerdem wurde die SMAD aufgefordert, eine Abrechnung der bisherigen Reparationsleistungen vorzulegen.
Ende 1947 meldete der Vorsitzende des FDGB, Hans Jendretzky, gegenüber der SMAD in einer kleinen, der Reparationsfrage gewidmeten Broschüre weitere Wünsche an.[55] Vor allem sollten nicht länger Lebensmittel als Reparationslieferungen entzogen werden. Hinsichtlich der Anrechnung der entnommenen Ausrüstungen und Maschinen auf das Reparationskonto bediente sich Jendretzky eines Kunstgriffs: Er verwies in Beispielen

51 Vgl. Landesarchiv Merseburg, Landesleitung der SED, Wirtschaft, L2/602/8.
52 Vgl. Ulrich Albrecht, Andreas Heinemann-Grüder und Arend Wellmann, Die Spezialisten, Berlin 1992.
53 Vgl. BArch, SAPMO, NL 36, Nr. 734. Besprechung über Wirtschaftsfragen vom 25. 10. 1946.
54 Vgl. a. a. O., NL 36, Nr. 694; Rolf Badstübner, a. a. O., S. 99–110; Dietrich Staritz, Die SED, Stalin und der „Aufbau des Sozialismus", in: Deutschland-Archiv, Jg. 24 (1991), H. 7, S. 686–700; Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen ..., a.a.O, S. 98 ff.
55 Vgl. Hans Jendretzky, Die Reparationsfrage, Berlin 1948.

ausschließlich auf die zu niedrige Bewertung bei Entnahmen in den Westzonen, wohl wissend, daß die Sowjets ebenfalls den Wert der von ihnen abgebauten bzw. in sowjetisches Eigentum überführten Werke hatten nach unten korrigieren lassen.

In dem Maße, wie die mit großem propagandistischen Aufwand verkündeten Erleichterungen ausblieben, verlor die SED weiter an Glaubwürdigkeit. Unter starkem Druck der Parteibasis stehend („Sokolovskij hat sein Wort gebrochen"), bemühte sich der Parteivorstand 1947 mehrfach bei der SMAD um ein Ende der Demontagen. Im Vorfeld einer erneuten Besprechung bei Marschall Sokolovskij gingen bei der SED-Führung in eindringlichem Ton gehaltene Berichte über die neuen Demontagen im Kohlebergbau ein. Die kritische Situation des Bergbaus brachte der Leiter der Hauptabteilung Industrie im sächsischen Wirtschaftsministerium, Gerhart Ziller, auf den Punkt: „Wir werden mit starken Depressionserscheinungen unter den Bergarbeitern zu rechnen haben, wenn man die Demontage in der vorgenannten Form durchführt."[56]

Derart auf die Unterredung bei Marschall Sokolovskij eingestimmt, versuchten Pieck, Grotewohl, Ulbricht und Max Fechner am 28. 8. 1947 eine Aussetzung der Demontagen, oder wenigstens ihre Verschiebung zu erreichen. Zu diesem Zweck hatten sie einen offensichtlich für Stalin bestimmten Brief vorbereitet, der mit Sokolovskij abgestimmt werden sollte.[57] Doch Sokolovskij charakterisierte die fortgesetzten Demontagen in der Kohleindustrie lediglich als „Restdemontagen".[58] Im Gegensatz zu den ursprünglichen Kontrollratsfestlegungen habe die Sowjetunion nur einen Teil der 15 vollständig zur Demontage freigegebenen Gruben demontiert.

Diesem Argument war nicht zu widersprechen. In der Tat hatten die Demontagen in der Kohleindustrie nicht die vielfach befürchteten Wirkungen. Ungefähr 20 Prozent der Kapazitäten, gemessen am Stand von 1936 gingen verloren.[59] Bereits 1948 überschritt die Braunkohlenförderung in der SBZ (110 Mio. t) den Stand von 1936 (100 Mio. t) deutlich.[60] Dieses bemerkenswerte Ergebnis konnte allerdings nur durch einen erheblichen Mehreinsatz von Arbeitskräften erreicht werden.

Letztlich wog der erneute Wortbruch Sokolovskijs schwerer als die tatsächlich eingetretenen Kapazitätsverluste in der Kohleindustrie. Pieck verwies auf die großen politischen Belastungen für die SED. Darauf antwortete Sokolovskij: „Nicht die SED trägt die Verantwortung für die Durchführung dieser Maßnahmen, sondern die SMAD."[61] Das Zentralsekretariat sah sich daraufhin am folgenden Tag genötigt, in einem Rundschreiben an alle Landessekretariate der SED über das Gespräch mit Sokolovskij zu

56 Zitiert in: Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen ..., a. a. O., S. 146, Bericht Zillers über neue Demontagen im Kohlenbergbau vom 24. 8. 1947.

57 Vgl. a. a. O., S. 149 ff. Der Briefentwurf ist in einem betont devoten Ton gehalten. Die Demontageproblematik wird nur sehr vorsichtig und im Zusammenhang mit der „Hetze der Reaktion" gegen die sowjetische Besatzungsmacht angesprochen. Deutlichere Formulierungen erschienen der SED-Führung gegenüber Stalin offensichtlich nicht möglich. Ob der Brief nach dem für die SED-Führung enttäuschenden Verlauf des Gesprächs mit Sokolovskij nach Moskau abgesandt wurde, darf stark bezweifelt werden.

58 Vgl. BArch, SAPMO, NL 36, Nr. 734, Bl. 345 f.

59 Vgl. Die Demontagen in der sowjetischen Besatzungszone (Mitteldeutschland), Gutachten des Bundesamtes für gewerbliche Wirtschaft Eschborn (BAW), Frankfurt a. M. 1959.

60 Vgl. Werner Matschke, a. a. O., S. 269.

61 BArch, SAPMO, NL 36, Nr. 734, Bl. 346.

informieren und die vergeblichen eigenen Bemühungen um die Beendigung der Demontagen darzulegen.[62]
Auf dem II. Parteitag der SED im September 1947 mußte Pieck die neuerlichen Demontagen rechtfertigen. Als er sie lediglich als „Ergänzungsdemontagen" charakterisierte, herrschte unter den Anwesenden eisiges Schweigen.[63] – Auch eine dritte Erklärung der SMAD zum Ende der Demontagen, abgegeben am 31. Juli 1947,[64] wurde nicht eingehalten. Im Frühjahr 1948 begannen die letzten Demontagen.

Die deutschen Zentralverwaltungen

Möglichkeiten eines vorsichtigen Widerstands gegen die Demontagen auf dem Verwaltungsweg taten sich nach der Bildung und Konsolidierung der Deutschen Zentralverwaltungen[65] auf. Vor allem die Deutsche Zentralverwaltung für Industrie (DZVI) wurde täglich mit den Folgen der Demontagen konfrontiert. Bereits im Dezember 1945 gaben einzelne Referate der DZVI Zwischenberichte über ihre Bemühungen um den Erhalt von Fabrikationsstätten.[66] Das Referat für Elektrotechnik listete beispielsweise folgende Fälle auf:

A) Erfolglose Bemühungen um Erhalt von Fabrikationsstätten

1) Julius Pintsch KG, Fürstenwalde, Glühlampenwerke
Die SMAD hatte die Freigabe von 3 Maschinengruppen zugesichert, doch Major Estrin, Stellvertretender Minister für Elektrotechnik der UdSSR, durchkreuzte diese Absicht. Der Wiederaufbau des Glühlampenwerkes wurde dadurch um 1–2 Jahre verzögert.
2) Radioröhrenlabor der Firma Lorenz in Auerbach/Vogtland
3) Dreilindenwerk Klein-Machnow
4) Ziehl-Abeg, Berlin-Weißensee
5) Siemens-Werk Sörnewitz bei Meißen
Die genannten Werke wurden alle voll demontiert trotz der Bemühungen der SMAD, die sich offensichtlich gegen das Moskauer Ministerium für Elektrotechnik nicht durchsetzen konnte.

B) Erfolgreiche Bemühungen um Erhalt von Fabrikationsstätten

Bei 6 Werken, u. a. Siemens-Plania Berlin-Lichtenberg, TRO Berlin-Oberschöneweide und der Fabrik für Dynamodrähte der Mansfeld AG – dort waren die Maschinen bereits abgebaut – konnte eine Beschränkung auf Teildemontagen erreicht werden.

62 Vgl. Landesarchiv Merseburg, Landesleitung der SED, Wirtschaft, L2/602/8. Der Brief ist ebenfalls abgedruckt in: Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen ..., a. a. O., S. 159 f.
63 Vgl. Wolfgang Leonhard, a. a. O., S. 579.
64 Vgl. Tägliche Rundschau vom 16. Januar 1947 und vom 31. Juli 1947.
65 Zu den Deutschen Zentralverwaltungen vgl. insbesondere: Bernd Niedbalski, Deutsche Zentralverwaltungen und Deutsche Wirtschaftskommission (DWK). Ansätze zur zentralen Wirtschaftsplanung in der SBZ 1945–1948, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 33 (1985), H. 3, S. 456–477.
66 Vgl. Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam (künftig: BAP), Ministerium für Schwerindustrie (G-2), Nr. 1005.

Der Apparat der SMAD, der die Probleme vor Ort besser einzuschätzen vermochte als die Moskauer Dienststellen, stützte sich bei den Versuchen zur Verhinderung von Demontagen zumeist auf bestellte Zuarbeiten der DZVI.
Unnachgiebig zeigte sich die SMAD gegenüber ehemaligen Rüstungsbetrieben. An ihrer Schleifung ließ Marschall Sokolovskij anläßlich einer Unterredung mit Vertretern der DZVI Ende Mai 1946 keine Zweifel. Außerdem betonte er die moralische Pflicht der Deutschen zur Wiedergutmachung. „Deutschland kann eine materielle Wiedergutmachung überhaupt nicht leisten ... Die moralische Einstellung des deutschen Volkes zur Wiedergutmachung ist das Wesentliche."[67] Im September 1946 gestand der Leiter der Abteilung Industrie der SMAD, Maksim I. Perelivčenko, gegenüber der Leitung der DZVI, die Fehler in der sowjetischen Reparationspolitik ein. Er räumte ein, daß sich die SMAD hinsichtlich der Auswirkungen der Demontagen geirrt habe.[68] Ende November 1946 informierte der Leiter der Abteilung für wirtschaftliche Abrüstung Vertreter der DZVI über eine Liste mit 100 Betrieben, denen nach dem Dafürhalten Moskauer Ministerien die Demontage drohte.[69] Dabei erklärte Samaraev die Verhinderung weiterer Demontagen von „lebenswichtigen Betrieben" zum Ziel der SMAD. In dieser Frage herrschte inzwischen weitgehend Konsens zwischen der SMAD und der DZVI.

Die Landes- und Provinzialverwaltungen

Auch die Landes- und Provinzialverwaltungen bemühten sich im Kontakt mit den regionalen Besatzungsbehörden um eine Reduzierung der Demontagen. Eine der wichtigsten Aufgaben der Landes- und Provinzialverwaltungen bestand in den Bemühungen um die Wiederingangsetzung der Produktion. Die fortgesetzten Demontagen gefährdeten den mühsamen Wiederaufbau und drohten, Hunger und Not noch zu verschlimmern. Zwangsläufig mußte es deshalb zu Konflikten zwischen Besatzungsoffizieren und Vertretern der Landesverwaltungen kommen. Sie erreichten Im Frühjahr 1946 einen ersten Höhepunkt. Nachdem der Stellvertretende Chef der SMA in Sachsen, Oberst Blochin, bereits im August 1945 und nochmals im Oktober 1945 zeitweilige Demontagestopps verfügt hatte, war die Enttäuschung auf deutscher Seite über neuerliche Demontagebefehle um so größer.[70] Um deren Auswirkungen zu mindern, stellte die Landesverwaltung im März 1946 den Antrag, für 26 Betriebe das Ausmaß der Demontagen zu reduzieren. Von der Landesverwaltung wurde es „... bei voller Würdigung dieses weiteren Beitrags zur Wiedergutmachung [...] als ihre Pflicht [betrachtet], auf die wirtschaftspolitischen Konsequenzen eines Teils der Maßnahmen [...] hinzuweisen, weil sie sowohl den Neuaufbau der Wirtschaft in Sachsen als auch der [sic!] Reparationsverpflichtungen dieser Wirtschaft entscheidend berühren".[71] Alle aufgeführten Firmen wurden als besonders wichtig charakterisiert, sei es, daß sie Schlüsselstellungen für die Versorgung der Bevölkerung innehatten, sei es, daß sie umfangreiche Reparationsaufträge besaßen.

67 BArch, SAPMO, NL Ulbricht 182/1190, Bl. 4 ff.
68 Vgl. BAP, G-2, Nr. 1091, Bl. 189 ff.
69 Vgl. BAP, G-2, Nr. 1044, Bl. 100.
70 Vgl. Annett Bresan, a. a. O., S. 58.
71 SÄHSTA, LRS, Min. f. Handel u. Versorgung, Nr. 360.

Einen Monat später reichte die Landesverwaltung bei der SMA Sachsen eine Liste von Betrieben ein, die aus politischen Gründen verschont werden sollten. Die angeführten Betriebe waren entweder von herausragender regionaler Bedeutung, oder in ihnen war eine vergleichsweise hohe Zahl von KPD-Mitgliedern beschäftigt. Einzelne Unternehmer auf der Liste galten als Opfer der NS-Gewaltherrschaft. Doch weder der Verweis auf die Versorgungsfunktion noch auf die politischen Hintergründe haben in diesen Fällen etwas genutzt. Die betreffenden Betriebe wurden unterschiedslos demontiert.[72]

Die allgemeine Ohnmacht der Landes- und Provinzialverwaltungen beschreibt auch der bereits zitierte thüringische Ministerpräsident Paul: „Waren zuvor die Demontagebefehle nur für dieses oder jenes Werk gekommen, so schienen sie jetzt uferlose Breiten anzunehmen, ganze Städte ihrer wesentlichsten Industrien berauben zu wollen. Aus dem Dunkel kommend, wurden in einer Nacht vom Sonnabend zum Sonntag zahlreiche Betriebe vom Militär besetzt und fast hermetisch nach außen abgeschlossen. Ein hartes, langes Kämpfen für deutsche Interessen setzte ein: um Betriebe, um Eisenbahnstrecken, um lebenswichtige Anlagen, die in der Zone nur ein- oder zweimal vorhanden waren; um alte Maschinen und Einrichtungen, die niemals den Transport aushielten, im Lande aber noch ein Jahrzehnt dienen konnten. Dieser und jener Erfolg wurde verbucht, im großen und ganzen aber liefen die Demontagen auf einen unerbittlichen Nenner hinaus: Moskau hatte befohlen!"[73]

Auch später blieben die Möglichkeiten der Einflußnahme auf sowjetische Entscheidungen für die Landesverwaltungen bzw. -regierungen begrenzt. Ein längerer Briefwechsel zwischen dem Landesplanungsamt der Provinz Sachsen und der SMA in Halle von Ende 1946/Anfang 1947 belegt, wie wenig Entscheidungsbefugnisse auf regionaler Ebene lagen. Nachdem das Landesplanungsamt von neuen Demontagen in Kenntnis gesetzt worden war, versuchten seine Mitarbeiter bei der SMA Halle die Belassung einiger Anlagen zu erwirken.[74] Die SMA Halle teilte daraufhin mit, daß sie keinerlei Unterlagen über die neuen Demontagen besäße und keinen Stopp veranlassen könne.

Von den Landes- bzw. Ministerpräsidenten versuchten vor allem der Liberaldemokrat Erhard Hübener, Ministerpräsident der Provinz Sachsen (ab März 1947 Land Sachsen-Anhalt) und der Ministerpräsident von Thüringen, Rudolf Paul, eine Änderung der sowjetischen Reparationspolitik zu bewirken. Massive Proteste von seiten der Landesregierungen setzten gegen Ende des Jahres 1946 ein, nachdem sich eine neuerliche Demontagewelle angekündigt hatte. Die Ministerpräsidenten der Länder der SBZ wurden daraufhin gemeinsam mit dem SED-Vorstand bei Marschall Sokolovskij vorstellig. Hübener forderte in Anbetracht des Notstandes in der Zone die UdSSR zum Erlaß der Reparationen auf. Sokolovskij rechtfertigte seinen Wortbruch mit dem Verweis auf die bittere Not in der Sowjetunion und wies das Ansinnen Hübeners zurück.[75] Nach wie vor lebe die deutsche Bevölkerung weit besser als die russische. Immerhin sicherte er im Ergebnis dieser Gespräche einige Erleichterungen zu.

72 Vgl. Annett Bresan, a. a. O., S. 59.
73 Jürgen John, a. a. O., S. 51 f.
74 Vgl. LHA S-A, Ministerium für Wirtschaft (MfW), Nr. 7334, Bl. 161 ff.
75 Vgl. ebda.

Einen aufsehenerregenden Protest veranlaßte Hübener, nachdem im Frühjahr 1947 die zweite Demontage des Berliner Borsig-Werkes durch die französische Besatzungsmacht in Aussicht gestellt worden war. Hübener schrieb einen Protestbrief an Marschall Sokolovskij und verwies auf die schwerwiegende Beeinträchtigung der Industrie in Sachsen-Anhalt, wenn das Borsig-Werk – das bereits im Mai/Juni 1945 von sowjetischen Einheiten fast komplett demontiert worden war – zum Abbau freigegeben würde.[76] Ob sich Sokolovskij im Alliierten Kontrollrat daraufhin für den Erhalt des Borsig-Werkes eingesetzt hat, ist nicht bekannt.

3. Widerstand auf Unternehmensebene

Die Versuche zur Abwendung von Demontagen beschränkten sich bis Ende 1945 hauptsächlich auf das Abfassen von Bittschriften und Petitionen an die Besatzungsbehörden und Demontagekommissionen. Auftrieb erhielten die Bemühungen zur Eindämmung der Demontagen, nachdem in englischen Rundfunknachrichten noch vor Beginn der Potsdamer Konferenz von einem teilweisen, nicht jedoch vollständigen Abbau wichtiger Großbetriebe mit rüstungswirtschaftlichem Charakter berichtet worden war. Daraufhin erhob u. a. der Betriebsrat des Schering-Werkes in Berlin-Adlershof bei der SMAD Einspruch gegen das Vorgehen der Demontagekommission, zumal es sich bei diesem Werk nicht um einen Rüstungsbetrieb handelte.[77] SMAD-Offiziere verwiesen gegenüber der Belegschaft auf die Jalta-Konferenz und lehnten einen Demontagestopp ab. Auch zaghafte Proteste gegen besonders unsinnige Demontagebefehle waren gefährlich. Nicht selten gerieten Vertreter der deutschen Werksleitungen zwischen die Fronten. Sie erhielten sowohl Befehle und Anordnungen von der SMAD, die auf den Erhalt eines industriellen Grundstocks zielten, als auch Befehle von Sondereinheiten oder örtlichen Kommandanten, die mit Demontagen beauftragt waren.

Stellvertretend für viele andere Berichte mit ähnlichem Inhalt soll auf den Konflikt um die Demontage des Kraftwerkes der Kali Chemie AG Bitterfeld verwiesen werden.[78] Vertreter des Unternehmens waren mit der Demontage eines Kraftwerkes beauftragt worden. Sie erfuhren von der SMA in Halle, daß ein anderes, bereits demontiertes Kraftwerk wieder errichtet werden sollte. „Es erschien dem einen Herrn Major von der SMA-Halle ebenfalls nicht als glückliche Lösung, ein bereits demontiertes Kraftwerk wieder aufzurichten und dafür ein anderes, noch betriebsfähiges zu demontieren."[79] Die Demontage bei der Chemie AG wurde daraufhin gestoppt, was dem betreffenden deutschen Ingenieur, Dr. Mühlhaus, von seiten des Vertreters eines sowjetischen Sonderkomitees, Oberst Tannenbaum, den Vorwurf der Sabotage einbrachte. Dr. Mühlhaus wurde der sowjetischen Geheimpolizei (GPU) mit dem Hinweis übergeben, den

76 Vgl. a. a. O., Bl. 125 ff.

77 Vgl. Landesarchiv Berlin, Abteilung Breite Straße, Rep. 420, Nr. 296 und 296/1. Demontageberichte Adlershof.

78 Vgl. LHA S-A, IHK Halle, Nr. 333, Bericht Dr. Mühlhaus, Direktor der Kali Chemie AG Bitterfeld vom 16. 11. 1945, Bl. 271 ff.

79 A. a. O., Bl. 272.

„Saboteur" zu inhaftieren. In diesem Fall hatte der Betreffende jedoch Glück und wurde nach kurzer Zeit wieder freigelassen.

Einigen geglückten Rettungsaktionen standen viele mißlungene Versuche zur Abwendung von Totaldemontagen gegenüber. Gar nicht selten, so erschien es den Deutschen, entschieden Zufälligkeiten oder Launen der Besatzungsoffiziere über das Schicksal eines Betriebes. Tatsächlich war das Hin und Her bei den Demontagen wohl eher auf die unterschiedliche Interessenlage innerhalb der sowjetischen Verwaltungs- und Militärapparate als auf eigenmächtig handelnde Besatzungsoffiziere zurückzuführen.

Von allen Versuchen, die Demontage abzuwenden, fanden wahrscheinlich die Bemühungen um den teilweisen Erhalt der weltbekannten Firma Carl Zeiss Jena in der SBZ die größte Resonanz. Dieser Fall war in vielerlei Hinsicht exemplarisch für die sowjetische Demontagepraxis.[80] Während die Reparationsabteilung der SMAD Interesse an möglichst hohen Reparationslieferungen aus dem Zeiss-Werk hatte, bestanden Vertreter der Sonderkomitees auf einer vollständigen Demontage. Werkskommandant in Jena war General Dobrovol'ski, ein Vertrauter des Leiters des für die Demontagen in der SBZ verantwortlichen und weitgehend autonomen Sonderkomitees, Generalmajor Maksim S. Saburov. Saburov war zudem ein erklärter Gegner Sokolovskijs. Um die Verfügungsgewalt über das Zeiss-Werk entbrannte Ende 1946 ein regelrechter Zweikampf zwischen General Dobrovol'ski und der Industrieabteilung der SMAD.[81] Letztlich setzten sich die Befürworter der Demontage, unterstützt von Moskauer Ministerien, durch und erreichten den Abbau von fast 98 Prozent der Kapazitäten.

Wiederum sei der Ministerpräsident von Thüringen zitiert: „Demontage? Ich habe wiederholt neben dieser Ausschlachtung gestanden, eine von Haß getragene Verwüstung und Zerstörung sahen meine Augen. Eingeschlagene Wände, herausgerissene Fußböden, zertrümmerte Wasch- und Spülbecken – und das alles in einem Werke, das als erstes in Europa sozialistische Ideen in die Tat umgesetzt hatte. Machtlos steht man in den Anlagen der Firma Carl Zeiss. Die Arbeiter sollen wenigstens sehen und fühlen, daß man mit seinem ganzen Herzen bei ihnen ist. Mit mir trauert das ganze Land."[82]

Die internen sowjetischen Streitigkeiten blieben für die deutschen Stellen weitgehend undurchsichtig. Ihr Bezugspunkt war die Industrieabteilung der SMAD. So liefen die meisten der verzweifelten Bemühungen der Unternehmensleitung zur Rettung des Werkes praktisch ins Leere. Dabei wurden im Fall des Zeiss-Werkes alle nur möglichen Personen und Instanzen bemüht.[83] Zunächst richtete die Gewerkschaft ein Bittschreiben an General Fjodor J. Bokov, Mitglied des Militärrates der SMAD. Kurz darauf sprachen Vertreter des Zentralsekretariats der SED und der DZVI in Karlshorst vor. Wenig später folgte der Landespräsident von Thüringen, Paul. Ihm gegenüber deutete General Smirnov von der SMAD an, daß Möglichkeiten für den teilweisen Erhalt des Zeiss-Werkes bestünden, wenn sich ein Teil der Zeiss-Belegschaft zur freiwilligen Arbeit in

80 Vgl. Wolfgang Mühlfriedel und Edith Hellmuth, a. a. O.; Jürgen John, a. a. O., S. 53 ff.
81 Vgl. Gregory Klimow, „Berliner Kreml", Köln 1951, S. 394 ff.
82 Zitiert in: Jürgen John, a. a. O., S. 54.
83 Vgl. Wolfgang Mühlfriedel und Edith Hellmuth, a. a. O., S. 3 ff.

der Sowjetunion bereitfinden würde.[84] Dieser Gedanke wurde von der Werkleitung aufgegriffen. Die Werkleitungsmitglieder erarbeiteten einen „konstruktiven Vorschlag". Anstelle der Totaldemontage des Zeiss-Werkes schlugen sie die Belassung von mindestens einem Drittel der Kapazitäten vor und boten die Lieferung von Reparationsgütern sowie ihre Mitarbeit bei der Einrichtung von sowjetischen Betrieben der optischen Industrie an.[85]

Am 7. und am 15. 11. 1946 bemühten sich Pieck und Grotewohl auf der Grundlage der Vorschläge der Werkleitung von Carl Zeiss um ein Einlenken der SMAD. Während Marschall Sokolovskij am 7. 11. noch die Belassung von 10 % der Kapazitäten des Zeiss-Werkes ankündigte, war am 15. 11. 1946 nur noch von 6 % die Rede.[86] Die Kompetenzen der SMAD reichten nicht aus, um eine Beschränkung der Demontage zu bewirken. Nach der weitgehenden Demontage des Zeiss-Werkes bemühte sich die SMAD um den Erhalt des Standorts und einen Neubeginn der Produktion.

Wie der Demontagebefehl auf die Belegschaft des Zeiss-Werkes wirkte, verdeutlicht ein Flugblatt, das am 19. 11. 1946, dem Tag des 100jährigen Bestehens der Firma Carl Zeiss, kursierte. Dort war zu lesen: „Zum 100jährigen Bestehen der Firma Carl Zeiss. Seid keine Saboteure der deutschen Wirtschaft. Reiht Euch in die Reihen des zivilen Ungehorsams ein!"[87]

Die Verbitterung unter der Arbeiterschaft über die sowjetische Demontagepraxis nahm Ende 1946, nachdem der Wortbruch offensichtlich geworden war, deutlich zu. Erneut ging eine Vielzahl von Bittschriften bei Marschall Sokolovskij ein. Stellvertretend soll aus der Bittschrift der Niederlausitzer Bergarbeiter vom 7. 11. 1946 zitiert werden: „Die Arbeiterschaft hat während des letzten Jahres ihre ganze Kraft für eine Leistungssteigerung mit Erfolg eingesetzt. Deshalb empfinden es die Bergarbeiter als besonders schmerzlich, daß man entgegen den gemachten Versprechungen heute wieder mit der Demontage von Braunkohlenwerken begonnen hat [...]. Die Bergarbeiter richten deshalb die Bitte an den Herrn Marschall Sokolovskij, die Demontagen abzuwenden und damit dem deutschen Arbeiter die vom russischen Volke zugebilligte Lebensgrundlage zu erhalten."[88]

Trotz der zunehmenden Verbitterung unter den betroffenen Belegschaften schlug der weitverbreitete passive Widerstand, der sich in der mutwilligen Zerstörung von Demontagegut und im Verstecken von schwer ersetzbaren Maschinenteilen manifestierte, nur in seltenen Fällen in offene Aktionen um. Offene Proteste, wie sie aus der Freitaler Stahl-Industrie (FSI) überliefert sind, stellten eher die Ausnahme denn die Regel dar. Dort hatte die Direktion die Belegschaft am 20. Januar 1947 aufgefordert, gegen die erneute Demontage der vom Rüstungsbetrieb FSI in die mechanischen Werkstätten Freital umgewandelten Fertigungsstätten zu protestieren. In einem Aufruf der Direktion heißt es u. a.: „Werksangehörige! Schützt Euere Produktionsstätte! Gemäß Befehl des

84 Vgl. Betriebsarchiv Carl Zeiss Jena, Nr. 14980, Niederschrift über eine Besprechung beim Landespräsidenten Dr. Paul am 3. 11. 1946. Die Kopie der Niederschrift wurde mir freundlicherweise von Jürgen John zur Verfügung gestellt.

85 Vgl. a. a. O., Demontage der Firma Carl Zeiss. Konstruktiver Vorschlag, 9. 11. 1946.

86 Vgl. Wolfgang Mühlfriedel und Edith Hellmuth, a. a. O., S. 6 f.

87 Zitiert in: a. a. O.

88 BArch, SAPMO, NL 90/337, Bl. 70 ff.

Marschall Sokolowskij wurden alle Demontagen eingestellt! Mit welchem Recht sollen nun unsere Werkshallen demontiert werden? Arbeiter schützt Euere Betriebe gegen Saboteure am Volksvermögen! Wir protestieren gegen derartige Willkür und nehmen an keiner Demontage teil."[89]

Die Verbitterung der Freitaler Belegschaft wird erst recht auf dem Hintergrund der kurz zuvor angelaufenen Propagandawelle verständlich. Sowohl im Rundfunk als auch in der „Sächsischen Zeitung" wurde das angebliche Ende der Demontagen herausgestellt. In den Medien waren auch mehrere Arbeiter aus dem Freitaler Betrieb zitiert worden: „Seitdem das Dekret der SMA bekannt ist, gehen wir mit ganz anderer Lust zur Arbeit, denn wir wissen, daß unser unermüdliches Schaffen in den letzten 1½ Jahren nicht vergebens war ..."[90] Um so größer muß die Enttäuschung gewesen sein, als dann doch der Demontagebefehl kam. Einsprüche der Unternehmensleitung, der Landesregierung und des Landesvorstands der SED bei verschiedenen SMA-Dienststellen hatten nichts bewirkt. Auch der Chef der SMA Sachsen, General Dubrovskij konnte nicht helfen, da die Demontage von der Abteilung für wirtschaftliche Abrüstung der SMAD veranlaßt und organisiert wurde.

Der Verzweiflungsschritt der Freitaler Unternehmensleitung blieb folgenlos. Das Plakat mußte entfernt werden, und kurz darauf begann die Demontage. – Im allgemeinen war die vollauf berechtigte Angst vor Repressionen zu groß und wirkte lähmend. Wer es dennoch wagte, offenkundig die Entnahmen zu hintertreiben, mußte mit drakonischen Strafen rechnen.[91] Bereits auf geringste Anzeichen von angeblicher oder tatsächlicher „Demontageverweigerung" reagierten die sowjetischen Demontagebeauftragten mit Festnahmen und Verhören durch das NKVD.[92]

Die sowjetischen „Demonteure" beauftragen zumeist deutsche Ingenieure bzw. Werkleiter mit der Überwachung der Demontagearbeiten. Sie hafteten persönlich für etwaige Schäden. Immer wieder kam es aus diesem Grund zu Konflikten. Im Leuna-Werk wurden sowohl der Werkdirektor Dr. Augsten als auch Betriebsleiter Dr. Gaulrapp vom sowjetischen Kommandanten, Oberst Vilessov, der Sabotage von Demontagebefehlen verdächtigt, ohne daß dafür Beweise vorlagen.[93] Sie wurden beide ihrer Posten enthoben. Dr. Augsten, der daraufhin in den Westen flüchtete und Ende 1946 ins Leuna-Werk zurückkehrte, verschwand 1948 für immer in einem sowjetischen Lager.

Im Wissen um ihre Chancenlosigkeit in der Demontagefrage bemühten sich die meisten Werkleitungen nach Kräften um eine exakte und termingemäße Ausführung der Demontagebefehle. In der Regel wurden die Belegschaften ausdrücklich zum sorgsamen Arbeiten aufgerufen. Vor allem in den Werken, in denen nur Teildemontagen stattfanden, hing das sowjetische Einverständnis für den Wiederaufbau und die Genehmigung der

89 Zitiert in: Johannes Vogler, Von der Rüstungsfirma zum volkseigenen Betrieb, a. a. O., S. 60.

90 Zitiert in: a. a. O., S. 135

91 In den Quellen finden sich verstreute Belege für Versuche von Arbeitern, die Entnahme und den Abtransport von Demontage- und Reparationsgütern zu ver- bzw. behindern. Sie riskierten zumindest langjährige Haftstrafen. Vgl. BAP, Amt für Reparationen C-2, Nr. 1638 und Nr. 3275.

92 Vgl. Wolfgang Mühlfriedel und Edith Hellmuth, a. a. O., S. 30.

93 Vgl. LHA, S-A, MfW, Nr. 7334, Bl. 197 sowie Werksarchiv der Leuna AG, Nr. A 6, Aktennotiz vom 10. 4. 1946.

Produktionsaufnahme von der reibungs- und widerstandslosen Durchführung der Demontagebefehle ab.
Sofern den Werken die Wiederaufnahme der Produktion zugesichert wurde, gingen von der sowjetischen Reparationspolitik durchaus positive Wirkungen aus. Von der Besatzungsmacht erteilte Reparationsaufträge wurden in der Regel begrüßt, schien doch damit der Fortbestand der Unternehmen gesichert. Als die SMAD und deutsche Wirtschaftsbehörden im Herbst 1945 damit begannen, von allen erreichbaren Industrie- und Handwerksbetrieben Angebote für die Produktion von Reparationsgütern einzuholen, war die Resonanz außerordentlich groß.[94] Der Grund dafür dürfte hauptsächlich in der Furcht der Unternehmen vor Demontagen gelegen haben, denen man über die Reparationsproduktion zu entgehen hoffte. Außerdem bot die Fertigung von Reparationsgütern die Chance, in die Listen der vorrangig mit Rohstoffen und Energie zu beliefernden Unternehmen aufgenommen zu werden. Betriebswirtschaftliches Kalkül spielte nur eine untergeordnete Rolle. Hauptziel der Unternehmen konnte in der zerrütteten Nachkriegswirtschaft zuallererst nur das Überleben der Betriebe sein. Insofern war auch das Verhalten der deutschen Belegschaften zu den sowjetischen Reparationsansprüchen ambivalent. Während die Demontagen einhellig abgelehnt und, wenn möglich, abgeschwächt wurden, sind die Produktionsaufträge der Besatzungsmacht eher als Chance denn als Belastung empfunden worden.
Im Bestreben, die Demontagen soweit als möglich abzuwehren und damit die eigenen Arbeitsplätze zu erhalten, unterschied sich das Verhalten der Belegschaften in den jeweiligen Besatzungszonen kaum voneinander. In den Westzonen begannen die Demontagen allerdings erst richtig, als sie in der SBZ bereits abgeschlossen waren. Schon aus der unterschiedlichen Zeitfolge der Demontagen resultierten bisweilen unterschiedliche Verhaltensmuster und Strategien.

4. Exkurs: Vergleich der Möglichkeiten und Grenzen für eine Demontageverhinderung in den vier Besatzungszonen

Bis zur Währungsreform wurden die allermeisten Demontageaktionen in den drei westlichen Besatzungszonen weitgehend reibungslos und ohne größere Auseinandersetzungen durchgeführt. Zu spektakulären Aktionen kam es nur vereinzelt, so auf der Holmag-Werft in Kiel, wo Arbeiter im September 1947 den Demontagebefehl verweigerten und die Arbeit niederlegten.[95] Erst nach der offiziellen Bekanntgabe der Demontageliste am 16. Oktober 1947 begann sich der Widerstand gegen die alliierte Demontagepolitik zu organisieren.[96]
Bis 1948 waren in den Westzonen zumeist Rüstungskapazitäten abgebaut worden, wogegen schwerlich ernsthafte Einwände erhoben werden konnten. Nach der Währungsreform und dem erfolgreichen Anlaufen des Marshallplans mußten weitere Demontagen

94 Vgl. Rainer Karlsch, Allein bezahlt?, a. a. O., S. 170 f.
95 Vgl. Alan Kramer, a. a. O., S. 284.
96 Vgl. Walter Först, a. a. O., S. 118 ff.

als wirtschaftlicher Widersinn erscheinen. Nunmehr wurde das Thema Demontagen zunehmend politisiert und nahm zeitweilig in der öffentlichen Diskussion einen erstrangigen Stellenwert ein. Die auffallende Diskrepanz zwischen den tatsächlichen, eher geringen Wirkungen der Demontagen in den Westzonen und den hohe Wellen schlagenden Protesten gegen das alliierte Vorgehen ist hinlänglich bekannt. Volker Berghahn führt als einen wichtigen Grund der Unternehmerproteste gegen die Demontagen die damalige psychologische Situation an: „Noch entscheidender aber scheint gewesen zu sein, daß die westdeutschen Unternehmer subjektiv ehrlich auch dann noch von den Besatzungsmächten und ihren Motiven das Schlimmste vermuteten, als die Zeichen längst in eine andere Richtung wiesen."[97]

Von 1948 bis zur Unterzeichnung des Petersberger Abkommens im November 1949, mit dem die Demontagefrage zwischen den Alliierten und der jungen Bundesrepublik bereinigt wurde, nahm die deutsche Haltung teilweise Formen eines passiven Widerstandes an.[98] Fälle von Demontageverweigerung, wie im Bochumer Revier Ende 1948, blieben jedoch eher Ausnahmen.[99] Zu den größten offenen Protestaktionen kam es im Frühjahr 1950 im Raum Salzgitter.

Hinter den wachsenden Protesten gegen die Demontagen stand in nicht unbeträchtlichem Maße auch ein spezifischer Verdrängungsmechanismus. Die Lage Deutschlands wurde nicht mehr als Folge des Krieges gesehen, sondern als Konsequenz einer kurzsichtigen Besatzungspolitik. Erinnerungen an den Versailler Vertrag und die Reparationen nach dem Ersten Weltkrieg wurden geweckt.[100] Ein instruktives Beispiel dafür bieten die Memoiren von Hanns D. Ahrens, in denen die alliierte Reparationspolitik als Ausdruck einer „Rachejustiz" erscheint.[101]

Die hier nur skizzierten Auseinandersetzungen um die Demontagen in den Westzonen wiesen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede zur Behandlung der Demontagefrage in der SBZ auf. Dort war die Organisation eines Widerstands gegen die Demontagen ungleich schwieriger. Erstens blieb den Belegschaften dafür weniger Zeit, da die Demontagen bereits vor Kriegsende eingesetzt hatten und im wesentlichen bis Ende 1947 abgeschlossen wurden. Zweitens waren die Möglichkeiten einer Interessenvertretung der Belegschaften über die Gewerkschaften in der SBZ sehr begrenzt, da die Besatzungsmacht freie Gewerkschaften nicht akzeptierte. Drittens – und dies war der entscheidende Unterschied – gingen die sowjetischen Besatzungsbehörden schärfer gegen Demontageverweigerer („Saboteure") vor. Die sowjetische Militärjustiz und ihre Straflager wirkten überaus abschreckend und setzten dem Widerstand gegen die Demontagen enge Grenzen. Außerdem gab es in der Sowjetunion selbst, im Unterschied zu den USA, keinerlei öffentlichen Druck zur Änderung der Demontagepolitik. Während ab Ende 1947 bis 1950 praktisch alle gesellschaftlich relevanten Gruppen in den Westzonen einen wahren Sturm der Entrüstung gegen die Demontageabsichten der Alliierten entfachten, dessen

97 Volker Berghahn, a. a. O., S. 78.
98 Beispiele dafür finden sich u. a. bei: Marie F. Ludmann-Obier, a. a. O., S. 130 ff.; Alan Kramer, a. a. O. S. 412.
99 Vgl. Walter Först, a. a. O., S. 126 f.
100 Vgl. Volker Berghahn, a. a. O., S. 79.
101 Vgl. Hanns D. Ahrens, Demontage. Nachkriegspolitik der Alliierten, München 1982, S. 41 ff.

Ziel hauptsächlich die Mobilisierung der amerikanischen Öffentlichkeit war, blieb den Belegschaftsvertretern und Parteien in der SBZ praktisch nur der Weg der Appellation an die Besatzungsbehörden.

Neben diesen gravierenden Unterschieden im Verhältnis von Besatzern und Besiegten gab es bei den Versuchen zur Verhinderung von Demontagen in allen Zonen auch eine Reihe von Ähnlichkeiten. In allen Besatzungszonen standen die Belegschaften den Demontagen ablehnend gegenüber. Widerstand manifestierte sich in Arbeitsbummelei oder dem Fernbleiben von Abrißarbeiten. Die am häufigsten praktizierte, da mit vergleichsweise geringerem Risiko verbundene Form des Widerstands war das Verstecken bzw. Austauschen besonders wichtiger Maschinenteile.

Am schnellsten fügten sich in allen Zonen die Länderregierungen den realen Machtverhältnissen und begannen in der Demontagefrage mit den Besatzungsbehörden zusammenzuarbeiten. Von einem monatelangen, regelrecht organisierten passiven Widerstand gegen die Demontagen kann nur für die französische und britische Zone gesprochen werden.[102] Hingegen sind aus allen Zonen Einzelaktionen bis hin zur mutwilligen Zerstörung von Demontagegütern überliefert.

Die alliierte Demontagepolitik wurde in allen Zonen zunehmend als destruktiv und ungerecht empfunden. In der SBZ war der geringe Nutzen der Entnahmen der Hauptkritikpunkt, in den Westzonen eher das Beharren der Alliierten auf dem (allerdings eingeschränkten) Demontageprogramm trotz vorheriger Hinwendung zu einer Wiederaufbaustrategie.

Im Resultat der Diskussionen um die Demontagepolitik der Sieger wurde die Frage nach der deutschen Verantwortung für das Geschehen letztlich kaum noch gestellt.

5. Resümee

Entgegen der bisher geläufigen Annahme von einer weitgehend widerstandslosen Abwicklung der Demontagen in der SBZ hat es aus nahezu allen gesellschaftlichen Schichten Versuche zur Eindämmung des „industriellen Kannibalismus" gegeben. Die These von Jörg Fisch, daß die deutsche Öffentlichkeit zwischen den Demontagen zum Zweck der Zerstörung (Morgenthau-Konzeption) und solchen, die auf den Wiederaufbau beim Reparationsgläubiger Sowjetunion gerichtet waren, bewußt unterschieden habe und deshalb die umfassenden frühen sowjetischen Demontagen hinnahm, während sich gegen die geringfügigen, aber späten und besonders unsinnigen westlichen Demontagen beträchtlicher Widerstand regte,[103] ist so nicht länger haltbar. Der nach Kriegsende bei Teilen der Bevölkerung in der SBZ vorhandene Wille zur Wiedergutmachung[104] wurde durch das unkoordinierte sowjetische Vorgehen und den wiederholten Wortbruch bald ad absurdum geführt. Bei allen Unterschieden im Vorgehen der Sieger und den

102 Vgl. Marie F. Ludmann-Obier, a. a. O., S. 130.

103 Vgl. Jörg Fisch, a. a. O., S. 50.

104 Vgl. Jürgen John, a. a. O., S. 15 ff.; Landesarchiv Merseburg, Landesleitung der SED Sachsen-Anhalt, Nr. L2/55/25. Inwiefern die dort zitierten Meinungen repräsentativ sind, bedarf allerdings weiterer Klärung.

verständlichen besonderen sowjetischen Sicherheitsbedürfnissen waren dennoch die überwiegend destruktiven Wirkungen der Demontagepolitik in der SBZ nicht zu übersehen. In Konsequenz dessen begann sich auf allen Ebenen Widerstand zu formieren, der allerdings nicht die Publizität und internationale Aufmerksamkeit erreichen konnte, wie dies ab 1948 in den Westzonen der Fall war. Die größten Erfolgsaussichten schienen Vorstöße der Zentralsekretariate von KPD, z. T. auch der SPD zu besitzen, da diese Parteien der Besatzungsmacht am nächsten standen. Wohl nicht zufällig haben sich gerade jene KPD- und SPD-Funktionäre (Selbmann, Paul, Sobottka, Grotewohl) am entschiedensten gegen die Demontagen gewandt, die nicht zur Gruppe der Moskauer Exilanten gehörten.

Zugespitzt formuliert bestand in den Westzonen der beste Weg zur Verhinderung von Demontagen in der Mobilisierung der Öffentlichkeit im Ausland, wohingegen in der SBZ nur auf dem Weg der Beeinflussung der SMAD Erleichterungen erreicht werden konnten. – Tatsächlich waren die Einflußmöglichkeiten der KPD/SED-Führung auf die sowjetische Demontagepolitik sehr begrenzt, zumal die eigentlichen Entscheidungsträger nicht im „Berliner Kreml", sondern in den Moskauer Ministerien saßen. Immerhin dürften die von deutscher Seite gegen die Demontagen vorgetragenen Argumente bei der SMAD-Leitung nicht ohne Wirkung geblieben sein. Der Prozeß des Umdenkens wurde dadurch beschleunigt.

In ihren Wirkungen überschätzt werden darf die Obstruktionspolitik allerdings nicht. Bis Ende 1947 nahm die sowjetische Politik auf die Interessen der KPD/SED wenig Rücksicht. Bei der mehrfachen Verkündung von Demontagestopps hatten sich die SMAD und in ihrem Schlepptau die KPD/SED weit vorgewagt. Die Befehlsstrukturen in der sowjetischen Politik – die Konkurrenz zwischen Partei-, Wirtschafts- und Militärbehörden – waren indessen zu vielschichtig und schwerfällig, als daß diese Versprechungen eingehalten werden konnten. Sowohl die SMAD und mehr noch die SED-Führung verloren auch durch die Zickzackpolitik bei den Demontagen (Treubruch) ganz erheblich an Glaubwürdigkeit.

All die skizzierten deutschen Bemühungen um eine Begrenzung der Demontagen hätten kaum eine Chance gehabt, wenn nicht in der sowjetischen Führung ab Frühjahr 1946 das Mikojan-Konzept Zug um Zug die Oberhand gewonnen hätte. Die Modifizierung der sowjetischen Reparationspolitik erfolgte zuerst aus wirtschaftlichem und aus außenpolitischem Kalkül. Die mit dem Ende der Demontagen verbundene allmähliche Stabilisierung der wirtschaftlichen und damit auch politischen Verhältnisse in der SBZ war eher ein Nebenprodukt der sowjetischen Politik. Künftiger Forschung wird es vorbehalten bleiben, die Gründe für die Trendwende in der sowjetischen Reparationspolitik weiter auszuloten.

Die Bemühungen zum Erhalt der Werke unterschieden sich in der SBZ erheblich vom Geschehen in den Westzonen. An massive Proteste, gar Streiks, wie im Ruhrgebiet und in Salzgitter-Watenstedt, war in der SBZ nicht zu denken. Die sowjetischen Besatzungstruppen hätten solche Aktivitäten im Ansatz erstickt. Unter den gegebenen, sich 1945/46 in der SBZ neu herausbildenden Machtstrukturen blieben im wesentlichen nur zwei Wege: vorsichtiger passiver Widerstand gegen den Abbau von Anlagen oder der Versuch der Einflußnahme auf hochrangige Vertreter der Besatzungsmacht über Parteien und

Wirtschaftsbehörden. Die Belegschaften der betroffenen Werke haben zumeist beide Wege beschritten. Viele Details sind nach wie vor kaum bekannt, zumal Aktionen gegen die Demontage nur in den seltensten Fällen schriftlich überliefert wurden. Weitere Klarheit zu diesem Problemkreis können nur die Oral history und neue unternehmensgeschichtliche Studien bringen.
Passiver Widerstand, der sich in Zurückhaltung bei Demontagearbeiten oder dem Verstecken einzelner besonders wichtiger Maschinenteile äußerte, vermochte letztlich wenig zu bewirken. So blieb oftmals nur die vage Hoffnung, mit Hilfe von Petitionen und Interventionen auf allen möglichen Kanälen wenigstens den Erhalt eines „technologischen Minimums" zu erreichen. Dies ist nicht wenigen Werken in der SBZ gelungen, womit vielfach ein Grundstein für die – trotz der drückenden sowjetischen Reparationspolitik – erstaunlichen Wiederaufbauleistungen in der SBZ gelegt wurde.

Die Sexualdenunziation als Kampfmittel der Propaganda der organisierten Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus

Der „Fall Rutha" in der sudetendeutschen marxistischen Presse

Von Klaus Sator

Aufgrund einer Denunziation aus den eigenen Reihen nahmen die tschechoslowakischen Behörden am 6. Oktober 1937 15 Mitglieder der Sudetendeutschen Partei (SdP) unter dem Vorwurf der homosexuellen Betätigung in Untersuchungshaft. Angeklagt wurden sie des „Verbrechens der Unzucht wider die Natur", eines Vergehens gegen Paragraph 129b des Strafgesetzbuchs der Tschechoslowakei. Unter den Verhafteten befanden sich auch Heinrich Rutha, Gründungsmitglied und außenpolitische Berater Konrad Henleins, sowie Walter Rohn, der Herausgeber ihres theoretischen Organs „Volk und Führung".
Nach dem Bekanntwerden ihrer Verhaftung setzte in der deutschsprachigen marxistischen Presse der Tschechoslowakei eine groß angelegte Kampagne zur moralischen Verunglimpfung der SdP, die man dort von Anfang an als Hitlers „Fünfte Kolonne" in der Tschechoslowakei ausgegeben hatte,[1] ein. Sie überlagerte bzw. ersetzte in den folgenden Wochen und Monaten die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem politischen

1 Bisher steht eine differenzierte Gesamtdarstellung ihrer Geschichte, ihrer ideologischen Ausrichtung, ihres Verständnisses von parlamentarischem und außerparlamentarischem Kampf, ihrer Organisationsprinzipien, der sozialen Struktur ihrer Mitglied- und Anhängerschaft und ihres keineswegs spannungsfreien Verhältnisses zum reichsdeutschen Nationalsozialismus noch aus. Zu letzterem vgl. Ronald M. Smelser, Das Sudetenproblem und das Dritte Reich – Von der Volkstumspolitik zur nationalsozialistischen Außenpolitik, München und Wien 1980.

Gegner nahezu vollständig. Das Mittel der Sexualdenunziation wurde zu einem zentralen Bestandteil des Kampfs der sudetendeutschen Sozialdemokraten und Kommunisten gegen Hitler und Henlein.[2] Offensichtlich schienen die politisch Verantwortlichen in den Reihen der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakei (DSAP) und der deutschen Kommunisten in der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) sich von einer öffentlichen Zurschaustellung und Desavouierung des Intimlebens führender Repräsentanten ihrer politischen Gegner weitaus mehr Erfolg zu versprechen als durch eine sachlich-inhaltliche Auseinandersetzung mit deren Programmatik und Politik. Bis dahin war damit dem Aufstieg der SdP nicht beizukommen gewesen.

Obgleich das Zentralorgan der DSAP einer „grundsätzlichen Auseinandersetzung mit dem sudetendeutschen Faschismus" absolute Priorität einräumte, bezog es seine zuversichtliche Haltung bezüglich des Ausgangs der ursprünglich für November 1938 ausgeschriebenen Gemeindewahlen in erster Linie aus den durch die „Rutha-Affäre" hervorgerufenen politischen Schwierigkeiten der Henleinbewegung:

„In der SdP, die unser Hauptfeind ist – im Wahlkampf und wann immer – macht die Zersetzung Fortschritte, und die jüngste kriminelle Affäre im Führerkreis der SdP zeigt die schweren politischen Gefahren für die Sittlichkeit des Sudetendeutschtums auf, das solche Erzieher unserer Jugend zum Teufel jagen muß. Wo soll die Achtung vor unserem Volke herkommen, wenn es politische Führer gibt, die unter dem schweren Verdacht abnormaler Leidenschaften stehen?"[3]

Die politisch motivierte Instrumentalisierung der Homosexualität hat in der deutschen Geschichte eine lange Tradition.[4] Sie ist, was bisher in der Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung viel zu wenig Beachtung gefunden hat, vor allem auch ein zentraler Bestandteil sozialdemokratischer und kommunistischer Politik gewesen. In einem ganz besonderen Maße trifft diese Feststellung für ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu.

Bereits zur Zeit des Aufstiegs der Hitlerpartei im Deutschen Reich war mit der Mobilisierung des „gesunden Volksempfindens" gegenüber vorgeblichen bzw. tatsächlichen homosexuellen Neigungen von führenden Repräsentanten begonnen worden. In der Hoffnung, diese damit diskreditieren zu können, wurde in den Jahren 1931/32 das Stereotyp des „homosexuellen Nazi", als dessen Charakteristikum man u. a. die sexuelle Verführung Jugendlicher, Günstlingswirtschaft und Cliquenwesen ausgab, konstruiert.[5]

Eine Verkoppelung von Nationalsozialismus und Homosexualität auf breitester Front nahm zuerst die sozialdemokratische Presse vor: Am 14. April 1931 veröffentlichte die

2 Der Verfasser des vorliegenden Beitrags hat eine Dissertation zum Thema: „Der Aufstieg Hitlers und Henleins und die sudetendeutsche Arbeiterbewegung – Zur Rezeption und Politik der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakei (DSAP) und der deutschen Kommunisten in der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) in den Jahren 1930 bis 1938" vorgelegt.

3 Vgl. Zur innenpolitischen Lage, in: Sozialdemokrat, Prag, vom 10. 10. 1937.

4 Zahlreiche Beispiele hierzu finden sich bei Hans Georg Stümke, Homosexuelle in Deutschland. Eine politische Geschichte, München 1989.

5 Vgl. hierzu auch Jörn Meve, „Homosexuelle Nazis" – Ein Stereotyp in Politik und Literatur des Exils, Hamburg 1990, insbes. S. 1–45.

„Münchner Post" unter der Überschrift „Stammtisch 175" einen Artikel über das Geschlechtsleben Ernst Röhms und einiger der Männer in seiner Umgebung. Es folgten weitere Beiträge wie „Warme Brüderschaft im braunen Haus. Das Sexualleben im Dritten Reich" oder „Das braune Haus der Homosexuellen. Die homosexuelle Linie von München nach Berlin verlängert". Unmittelbar vor der Reichspräsidentenwahl, also taktisch motiviert, leitete die Berliner „Welt am Morgen" die zweite Runde der sog. „Röhm-Affäre" ein, der sich die kommunistische Presse anschloß.

Mit dieser gegen Röhm geführten Pressekampagne waren die beiden bedeutendsten Parteien der organisierten Arbeiterbewegung maßgeblich an der Ausprägung und Popularisierung jener Denkmuster beteiligt, derer sich die Nationalsozialisten bei der Ausschaltung der oppositionellen SA im Sommer 1934 bedienten und die den Leidensweg vieler Homosexueller in die Konzentrationslager des Dritten Reichs[6] legitimieren sollten. Im Rahmen des Reichstagsbrandprozesses hat die Komintern eine noch skrupellosere Neuauflage des Stereotyps vom homosexuellen Nazi vorgenommen. Das von ihr Anfang August herausgegebene „Braunbuch", der größte internationale Bucherfolg des Jahres 1933, gab die Brandstiftung als das Ergebnis einer homosexuellen Verschwörung innerhalb der Nationalsozialisten aus.[7] Der den eigenen Reihen abtrünnig gewordene Alleintäter Marinus van der Lubbe wurde dabei der Weltöffentlichkeit als ein gediegener Strichjunge, der aufgrund vorgeblicher erotischer Verstrickungen zu einem willfährigen Werkzeug der Machthaber des Dritten Reichs geworden sei, präsentiert.

Auch die sudetendeutschen Sozialdemokraten und Kommunisten hatten sich bereits in ihrem Kampf gegen die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei in der Tschechoslowakei (DNSAP), die sudetendeutsche Variante des Nationalsozialismus,[8] des Mittels der Sexualdenunziation bedient. So wurde die „Röhm-Affäre" vom „Sozialdemokrat" instrumentalisiert, um die Verwerflichkeit und den moralischen Verfall des Nationalsozialismus zu dokumentieren.[9] In dem vom Vorstand der DSAP herausgegebenen Schulungsmaterial zur Kritik von Faschismus und Kommunismus wurde zur Diffamierung der Nationalsozialisten an erster Stelle die Homosexualität Röhms angeführt. Der Abschnitt zu den „Führergestalten" der Nationalsozialisten begann mit folgenden Ausführungen: „Da ist der Herr Röhm, mit dem Hitler so intim ist, da er sich nicht von ihm trennen kann, dessen Lebensseligkeit nach seinen eigenen Briefen die ganz besonderen Nuancen Berliner Strichjungen sind, soweit er nicht für junge, stramme Neger in Uniform schwärmt."[10]

6 Vgl. hierzu Homosexualität in der NS-Zeit – Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung. Hrsg. von Günter Grau, Frankfurt a. M. 1993; Richard Plant, The Pink Triangle – The Nazi War against Homosexuals, New York 1986.

7 Vgl. hierzu Hans Georg Stümke, a. a. O., S. 95–100; Jörn Meve, a. a. O., S. 29–35. Zur aktuellen Kritik der dort vertretenen Thesen sowie des ihm zugrundeliegenden zweckgerichteten Verfahrens einer politischen Wirklichkeitskonstruktion vgl. insbesondere Uwe Backes u. a., Reichstagsbrand – Aufklärung einer historischen Legende, München 1987; zur Alleintäterschaft van der Lubbes die dortigen Ausführungen von Hans Mommsen, S. 33–57.

8 Zwischenzeitlich liegt ein erster Aufsatz zu ihrer Geschichte vor. Vgl. Andreas Luh, Die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei im Sudetenland, in: Bohemia, Jg. 32 (1991), S. 23–38.

9 Vgl. z. B. Schweinereien aus Hitlers nächster Umgebung, in: Sozialdemokrat vom 23. 6. 1931; Homosexuell ins Dritte Reich, in: a. a. O., vom 26. 6. 1932.

10 Vgl. Faschismus und Kommunismus, Teil 2 (Materialteil), Prag 1932, S. 8.

In besonderem Maße wurde diese sexualdenunziatorische Komponente gegenüber der Zielgruppe der Frauen, allen voran den Müttern, angewendet. Durch die Propagierung einer erhöhten Gefahr der Verführung ihrer Söhne durch die Nationalsozialisten sollten traditionelle Vorurteile gegenüber Homosexuellen geweckt und im Sinne der eigenen politischen Zielsetzungen genutzt werden. Eine speziell für diese Zielgruppe herausgegebene Broschüre der DSAP sollte bei ihren Leserinnen moralische Entrüstung über die „perversen Nazis" hervorrufen. Die Ausführungen zur vorgeblichen Rolle der Homosexualität in den Reihen des politischen Gegners endeten mit der Suggestivfrage: „Mütter, sollen eure Söhne, soll die Blüte der Nation solchen Jugendverführern ausgeliefert und verdorben werden?"[11]

Im Zusammenhang mit der Heràusgabe des „Braunbuchs", das bei beiden Parteien eine wohlwollende Aufnahme erfahren hatte, wurde das Stereotyp des homosexuellen Nazis erneut aufgegriffen und propagiert. Für den Reichenberger „Vorwärts" war dieses Buch „eine wichtige Waffe im Kampf gegen den Hitlerfaschismus", weil es beweise, „daß van der Lubbe in homosexuellen Beziehungen zu Hitlers Stabschef Röhm stand" und „durch den SA-Führer von Berlin, Graf Helldorf, der Nazibrandstifterkolonne zugeführt wurde".[12]

Im Rahmen der Berichterstattung über den Reichstagsbrandprozeß widmete der „Vorwärts" seine besondere Aufmerksamkeit der vorgeblichen Bedeutung der Homosexualität van der Lubbes für die von ihm begangene Tat. Ein zentraler Kritikpunkt galt dem von der Anklage vorgelegten Gutachten zu seiner Person. Es wurde die fehlende diagnostische Bestätigung seiner Homosexualität beanstandet, dem Sachverständigen deshalb jegliche fachliche Qualifikation abgesprochen und ihm vorgeworfen, sowohl der Regierung wie auch der Anklage einen „Liebesdienst" erwiesen zu haben. Gleichzeitig verbreitete der „Vorwärts" die Behauptung, sein Gutachten sei „einzig und allein auf die Stützung der faschistischen Anklage-Konstruktion eingestellt". Obwohl der Gutachter prinzipielle Vorbehalte gegenüber einer diagnostischen Beschäftigung mit der mutmaßlichen Homosexualität des Angeklagten geltend gemacht hatte, präsentierte der „Vorwärts" seinen Lesern für die hierzu verweigerte Stellungnahme folgende Begründung: „Der Hauptmann Röhm und heutige Stabschef der SA soll durch dünn und dick gedeckt werden."[13]

Für den „Sozialdemokrat" lag die zentrale Bedeutung des Braunbuchs gleichfalls in seinen Ausführungen zu dem vorgeblichen Intimleben und der Persönlichkeitsstruktur des Angeklagten. Hier konnte man lesen: „Das Braunbuch lüftet den Schleier um das Leben van der Lubbes. Es weist die Beziehungen des Werkzeuges zu den Auftraggebern schlüssig nach, wir lernen van der Lubbe als einen Lustknaben der Volkserneuerer um Röhm kennen, seine krankhaften geistigen Triebe und seinen Geltungswillen."[14]

Am Beispiel der im Vergleich zu ihren reichsdeutschen Bruderparteien noch ungehindert politisch wirksamen sudetendeutschen Sozialdemokraten und Kommunisten läßt sich die zentrale Bedeutung des Kampfmittels der Sexualdenunziation in der Propaganda der

11 Ihr dummen Ziegen! – Bilder vom Frauenparadies im Dritten Reich, Prag o. J. [1932/33], S. 13 ff.
12 Vgl. Gericht über Hitler, in: Vorwärts, Reichenberg, vom 19. 8. 1933.
13 Vgl. Anklage gegen Torgler und Genossen bricht zusammen, in: Vorwärts vom 24. 9. 1933.
14 Das Braunbuch über den Reichstagsbrand, in: Sozialdemokrat vom 12. 9. 1933.

organisierten deutschen Arbeiterbewegung besonders anschaulich nachvollziehen. Mit dem Fall Rutha bot sich ihnen eine weitere Gelegenheit zur Wiederbelebung des Stereotyps vom homosexuellen Nazi. Dabei erreichte die Verkoppelung von Faschismus und Homosexualität im Rahmen der politisch-ideologischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ihren Höhepunkt.

Mit seiner propagandistischen Ausschlachtung und Aufbereitung begann der „Sozialdemokrat".[15] Doch schon am Folgetag füllte er für Wochen, ja Monate die Spalten der Prager „Roten Fahne".[16] Zunächst wurde die in dieser Angelegenheit geübte Zurückhaltung des amtlichen Nachrichtendienstes verurteilt und als Beleg für die Existenzberechtigung einer marxistischen Presse ausgegeben. Schließlich sei sie es gewesen, die die Öffentlichkeit von Anfang an über den Fall Rutha unterrichtet und ihr den sich darin dokumentierenden moralischen Verfall der SdP nicht vorenthalten habe.[17]

Die Absicht, die die DSAP mit ihrer Kampagne verfolgte, wurde bereits im ersten Aufmacher ihres Zentralorgans offensichtlich. Man erblickte im Fall Rutha eine ausgezeichnete Gelegenheit, das im In- und Ausland erworbene Prestige der SdP ankratzen und zerstören zu können.[18] Die sozialdemokratische Presse hat sich dabei darauf beschränkt, die Angelegenheit zu einer „Sittlichkeitsaffäre" des politischen Gegners hochzustilisieren. Der sich im Fall Rutha dokumentierende „moralische Verfall der Henleinbewegung" wurde dem Leser als ein geeignetes „Schulbeispiel für deren Verlogenheit und Heuchelei" vorgeführt und dazu benutzt, die Frage nach der Ernsthaftigkeit und Einlösbarkeit der von der SdP proklamierten „sittlichen Erneuerung" aufzuwerfen.[19]

Die deutschsprachige Presse der KPTsch ging noch weit über eine solche Zielsetzung hinaus. Sie bot den Kommunisten die Gelegenheit, ihre Faschismustheorie[20] um eine homosexuelle Komponente zu erweitern. Man verkündete einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Homosexualität und Faschismus. In einem umfangreichen Beitrag versuchte die „Rote Fahne" eine historische Begründung für die These zu liefern, daß es sich bei den von den tschechoslowakischen Behörden aufgedeckten Fällen „keineswegs um Einzelerscheinungen, sondern um ein ganzes System" handle. Dazu wurde ausgeführt, daß „diese enge Verstrickung des ganzen Naziregimes mit den homosexuellen Cliquen [...] mit dem ganzen Wesen des Faschismus" zusammenhänge. Denn „ein Regime, das mit allen Mitteln die verfaulende kapitalistische Gesellschaftsordnung vor dem Ansturm der neuen Zeit retten und die Herrschaft einiger hundert Parasiten über das werktätige Volk mit blutigem Terror aufrechterhalten will, muß sich zu dieser Henkersarbeit vor allem anormaler und perverser Naturen bedienen". Der Fall Rutha wurde von einer strafrechtlichen und personengebundenen Angelegenheit zu einer Frage der politischen Programmatik eines unliebsamen, weil im Kampf um die Gewinnung

15 Vgl. Sozialdemokrat vom 8. 10. 1937.
16 Vgl. a. a. O., vom 9. 10. 1937 ff.
17 Vgl. Stille um Rutha–Henlein, in: Sozialdemokrat vom 12. 10. 1937.
18 Vgl. Henleins Außenminister Rutha verhaftet, in: Sozialdemokrat vom 8. 10. 1937.
19 Vgl. Sittlicher Verfall, in: Sozialdemokrat vom 9. 10. 1937.
20 Zur Geschichte der kommunistischen Faschismustheorie vgl. insbesondere Leonid Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie. Die Auseinandersetzung der Komintern mit Faschismus und Nationalsozialismus 1921–1935, Stuttgart 1985, sowie Barbara Timmermann, Die Faschismusdiskussion in der Kommunistischen Internationale (1920–1935), Diss. Köln 1977.

der Sudetendeutschen wesentlich erfolgreicheren Konkurrenten ausgeweitet. Man warf diesem vor, das Ansehen der Deutschen vor der ganzen Welt diskreditiert zu haben: „Deshalb sitzen auch heute bei uns nicht nur ein Rutha, sondern die SdP und der ganze deutsche Faschismus auf der Anklagebank. Sie sind es, welche die Schuld daran tragen, daß die englische Öffentlichkeit heute das deutsche Volk als barbarisch und nicht normal bezeichnet. Wie Wilhelm II mit seiner Eulenburgaffäre und Hitler mit seiner Röhmschande, so macht Henlein mit seinem Rutha-Skandal dem guten Namen des ganzen deutschen Volkes in der Welt Schande."[21]

Die „Erweiterung" der kommunistischen Faschismustheorie um die Komponente der Homosexualität war jedoch keineswegs neu. Im Zuge der Stalinisierung der Sowjetunion fand sie bereits Anfang der dreißiger Jahre dort Verbreitung.[22] Der angesehene sowjetische Schriftsteller Maxim Gorki verlieh ihr dabei die notwendige Autorität und Popularität. Seine ausgerechnet unter dem Titel „Proletarischer Humanismus" in zahlreichen sowjetischen Zeitschriften veröffentlichten Ausführungen haben indirekt die Aufforderung zur Ausrottung der Homosexuellen als der zentralen Voraussetzung einer weltweiten Überwindung des Faschismus beinhaltet.[23]

Der Fall Rutha lieferte den sudetendeutschen Kommunisten einen geeigneten Anlaß, das von Gorki intendierte Pogrom gegen die Homosexuellen im Rahmen ihres Kampfs gegen die SdP aufzugreifen und zu konkretisieren. Homosexualität wurde in der „Roten Fahne" fortan als eine „Krankheit" ausgegeben, die eine unumgängliche und notwendige Begleiterscheinung des Faschismus darstelle: „Mit dem faschistischen Gift wird auch die homosexuelle Seuche in alle Verbände hineingeschleppt, die die Faschisten erobern."[24]

Die tagespolitischen Zielsetzungen, die mit solchen Ausführungen verfolgt wurden, bestanden vor allem darin, in der Öffentlichkeit die Gefährlichkeit der von der SdP kontrollierten größten und bedeutendsten sudetendeutschen Jugend- und Massenorganisationen hervorzuheben. Die „Rote Fahne" hat direkt und unmißverständlich zur Ausrottung der Homosexuellen aufgerufen. So endete ein an die sudetendeutsche Jugend gerichteter Aufruf mit der Feststellung: „Alles krankhafte schlechte Fleisch muß ausgebrannt werden, damit es nicht unseren ganzen Volkskörper zerstört. Dabei mitzuhelfen ist eine Aufgabe, die der Größe und Begeisterung unserer sudetendeutschen Jugend entspricht!"[25] Und „ein ernstes Wort an die sudetendeutschen Eltern" lautete: „Das Geschwür der faschistischen ‚Männerbündelei' muß aus dem sudetendeutschen Volkskörper bis aufs

21 Mannesliebe, Mannschaftserziehung – Faschismus", in: Rote Fahne vom 23. 10. 1937.

22 Vgl. Jörn Meve, a. a. O., S. 44 f.

23 In dem erstmals in der „Pravda" und in der „Izvestija" vom 23. 5. 1934 veröffentlichten Beitrag fand sich zum Faschismusbegriff folgende Formulierung: „Faschismus – das ist die Mobilisierung und Organisierung der körperlich und moralisch kranken Schichten der erschöpften bürgerlichen Gesellschaft durch das Kapital, die Mobilisierung der jungen Nachkommen von Alkoholikern und Syphilitikern, die Mobilisierung hysterischer Kinder." Seine Vorstellungen zur Überwindung des Nationalsozialismus schlossen sich unmittelbar dem von ihm an anderer Stelle behaupteten ursächlichen Zusammenhang zwischen Faschismus und Homosexualität an: „Ich weise darauf hin, daß in dem Lande, wo das Proletariat tapfer und erfolgreich wirtschaftet, die die Jugend korrumpierende Homosexualität als sozial verbrecherisch und strafbar angesehen wird, während sie in dem ‚kultivierten' Land der großen Philosophen, Gelehrten und Musiker frei und ungestraft waltet. Man hat sogar schon das sarkastische Sprichwort geprägt: ‚Rottet die Homosexualisten aus – und der Faschismus verschwindet.'" Zitiert nach Jörn Meve, a. a. O., S. 44 f.

24 Vgl. Rutha-Prozeß Ende November?, in: Rote Fahne vom 28. 10. 1937.

25 Deutsche Jugend, heraus aus dem Sumpf!, in: Rote Fahne vom 12. 10. 1937.

Fleisch ausgebrannt werden."[26] – In abgeschwächter Form fanden sich solche pogromartigen Zielsetzungen auch in der sozialdemokratischen Presse. Als Ergänzung zu dem behördlichen Vorgehen gegenüber der SdP wurde hier dazu aufgefordert, „unser öffentliches Leben von Entartungen zu befreien, die den Sudetendeutschen wahrlich nicht zur Ehre gereichen."[27]

In der kommunistischen Presse wurde der Fall Rutha auch als Beleg für die Notwendigkeit des Sozialismus aufgegriffen. Unter den veröffentlichten Stellungnahmen einer Umfrage der „Roten Fahne" zum Thema Homosexualität unter Fachärzten fanden sich vor allem solche, deren Verfasser darin in erster Linie eine „Degenerationserscheinung" des Kapitalismus sahen und bekundeten, „daß nur eine sozialistische Gesellschaftsordnung die Homosexualität eindämmen und vermindern könne, da sie die Möglichkeit der Verführung wesentlich einschränke."[28]

Während im Falle der DSAP die Popularisierung des Stereotyps vom homosexuellen Nazi auf die sozialdemokratische Tagespresse beschränkt blieb, fand sie bei der KPTsch auch Eingang in das deutschsprachige theoretische Organ der Partei.[29] Hier war sie der Anlaß für die erste umfangreichere theoretische Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen „Führerprinzip". Dabei nahm Josef Winternitz jedoch nicht den von Grund auf undemokratischen Charakter dieses Prinzips zum Ausgangspunkt seiner Kritik, sondern die vorgebliche Tatsache, daß seine Anwendung im Rahmen faschistischer Bewegungen und Staaten „zu einer Gegenauslese der moralisch Minderwertigen" führe und damit „unnormal veranlagten Menschen", „pervers veranlagten Individuen" und „Menschen mit perverser sadistischer Veranlagung" ein politisches Betätigungsfeld geboten werde.[30] Dem faschistischen „Führerprinzip" setzte er eine revolutionäre „Führerauslese" entgegen. Seine Ausführungen zeigen besonders anschaulich, daß die Kritik des Führergedankens sich für die Kommunisten in erster Linie auf eine Klassenfrage reduziert hat. Für die Arbeiterschaft, insbesondere die eigene Partei als deren angeblicher Vorhut, nahm man eine solche Führungsrolle selbst in Anspruch. Der sudetendeutsche Kommunist Bruno Köhler wurde von der Parteipropaganda immer wieder als der „Führer der sudetendeutschen Arbeiterklasse" ausgegeben.

Im Gefolge der Rutha-Affäre kam es innerhalb der KPTsch auch zu einer Wiederbelebung der Sozialfaschismusthese. In der Teilnahme des führenden sozialdemokratischen Theoretikers Emil Franzel an Ruthas Begräbnis, die auch innerhalb der DSAP umstritten war,[31] erblickte Köhler das „Eingeständnis der Verbindung eines hohen sozialdemokratischen Funktionärs mit den Faschisten". Er interpretierte diesen Akt als einen Ausdruck für „das Zusammenspiel mit den Faschisten". Im Sinne einer kommunistischen

26 Mannesliebe, Mannschaftserziehung – Faschismus, a. a. O.
27 Vgl. Armes Volk, in: Sozialdemokrat vom 10. 10. 1937.
28 Fachärzte über Homosexualität, in: Rote Fahne vom 23. 10. 1937.
29 Vgl. J. Lenz, (= Pseudonym für Josef Winternitz), Der Fall Rutha, in: Der Funke, Jg. 3. (1937), S. 368–72. Winternitz war nach seiner Rückkehr aus dem britischen Exil der erste Leiter des 1948 in Ost-Berlin gegründeten Marx-Engels-Instituts, des Vorläufers des späteren Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED.
30 A. a. O., S. 368 f.
31 Vgl. hierzu Emil Franzel, Gegen den Wind der Zeit. Erinnerungen eines Unbequemen, München 1983, S. 316 ff.

Einheitsfront „von unten" appellierte Köhler an die sudetendeutsche sozialdemokratische Arbeiterschaft, die „Schande Franzel–Rutha" zu bereinigen und die vorgeblichen „Freunde der Faschisten in den eigenen Reihen zu entfernen".[32]

Der Eifer und das Ausmaß, mit dem sich die marxistische Presse dieser Sache annahm, belegt besonders anschaulich ihre Erwartungshaltung an die neuerliche Popularisierung des Stereotyps vom homosexuellen Nazi. Noch nach Ruthas Selbstmord war sie bemüht, Informationen zu seinem Intimleben zu erlangen, um sie vor ihrer Leserschaft ausbreiten zu können. So bedauerte z. B. der „Sozialdemokrat" zu Beginn des Prozesses gegen die Mitangeklagten, daß die Verhandlungen unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfanden. Gleichzeitig war die Prozeßeröffnung ein willkommener Anlaß, erneut über das Sexualleben Ruthas und Rohns zu spekulieren.[33]

In den Zentralorganen beider Parteien wurde regelmäßig und ausführlich über weitere Enttarnungen bzw. Verhaftungen mutmaßlicher Homosexueller – jedenfalls soweit es sich dabei um Mitglieder der SdP bzw. ihr nahestehender Massenorganisationen handelte – berichtet und diese zu einer „SdP-Homosexuellen-Affäre" hochstilisiert. Unterschwellig forderte man die Leserschaft zur Denunziation auf.[34] Von Anfang an war man auch bestrebt, die Führung der SdP – allen voran Konrad Henlein – für die mutmaßlichen Verfehlungen einzelner Parteifunktionäre verantwortlich zu machen. In seinem ersten Leitartikel zum Thema schien für den „Sozialdemokrat" zweifelsfrei festzustehen: „Der Hauptverantwortliche heißt Konrad Henlein. Nun soll er selbst einmal sich zur Kehrseite des Führerprinzips bekennen und für das einstehen, was in seiner nächsten Umgebung geschah [...]. Herr Henlein möge vor allem der sudetendeutschen Öffentlichkeit darüber Rechenschaft ablegen, wie weit er von den moralischen Sumpfnestern in seiner Partei gewußt hat, wie weit er sie toleriert hat und was er selber unternahm, um sie zu beseitigen!"[35] – Ähnlich argumentierte die „Rote Fahne": „Sicher ist, daß Ruthas Neigungen vielen Menschen der ‚Bewegung' bekannt waren. Daß er trotzdem seine Rolle weiterspielen konnte, beweist, daß es sich hier nicht um eine Affäre Rutha, sondern um den Sumpf und die Schande einer Bewegung handelt."[36]

Bis zum Ende der Ersten Republik hat die Sexualdenunziation ihren zentralen Stellenwert innerhalb der Propaganda von DSAP und KPTsch gegenüber Hitler und Henlein behalten.[37] So endete z. B. ein im August 1938 in der „Roten Fahne" veröffentlichter Beitrag

32 Dr. Franzel und Rutha, in: Rote Fahne vom 17. 11. 1937. Ähnlich argumentierte bereits die Rote Fahne vom 14. des Monats. Hier hieß es : „Wann wird der Mann, der den Namen des Sozialismus und der Arbeiterbewegung profaniert, indem er der SdP-Komödie Staffage macht, aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen?". Vgl. Rutha – Ein Vorbild?, in: a. a. O. Vgl. weiterhin: Immer ein gutes Verhältnis zu Rutha, a. a. O., vom 16. 11. 1937; Tiefe Empörung im Fall Franzel, a. a. O., vom 21. 11. 1937.

33 Vgl. Die Verteidiger setzen geheime Verhandlungen durch, in: Sozialdemokrat vom 3. 12. 1937.

34 Für den Sozialdemokrat vgl. z. B.: Weitere Homosexuellen-Verhaftungen, in: a. a. O., vom 12. 10. 1937, Unzucht wider die Natur, a. a. O., vom 30. 1. 1938, Auch Ing. Haider unter Paragraph 129b?, a. a. O., vom 11. 2. 1938, Der Geist Ruthas geht um, a. a. O., vom 8. 9. 1938; für die Rote Fahne vgl. z. B.: Rutha-Prozeß Ende November?, a. a. O., vom 28. 10. 1937, Rutha-Sumpf in völkischen Verbänden, a. a. O., vom 3. 12. 1937.

35 Sittlicher Verfall, in: Sozialdemokrat vom 9. 10. 1937.

36 Der Schandfleck, a. a. O., vom 10. 10. 1937.

37 Für den Sozialdemokrat vgl. Anm. 31. Die KPTsch nutzte dazu alle sich ihr bietenden politischen wie auch kulturellen Ereignisse, so z. B. den bevorstehenden Jahrestag der Republik: Vgl. Manifest zum 28. Okober, in: Rote Fahne vom 23. 10. 1937, den Jahrestag der Oktoberrevolution: Rutha hat sich selbst gerichtet,

zur Kritik der Sittlichkeitskriminalität im Dritten Reich mit der Feststellung: „So weit ist die Moral im Lande Ruthas und seiner Freunde gesunken! Das deutsche Volk bedankt sich für ein System, das neben der Kanonenproduktion nur noch in Sittlichkeitsverbrechen Rekorde erreicht."[38]

Zweifel oder gar moralische Skrupel über die politische Instrumentalisierung der Intimsphäre Ruthas schienen weder den verantwortlichen Redakteuren der „Roten Fahne" noch denjenigen des „Sozialdemokrat" je in den Sinn gekommen zu sein. Während die sudetendeutsche marxistische Presse durch die Art der Aufbereitung dieser Angelegenheit sicherlich eine gewisse Mitschuld an dem Selbstmord Ruthas traf, wurde dieser in der „Roten Fahne" noch als Bestätigung für die Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Vorwürfe ausgegeben.[39] Dagegen sind im Falle des „Sozialdemokrat" zumindest ein gewisses Unbehagen und Betroffenheit über die unvorhergesehene Wendung in dieser Angelegenheit zu spüren. Mit dem Freitod des einer grenzenlosen Rufmordkampagne ausgesetzten führenden Repräsentanten des politischen Gegners schien man jedenfalls nicht gerechnet zu haben. Doch wurde auch hier der Selbstmord Ruthas als das Eingeständnis der Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Vorwürfe interpretiert: „Der Angeschuldigte macht sich selbst zum Richter, und er hat eine Strafe verhängt, die auch der schärfste Gegner dieses Mannes als unangemessen hoch empfindet."

Die Frage nach dem eigenen Anteil an dem tragischen Ende dieses entschiedenen Gegners einer Annäherung der Sudetendeutschen Heimatfront (SHF) / SdP an den reichsdeutschen Nationalsozialismus warf der „Sozialdemokrat" im Rahmen seiner Spekulationen über die Hintergründe dieser Tat nicht auf. Der einzige hierzu angebotene Erklärungsansatz lautete: „Rutha scheint an der Last eines spät erwachenden Verantwortungsgefühls zusammengebrochen zu sein." Gleichzeitig war man sichtlich darum bemüht, dem sich abzeichnenden Märtyrerstatus, den Rutha durch sein tragisches Ende unter den Sudetendeutschen zu erlangen drohte, entgegenzuwirken. Vor dem Hintergrund der maßgeblich selbst initiierten Rufmordkampagne grenzte es allerdings sehr an Heuchelei, wenn der „Sozialdemokrat" nunmehr Betroffenheit über das Schicksal Ruthas kundtuend, im gleichen Atemzug die Bedeutung seines Todes mit dem Hinweis auf das „grenzenlose Leid, das der Faschismus über Millionen Volksgenossen gebracht hat", zu relativieren versuchte.[40] Die von DSAP und KPTsch im Fall Rutha verfolgte Politik macht deutlich, daß es den sudetendeutschen Sozialdemokraten und Kommunisten primär *nicht* darum gegangen ist, den weiteren Aufstieg des Nationalsozialismus zu verhindern, sondern daß ihr Widerstand gegen Hitler und Henlein ihrem prinzipiellen Kampf gegen den Antimarxismus untergeordnet war. Wäre ihnen ernsthaft daran gelegen gewesen, den Nationalsozialismus zu bekämpfen, dann hätten sie zwischen einer Politik, wie sie die NSDAP im Deutschen Reich verfolgte, und derjenigen, wie sie die SdP

[Forts. von Anm. 37]
a. a. O., vom 6. 11. 1937, das Weihnachtsfest: Ruthaskandal – Massenauflehnung – Krise, Weihnachtsausgabe 1937, oder den Putschversuch der Sudetendeutschen Heimatfront (SHF) / SdP vom Herbst 1938: Volksverrat, Feigheit, Würdelosigkeit, a. a. O., vom 17. 9. 1938.

38 Die Moral des Dritten Reiches, in: Rote Fahne vom 24. 8. 1938.

39 Vgl. Rutha hat sich selbst gerichtet, a. a. O., vom 6. 11. 1937; ferner J. Lenz, a. a. O., S. 370.

40 Schuld und Sühne, in: Sozialdemokrat vom 6. 11. 1937.

innerhalb der Tschechoslowakei betrieb, differenzieren müssen.[41] Ein erfolgreicherer „Antifaschismus" wäre daraufhin auszurichten gewesen, sich gerade mit denjenigen Kräften innerhalb der SdP zu arrangieren, die ebenfalls Vorbehalte gegenüber der nationalsozialistischen Weltanschauung und einer Ausweitung des Herrschaftssystems des Dritten Reichs hatten, auch dann, wenn diese einer marxistischen Weltanschauung weiterhin ablehnend gegenübergestanden hätten.

Anstatt die von Anhängern des nationalsozialistischen „Aufbruch-Kreises" ausgegangene Denunziation unliebsamer Konkurrenten innerhalb der SHF/SdP im parteiegoistischen Sinne aufzugreifen, wäre es sinnvoller gewesen, sich mit den immer mehr unter Druck geratenden Anhängern des „Kameradschaftsbunds" zu verbünden.

Wie bereits im Falle der Zerschlagung der SA-Führung haben die Nazis nach dem Anschluß der Sudetengebiete an das Deutsche Reich sich zur Ausschaltung ihrer Gegner der in der sozialdemokratischen und kommunistischen Presse propagierten antihomosexuellen Stereotypen bedient. Nunmehr der deutschen Gerichtsbarkeit unterstehend, wurden über 150 Funktionäre der SdP auf der Grundlage des Paragraphen 175 des Strafgesetzbuchs von den Landgerichten in Dresden und Böhmisch-Leipa zu Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verurteilt.[42] Prominentestes Opfer dieser nationalsozialistischen „Säuberungen" war der lange Zeit als führender Theoretiker innerhalb der SdP wirkende Walter Brand, für den damit ein fast sechsjähriger Leidensweg durch die unterschiedlichsten Strafanstalten und Konzentrationslager des Dritten Reichs begann.[43]

Setzt man die Erwartungen von DSAP und KPTsch an den Einsatz des Mittels der Sexualdenunziation in Beziehung zum weiteren Aufstieg der SdP, dann wurden beide Parteien, wie der Ausgang der schließlich im Frühjahr 1938 durchgeführten Kommunalwahlen belegt, enttäuscht. Die von Konrad Henlein initiierte sudetendeutsche Sammlungsbewegung konnte ihren Einfluß unter den Sudetendeutschen immer noch ausbauen und nunmehr rund 90 Prozent der deutschen Wahlgänger auf sich vereinigen. Damit muß die sexualdenunziatorische Komponente in den Widerstandskonzeptionen des sudetendeutschen Marxismus als dysfunktional und kontraproduktiv beurteilt werden.

Weiterhin kommt man vor dem Hintergrund dieser Tatsachen nicht umhin, von einer Mitschuld der Arbeiterparteien an den von den Nazis gegenüber den Homosexuellen begangenen Verbrechen zu sprechen. Aus Gründen der politischen Opportunität waren ihre Führer bereit, eigene historische Leistungen und Verdienste um ein humanistisches Menschenbild fallenzulassen und durch eine Wiederbelebung antiaufklärerischer Denkmuster zu ersetzen, auf die sich die Nationalsozialisten zur Rechtfertigung ihrer Verfolgungsmaßnahmen gegenüber dieser Minderheit haben stützen können.

41 Zu den Differenzen innerhalb der weltanschaulichen Grundlagen vgl. Klaus Jörg Siegfried, Universalismus und Faschismus – Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns, Wien 1974, S. 196–220.

42 Vgl. hierzu Sudetendeutsche: Opfer und Täter – Verletzungen des Selbstbestimmungsrechts und ihre Folgen 1918–1982. Hrsg. von Leopold Grünwald, Wien 1983, S. 44. Vgl. weiterhin: „Vernichtung von Volksschädlingen" – Prominente Angehörige der Bündischen Jugend im Sudetenland verurteilt, in: Kriminalität und Gefährdung der Jugend. Lagebericht bis zum Stande vom 1. Januar 1941. Hrsg. vom Jugendführer des Deutschen Reichs. Bearb. von Bannführer W. Knopp, o. O. u. J. [Berlin 1942], abgedruckt als Dokument Nr. 81 in: Homosexualität in der NS-Zeit, a. a. O., S. 279–83.

43 Vgl. hierzu die entsprechenden Ausführungen in seinen Memoiren: Walter Brand, Auf verlorenem Posten – Ein sudetendeutscher Politiker zwischen Autonomie und Anschluß, München 1985, S. 161 ff.

Die MEGA-Edition begleiten

1993er Kolloquien des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e. V.

Von Jürgen Jungnickel

Die Edition der MEGA entsprechend seinen Möglichkeiten zu begleiten und zu unterstützen ist ein Anliegen des 1990 als MEGA-Stiftung Berlin e. V. gegründeten Vereins. Das erfolgte bisher u. a. durch die Unterstützung der seit 1991 herausgegebenen „Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge". 1993 wurde eine dem gleichen Ziel dienende Veranstaltungsreihe begonnen, die sich historischen, wissenschaftstheoretischen und editorischen Problemen zuwendet. Folgende Themen standen bisher auf dem Programm: Geschichte und Geschichten der MEGA (4. Juni); MEGA-Bände nach der Wende (16. Oktober); Marx auf Abwegen? Die Rolle der Naturwissenschaften im Werk von Marx und Engels (11. Dezember).

Die von einem Großteil der interessierten Fachwelt mit Genugtuung registrierte Fortführung der MEGA, auf Basis überarbeiteter Editionsrichtlinien, durch die Internationale Marx-Engels-Stiftung (IMES), Amsterdam, in enger Zusammenarbeit mit der Konferenz der deutschen Akademien (seit 1994 mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften), war Anlaß, sich der Geschichte der ersten, in den 20er und 30er Jahren herausgegebenen und der seit 1975 erscheinenden zweiten MEGA zuzuwenden.

Die erste MEGA fand durch Faschismus und Stalinismus Anfang der dreißiger Jahre ein jähes Ende. Mit dem Untergang des Realsozialismus mußten neue Herausgeberstrukturen für die Fortführung der MEGA als akademische Ausgabe installiert werden. Dank vielfältiger Initiativen von Persönlichkeiten und Institutionen ist das gelungen.

Die erstgenannte Veranstaltung beschäftigte sich mit einigen Aspekten der verhängnisvollen Verquickung von Edition, Politik und Ideologie anhand der Geschichte der beiden MEGA-Editionen. Die Aufarbeitung der Geschichte der MEGA ist aus editionstheoretischen, wissenschaftsgeschichtlichen und biographischen Gründen geboten. Darüber hinaus setzen sachliche Urteile über Bewahrenswertes und zu Überwindendes in der MEGA-Edition die Kenntnis ihrer Genesis voraus. Inzwischen haben sich mit der Öffnung der sowjetischen Archive auch die objektiven Bedingungen für derartige Untersuchungen erheblich verbessert.

Geschichte und Geschichten der MEGA

Volker KÜLOW (Leipzig) widmete sich in seinem Beitrag dem Leben und Wirken sowie dem tragischen Schicksal des Nestors und Herausgebers der ersten MEGA, David B. Rjazanov. Der von Stalins Schergen 1938 hingerichtete und von der sowjetischen wie auch der DDR-Geschichtsschreibung bis vor kurzem totgeschwiegene bedeutendste Marx-Engels-Forscher des 20. Jahrhunderts hat sich bleibende Verdienste um die Erforschung, Bewahrung und Edition des Marx-Engels-Nachlasses erworben. (Siehe Volker Külow und André Jaroslawski, „David Rjasanow – Marx-Engels-Forscher – Humanist –

Dissident", Berlin 1993.) Der Beitrag machte aber auch deutlich, daß bei aller Würdigung der bisher erzielten Forschungsergebnisse über das Lebenswerk Rjazanovs, noch einiges zu tun bleibt, um das erste Kapitel der MEGA-Geschichte weiter zu erhellen.
Rolf HECKER (Berlin) wandte sich unter dem Thema „Marx-Engels-Nachlaß im Roulette" den 1935/1936 stattgefundenen Verhandlungen zwischen dem Moskauer Marx-Engels-Lenin-Institut und dem SPD-Vorstand über den Marx-Engels-Nachlaß zu. Dank neuentdeckter Archivmaterialien konnten weitere Details dieses nach wie vor geheimnisumwitterten Vorgangs erhellt werden. Wie Hecker belegen konnte, trugen der im August 1936 stattgefundene Sinovjev/Kamenev-Prozeß, aber auch das lange Festhalten des SPD-Vorstandes an einer sehr hohen Depot-Summe, nicht unmaßgeblich zum Scheitern der Verhandlungen bei. Des weiteren wurde anhand bisher nicht zugänglicher Dokumente über das tragische Schicksal einiger Mitarbeiter der ersten MEGA berichtet. Die Forschungen hierzu – das wurde auch deutlich – befinden sich noch im Anfangsstadium.
Obgleich die Entstehungsgeschichte der zweiten MEGA nicht annähernd so dramatisch und tragisch wie die ihrer Vorgängerin ist, zeichnete Rolf DLUBEK (Berlin) in seinem mit persönlichen Erfahrungen untersetzten Beitrag über die „MEGA auf dem Weg durch die Instanzen" die wichtigsten Etappen der Vorgeschichte der zweiten MEGA in den 50er und 60er Jahren nach. (Siehe Rolf Dlubek: „Frühe Initiativen zur Vorbereitung einer neuen MEGA (1955–1958)", in: „Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge", Hamburg 1992.) Anhand einer Reihe interessanter Details vermittelte der Beitrag einen Eindruck von den immensen Schwierigkeiten, eine historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe gegen den Widerstand von im Dogmatismus befangenen Entscheidungsträgern in Parteigremien auf den Weg zu bringen. Wie Dlubek nachwies, waren sowjetische Instanzen lange Zeit vehement gegen eine historisch-kritische Gesamtausgabe, bevorzugten vielmehr eine für die internationale Verbreitung bestimmte politische Studienausgabe. Erst nach etlichen Reibereien zwischen Moskauer und Berliner Parteizentrale – die Rede von der Herausgabe der MEGA auf Grund vereinbarter Beschlüsse von SED und KPdSU war interessierte Schönfärberei – konnte 1969/1970 jene Etappe in der Vorbereitung der MEGA beginnen, in der bei der Erarbeitung und internationalen Diskussion des Probebandes und der beginnenden Vorbereitung der ersten MEGA-Bände für die wichtigsten konzeptionellen Fragen Lösungen gefunden wurden, die dem damaligen Stand historisch-kritischer Edition entsprachen. Wie die Praxis gezeigt hat, blieb eine historisch-kritische Edition an den Parteiinstituten ambivalent.
Die **Diskussion** machte deutlich, daß es auch im Interesse der unter veränderten Rahmenbedingungen (als Langzeitedition an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften) fortgeführten MEGA liegt, ihre Genesis aufzuarbeiten, auch wenn es nicht dem vermeintlichen „Zeitgeist" entspricht.

MEGA-Bände nach der Wende

1993 erschienen nach einer gewissen Unterbrechung, für manche vielleicht überraschend, zwei MEGA-Bände, die überwiegend noch vor der Wende erarbeitet und danach druckfertig gemacht wurden. Es handelt sich um die Bände I/20 („Werke/Artikel/Entwürfe

von September 1864 bis September 1867") und II/4.2 („Ökonomische Manuskripte 1863 bis 1867, Teil 2: Drittes Buch: Die Gestaltungen des Gesamtprozesses"). Allein schon von der Enstehungskonstellation her erschien es reizvoll, sie zum Gegenstand eines Kolloquiums mit den beteiligten Bearbeitern zu machen. Dabei ging es nicht primär um editorische Probleme. Im Mittelpunkt standen zentrale theoretische Fragen dieser Bände, die zudem eine Reihe von Berührungspunkten aufweisen. Wenn auch von der „östlichen" Marx-Engels-Forschung nicht genügend problematisiert, so befindet sich zwischen dem Marx des „Kapitals" und dem der Ersten Internationale keine chinesische Mauer. Darüber hinaus schien es auch geboten, bisherige Interpretationsmuster einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Das wurde in den Referaten, aber auch in der Diskussion reflektiert. Zentrale Themen des Kolloquiums waren Marx' politisches Wirken in den ersten Jahren der Internationalen Arbeiter-Assoziation (IAA) und der erstmals veröffentlichte Rohentwurf des 3. Buches des „Kapitals" aus den Jahren 1864/1865.

Rolf Dlubek (Berlin) ging in seinem Beitrag davon aus, daß die Dokumente des Bandes I/20 die bisher umfassendste Quellenbasis für die Selbstverständigung über Marx' Rolle im Konstituierungsprozeß der IAA darstellen. Im ersten Teil wandte er sich dem „Geheimnis" des erfolgreichen politischen Wirkens von Marx in der IAA zu. Dieses sah er in Marx' Kapitalismusanalyse und dessen Fähigkeit, als Einiger der verschiedenen Strömungen der Arbeiterbewegung zu wirken. Letzteres wurde anschaulich anhand seines konsensfähigen Agierens im Zentralrat der IAA gezeigt. Im übrigen teilte Dlubek die Auffassung Wolfgang Schieders (siehe ders., „Karl Marx als Politiker", München und Zürich 1991), daß Marx zu Lebzeiten stärker als Politiker denn als Theoretiker gewirkt habe. Er wandte sich aber dagegen, Marx die später von Kautsky, Plechanow und Lenin vertretene Auffassung zu unterstellen, „daß sozialistisches Bewußtsein von außen in die Arbeiterbewegung getragen werden müsse".

Ausführlich ging Dlubek dem Beziehungsgeflecht zwischen den bei der Arbeit am „Kapital" gewonnenen theoretischen Einsichten und ihrem Wirksamwerden in Marx' politischer Tätigkeit in der IAA nach. So hob er hervor, daß die aus der Arbeit am „Kapital" gewonnenen Kenntnisse in erheblichem Umfang in die „Inauguraladresse" und andere zentrale Dokumente der IAA eingeflossen sind, was maßgeblich zu ihrer Akzeptanz und Wirksamkeit beigetragen hat. Das wird im Apparat des Bandes I/20 umfassend nachgewiesen. In diesem Kontext anlysierte er Marx' Beitrag zur Schaffung eines sozialökonomischen Minimalprogramms der IAA und verwies auf die beachtliche Rolle, die dessen Vortrag „Value, price and profit" in diesem Prozeß gespielt hat. Letzterer hätte das Interesse an seinen theoretischen Auffassungen genährt.

In einem weiteren Schwerpunkt wurde Marx' Rolle in der IAA im Kampf um die Emanzipation der Arbeiterklasse thematisiert. Die Texte des Bandes I/20 verdeutlichen besonders den Charakter der Marxschen Lehre als Emanzipationstheorie. Eine differenzierte Sicht ist jedoch nötig. Dlubek räumte ein, daß bei Marx überhöhte Erwartungen an die Arbeiterklasse festzustellen seien. Hier und an anderen Stellen war das Bemühen spürbar, „mancherlei Verzeichnungen" der Marx-Engels-Forscher, die sich zum Marxismus-Leninismus bekannten, kritisch zu reflektieren, „frühere Einschätzungen zu überdenken". Das betraf z. B. auch die Grenzen des Marxschen Demokratieverständnisses.

Abschließend beleuchtete Dlubek die mit dem Band vorliegende, bisher umfassendste Dokumentation von Marx' Rolle bei der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung des Genfer Kongresses.

Die **Diskussion** (z. B. Walter SCHMIDT / Berlin, Manfred SCHÖNCKE / Uetersen) konzentrierte sich auf Probleme des „historischen Berufs des Proletariats", des Marxschen Parteiverständnisses und Marx' Bedeutung als Politiker Anfang der 70er Jahre.

Manfred Müller (Berlin) hob eingangs seines Kommentars zum Band II/4.2 hervor, daß fast hundert Jahre nach Erscheinen des 3. Bandes des „Kapitals" nunmehr das von interessierten Forschern lang erwartete Marxsche Originalmanuskript des 3. Buches zugänglich ist, aus dem Engels zusammen mit anderen Manuskripten den 3. Band kompilierte. (Inzwischen legten Joachim Bischoff, Axel Otto u. a.: „Ausbeutung. Selbstverrätselung. Regulation. Der 3. Band des ‚Kapital'", Hamburg 1993, einen Kommentar zum Manuskript vor.) Im ersten Teil seines Beitrages ging er auf die Entstehungsgeschichte des Manuskripts ein und thematisierte den inneren Zusammenhang der drei „Kapital"-Bände. Im Zeitraum von 1863–1865 hat Marx den dritten Entwurf aller drei Bücher des „Kapitals" niedergeschrieben. Der überlieferte Teil des 1. und der Entwurf des 2. Buches sind im MEGA-Band II/4.1 veröffentlicht. Das 3. Buch, „Die Gestaltungen des Gesammtprocesses", bildete den abschließenden Teil des dritten Entwurfs. Alle drei Bücher betrachtete Marx als theoretisches Ganzes und beabsichtigte, sie zusammen zu veröffentlichen. Im Unterschied zum 1. Buch, das er noch druckfertig machen konnte, verblieb das 3. allerdings in der Rohform. Aufmerksamkeit verdiene nach Müller die Tatsache, daß Marx unmittelbar nach Fertigstellung des Entwurfs des 1. Buches zur Niederschrift des 3. Buches überging, was zweifellos in forschungsmethodischen Intentionen von Marx begründet lag, z. B. in der Entschlüsselung des Zusammenhangs von Wesen und Erscheinung, von Wertgesetz und Oberfläche. In diesem Punkt besteht zweifellos noch Interpretationsbedarf.

Einen zweiten Schwerpunkt des Beitrages bildeten Fragen des Ausarbeitungsstandes und der Struktur des Manuskripts. Es wurde gezeigt, daß die zwischen 1857 und 1865 entstandenen Entwürfe des 3. „Kapital"-Buches einen komplizierten Forschungsprozeß widerspiegeln, in dessen Verlauf der ursprüngliche 6-Bücher-Plan (siehe MEGA II/2, S. 99) erheblich modifiziert wurde. Ein Vergleich des Inhalts und der Struktur des Manuskripts mit dem erst Ende 1862 entstandenen Aufbauplan für das 3. Buch (MEGA II/3.5, S. 1861) zeige einen beträchtlichen Umbau dieses Planes. Obgleich Substanz und innere Logik des 3. Buches für Marx 1864/65 festzustehen schienen, weist das Manuskript – wie Müller zeigte – alle Merkmale eines Rohentwurfs auf, die Engels im Vorwort des 3. Bandes im wesentlichen treffend beschrieben hat. Trotz der bemerkenswerten Forschungsleistung von Marx stand ihm noch ein erhebliches Stück Arbeit an Analyse und Darstellung bevor. Durch einen Vergleich mit der Druckfassung von 1894 können nunmehr die von Engels vorgenommenen Veränderungen an Marx' Manuskript analysiert und seine Herausgeberleistung differenziert gewertet werden.

Im abschließenden Teil der Ausführungen stand die Frage nach den Ursachen für die Nichtveröffentlichung des 3. Buches durch Marx, das ein Torso geblieben ist, im Mittelpunkt. Es wurde deutlich, daß eine monokausale Erklärung nicht ausreicht. Neben weiterführenden Forschungen über die Agrarverhältnisse in Rußland und Amerika mag

das Eintreten neuer Erscheinungen im Wirtschaftsleben, ohne deren Analyse Marx das 2. und 3. Buch nicht veröffentlichen wollte, auch *eine* Ursache gewesen sein.
Das nochmalige Aufgreifen dieser Frage in der **Diskussion** (z. B. Dlubek/Berlin) machte deutlich, daß hier weiterer Klärungsbedarf besteht. Damit im Zusammenhang stand die Erörterung (Christoph LIEBER / Hamburg, Carl-Erich VOLLGRAF / Berlin, Jürgen JUNGNICKEL / Berlin) des fatalen Einflusses, den das Nichterscheinen des 3. Buches zu Lebzeiten von Marx auf die Rezeption seiner ökonomischen Theorie in der Arbeiterbewegung gehabt hat. Sie wurde vornehmlich als Ausbeutungslehre rezipiert. Probleme der Steuerungs- und Regulierungsmechanismen sowie der Mystifikation gesellschaftlicher Verhältnisse blieben unterbelichtet. Das Stehenbleiben bei den abstrakt allgemeinen Grundlagen führt dazu, sie in lebensfremde Dogmen zu verwandeln. An Beispielen aus der jüngsten Vergangenheit mangelt es nicht.
Andiskutiert wurden Probleme der Engelsschen Bearbeitung des Marxschen Manuskripts (Vollgraf/Berlin, Jungnickel/Berlin). Diesbezüglich wird der in Arbeit befindliche MEGA-Band II/15, der die nach 1867 entstandenen Manuskripte von Marx zum 3. Buch und die Redaktionsmaterialien von Engels zum 3. Band des „Kapitals" enthält, weitere Aufschlüsse vermitteln. Die Druckfassung des 3. Bandes wird im MEGA-Band II/16 veröffentlicht.

Marx auf Abwegen? Die Rolle der Naturwissenschaften im Werk von Marx und Engels

Dieses Kolloquium hatte die Rolle der Naturwissenschaften im Schaffen von Marx und Engels zum Gegenstand. Daß bei Marx seit den vierziger Jahren das Studium der Naturwissenschaften einen breiten Raum einnimmt, bedarf keines langen Beweises. Dennoch findet diese bis in die letzten Jahre in der Marx-Engels-Forschung weitgehend ausgeblendete Thematik erst in jüngerer Zeit wieder stärkeres Interesse. Dies mag mehrere Gründe haben, hängt aber offensichtlich auch damit zusammen, daß durch die MEGA-Forschung und -Edition – bedingt durch die Bearbeitung entsprechender Exzerpt-Bände – die naturwissenschaftlichen Studien von Marx aus ihrem Schattendasein heraustraten. (Siehe Anneliese Griese und Gerd Pawelzig, „Karl Marx, Friedrich Engels und die ‚widersinnige und widernatürliche Vorstellung' von einem Gegensatz zwischen Mensch und Natur", in: „Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge", Hamburg 1991.) Nach bisherigen Vorstellungen werden 10 Bände der vierten Abteilung der MEGA naturwissenschaftliche Texte von Marx enthalten, drei davon werden ihnen vorwiegend oder ausschließlich gewidmet sein. Einer dieser Bände mit bisher unveröffentlichten Exzerpten zur organischen und anorganischen Chemie sowie zur Elektrizität und ihrer technischen Nutzung, der Band IV/39, wird gegenwärtig an der Humboldt-Universität bearbeitet. Das war der unmittelbare Anlaß, sich obigem Thema zu widmen, neue Forschungsergebnisse vorzustellen und zu diskutieren. Darüber hinaus bedürfen solche Fragen wie die nach der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Studien für Marx' theoretisches Schaffen insgesamt oder die nach der prägenden Wirkung der Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts für sein Werk, der weiteren Erhellung. Die beachtliche Teilnehmerzahl zeigte, daß die Veranstalter mit der Wahl des Themas richtig lagen.

Gerd PAWELZIG (Berlin) widmete sich in seinem Beitrag der Fragestellung: „Wie gut kann Weltanschauung ohne Naturanschauung sein?" Seine kurze und bündige Antwort, in den nachfolgenden Ausführungen begründet, lautete: „miserabel". Kritisch wurde vermerkt, daß in der DDR Weltanschauung auf Gesellschaftsanschauung und diese wiederum auf DDR-Anschauung reduziert wurde. Weltanschauung charakterisierte Pawelzig als ein komplexes System von Anschauungen in der Einheit von Natur, Gesellschaft und Denken, das auch praktiziert werden müsse. In diesem Kontext widmete er sich ausführlicher dem Stellenwert, der dem Stoffwechselbegriff zukommt. Marx habe bereits seit den 50er Jahren den physiologischen Stoffwechselbegriff verallgemeinert, ihn nicht nur für biologisches, sondern auch für ökonomisches Leben produktiv gemacht. Anregungen dafür habe er wahrscheinlich durch Robert Daniels erhalten, der ihm 1851 sein Manuskript „Mikrokosmos. Entwurf einer physiologischen Anthropologie" zugesandt hatte. Seit den „Grundrissen" erfolgte eine differenzierte Verwendung dieses Begriffs. Daraus sei bereits ersichtlich, daß der Stoffwechselbegriff in der ökonomischen Theorie „ein wirklicher Begriff und keine der Veranschaulichung dienende Metapher wird". Dies wurde detailliert begründet. Pawelzigs Schlußfolgerung lautete, daß es in terminologischen Fragen bei Marx keine Diskrepanz zwischen Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften gibt.

Anneliese GRIESE (Berlin) widmete sich in ihrem Beitrag der Fragestellung: „Ist das Wissenschaftsverständnis des vorigen Jahrhunderts eine Schranke für die theoretischen Anschauungen von Marx?" Sie ging davon aus, daß Marx' Leistungen am Stand der zeitgenössischen Wissenschaften gemessen werden müssen. Er wirkte in einer Zeit des Ausbaus und der Vollendung der klassischen Naturwissenschaften. Vorherrschend war das Newtonsche Modell der Wissenschaften, von dem sich z. B. Hermann von Helmholtz in seinen Arbeiten zum Energiesatz ab 1847 leiten ließ. Zugleich gab es neue Trends, die über diesen Rahmen hinausführten. Ausdruck dessen sei die mechanische Wärmetheorie in ihrer über Helmholtz hinausgehenden Gestalt. Mit dem Entropiesatz und seiner statistischen Interpretation werde ein neues Verhältnis von Reversibilität und Irreversibilität im Naturgeschehen, ein neuer Typ physikalischer Gesetzlichkeit begründet. Damit stelle sich die Frage, inwiefern Marx die Wandlungen im Wissenschaftsverständnis des 19. Jahrhunderts wahrgenommen hat. Zunächst sei zu konstatieren, daß sich Marx bei seinen naturwissenschaftlichen Studien im Rahmen der klassischen Naturwissenschaft bewegte. Er orientierte sich damit auf die zu jener Zeit moderne Wissenschaft, und dies zeige sich besonders eindrucksvoll in seinen Studien zur chemischen Molekulartheorie und zum Periodensystem der chemischen Elemente. Darüber hinaus habe Marx auch – wenigstens partiell – Entwicklungen zur Kenntnis genommen, die über den klassischen Rahmen hinausführen. Bisher kaum beachtet wurde seine Beschäftigung z. B. mit Ernst Mach.

Die dem Beitrag vorangestellte Frage könne man wohl mit „Ja" beantworten. Produktiver sei es aber, zu untersuchen, ob und inwiefern Marx die durch die zeitgenössischen Naturwissenschaften gegebenen Möglichkeiten wirklich ausgeschöpft hat. Zu diesem Zweck seien weitere Forschungen notwendig. Aber schon jetzt könne man sagen, daß Marx seine späten naturwissenschaftlichen Studien nur noch partiell verarbeitet hat und sein Werk insofern unvollendet bleibt. – Hypothetisch müsse die Antwort auf die Frage

nach dem wissenschaftlichen Anliegen der späten naturwissenschaftlichen Studien bleiben. Es kann vermutet werden, daß Marx „nach 1870 weitergehende wissenschaftliche Pläne ersann und daß sich gerade in dieser Zeit unter dem Eindruck grundlegender Veränderungen auf allen Wissenschaftsgebieten das kritische Verhältnis zum eigenen Werk stärker ausprägte". Möglicherweise war er auch zu der Überzeugung gelangt, daß die Weiterführung seines Werkes einen neuen theoretischen Ansatz verlangte.

Die **Diskussion** zu den beiden Referaten konzentrierte sich u.a. auf folgende Fragen: die Dimensionen des Marxschen Stoffwechselbegriffs (Reinhard MOCEK / Berlin, BURDACH / Berlin, Jungnickel), die Rolle der naturwissenschaftlichen Exzerpte von Marx (SCHMIDT / Berlin), die Widerspiegelung der späten naturwissenschaftlichen Studien in den verschiedenen „Kapital"-Ausgaben (Vollgraf).

In einem zweiten Komplex beschäftigte sich Reinhard Mocek unter dem Thema „Ideologiegeschichte einer Anmaßung" mit Aspekten des Verhältnisses von Marx und Roland Daniels. Im Mittelpunkt standen die gesellschaftstheoretischen Konsequenzen der These von Daniels aus dem „Mikrokosmos": „Nur die Naturwissenschaften können die Welt befreien." Dies bedeute, die gesellschaftliche und die biologische Lebenswelt unter die Naturwissenschaft zu bringen. Marx habe eine naturphilosophische Betrachtung des Menschen abgelehnt. Als Konsequenz der in Daniels' These zum Ausdruck kommenden Anschauung verwies Mocek auf die im 19. Jahrhundert biologisch begründete Emanzipationstheorie, die u. a. mit den Namen Messmer und Gall verbunden ist. Da damit im Zusammenhang stehend, müsse auch der Frage nachgegangen werden, wie es zur eugenischen Interpretation des Marxismus (z. B. durch den Österreicher Kammerer) kam.

In der **Diskussion** reflektierten mehrere Teilnehmer (Diethard BEHRENS / Frankfurt a. M., GRIESE, Uwe DE LA MOTTE / Berlin) verschiedene Aspekte des von Daniels verwendeten Begriffs „Proletarische Wissenschaft". Weitere Schwerpunkte bildeten die Veröffentlichung des Manuskripts von Daniels (Martin HUNDT / Berlin) und die Rolle der Naturwissenschaften in der Arbeiterbewegung (Dlubek).

Annette VOGT (Berlin) stellte in ihrem Vortrag den ersten Herausgeber der mathematischen Manuskripte von Marx, Emil Julius Gumbel (1891–1966), vor. Sie skizzierte die Lebensstationen dieses deutschen Mathematikers, schilderte, wie er auf eigenen Wunsch 1925 an das Marx-Engels-Lenin-Institut nach Moskau kam, im Auftrag von Rjazanov die mathematischen Manuskripte für die MEGA bearbeitet hat und Artikel darüber verfaßte. Anhand von Dokumenten, die die Autorin 1990 in Moskau fand, steht eindeutig fest, daß ihm die Priorität bei der Herausgabe der Manuskripte gebührt.

Der Name Gumbel ist verbunden mit dem tragischen Schicksal der MEGA. Mit ihrem endgültigen „Aus" 1936 konnte auch seine Arbeit nicht mehr erscheinen. Den Ruhm der Erstentdeckung und -veröffentlichung haben andere auf sich gezogen. In der 1968 in Moskau erschienenen Erstausgabe der mathematischen Manuskripte wurde Gumbel mit keinem Wort erwähnt. Vogt äußerte die Vermutung, daß die Sorge, Marx' mathematische Arbeiten könnten dem Mythos vom Genie nicht gerecht werden, die Drucklegung erst verzögert und dann mehrere Jahrzehnte verhindert hat. Gegenstand der **Diskussion** war u. a. das Schicksal der Arbeiten von Gumbel über die mathematischen Manuskripte und seine Biographie (Günther RUDOLPH / Berlin).

Die für alle Veranstaltungen zu verzeichnende rege Diskussion führte diesmal dazu, daß aus Zeitgründen die ursprünglich vorgesehene Behandlung des Themenkreises „Naturwissenschaftliche Studien und Kritik der politischen Ökonomie", zu der mehrere Beiträge vorlagen, nicht mehr stattfinden konnte. Sie soll Gegenstand des nächsten Kolloquiums sein. Für dieses Jahr wird u. a. eine Konferenz zum 100jährigen Erscheinen des von Engels herausgegebenen 3. Bandes des „Kapitals" vorbereitet. Mit derartigen Aktivitäten möchte der Verein auch in Zukunft die MEGA-Edition begleiten.

Politische Zäsuren und gesellschaftliche Modernisierung im 20. Jahrhundert in regionaler und vergleichender Perspektive

Ein Tagungsbericht

Von Arnd Bauerkämper

Die regionalhistorische Forschung zum sozialgeschichtlichen Wandel in Deutschland im 20. Jahrhundert ist seit den achtziger Jahren deutlich verstärkt worden. Auch das 1991 vom Westfälischen Institut für Regionalgeschichte (WIR) in Münster eingerichtete Forschungsprojekt „Gesellschaft in Westfalen. Kontinuität und Wandel 1930–1960" zielt auf eine Verknüpfung von Sozial- und Regionalgeschichte ab. Außer einzelnen sozialen Gruppen und Schichten sollen der Wandel von Mentalitäten und Milieus, gesellschaftliche Problemfelder wie Wohnen und Verkehr sowie die Entwicklung des politischen Systems und der Verwaltungsinstitutionen untersucht werden. In der Konzeption des Forschungsvorhabens, das von Mitarbeitern des WIR und von diesem Institut geförderten Doktoranden durchgeführt wird, ist die geschlechtsspezifische Differenzierung ebenso vorgesehen wie die Analyse der Wirkungsmacht politischer Eingriffe auf den sozialgeschichtlichen Wandel.[1]

Vom 24. bis zum 26. Februar 1994 fand in Münster eine vom WIR veranstaltete Tagung statt, auf der in insgesamt 27 Beiträgen das Verhältnis von politischen Zäsuren und

1 Matthias Frese u. a., Gesellschaft in Westfalen. Kontinuität und Wandel 1930–1960. Ein Forschungsprojekt des Westfälischen Instituts für Regionalgeschichte, in: Westfälische Forschungen, Jg. 41 (1991), S. 444–467. Zum Forschungsstand allgemein: Axel Schildt, Nachkriegszeit. Möglichkeiten und Probleme einer Periodisierung der westdeutschen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und ihrer Einordnung in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: GWU, Jg. 44 (1993), S. 567–584; Paul Erker, Zeitgeschichte als Sozialgeschichte. Forschungsstand und Forschungsdefizite, in: GG, Jg. 19 (1993), S. 202–238; Anselm Doering-Manteuffel, Deutsche Zeitgeschichte nach 1945. Entwicklung und Problemlagen der historischen Forschung zur Nachkriegszeit, in: VfZ, Jg. 41 (1993), S. 1–29; Hans Günter Hockerts, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29/30 vom 16. 7. 1993, S. 3–19.

gesellschaftlicher Modernisierung in regionaler Perspektive und im interregionalen Vergleich untersucht wurden. Die einzelnen Studien wurden nicht in Referaten ausführlich präsentiert, sondern von Kommentatoren zusammenfassend vorgestellt, so daß die übergreifende Fragestellung des Tagungsthemas deutlich hervortrat. In seiner Einführung erläuterte der Leiter des WIR, Karl TEPPE (Münster), die Konzeption des Forschungsprojekts, vor allem seine Bezüge zur neueren sozialgeschichtlichen Forschung über die deutsche Geschichte von 1930 bis 1960. Michael PRINZ (WIR, Münster) stellte als Ziele der Tagung heraus, politikgeschichtliche Zäsuren für die sozialhistorische Forschung zu prüfen und Wege zu einer „Zeitgeschichte in der Sozialgeschichte" zu eröffnen.[2]

In der ersten Sektion der Tagung wurde in vier Beiträgen die „Modernisierung industrieller Beziehungen und betrieblicher Sozialpolitik" untersucht (Leitung: Bernd WEISBROD, Göttingen; Kommentar: Patrick FRIDENSON, Paris). Helmuth TRISCHLER (München) verdeutlichte den Einfluß des Produktionsprozesses auf die betrieblichen Sozialbeziehungen im Bergbau. Da erst die Vollmechanisierung in den sechziger Jahren die Bedingungen bergbaulicher Arbeit grundlegend verändert habe, sei die ausgeprägte Hierarchie von Betriebsleitung, Aufsichtspersonal und Bergarbeitern konserviert worden. Besonders die rigide Disziplinierung der Bergarbeiter durch die Steiger habe die Arbeit unter Tage bis zu den sechziger Jahren belastet („Grubenmilitarismus"). Der sozioökonomische Gegensatz sei nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nur für wenige Jahre entschärft und durch das vor allem vom „Deutschen Institut für technische Arbeitsschulung" entwickelte Werkgemeinschaftskonzept lediglich verdeckt worden. Die „Deutsche Arbeitsfront" habe zwar programmatisch einen neuen Führungsstil in der Bergbauindustrie angestrebt, aber die weitgehende Autonomie der Betriebsleitungen nicht erschüttern können. In den späten vierziger Jahren habe sich die traditionelle innerbetriebliche Hierarchie restabilisiert. Erst in den späten fünfziger Jahren hätten die hohe Fluktuation unter den unzufriedenen Neubergleuten und die sich abzeichnende Mechanisierung der Produktion eine Aufnahme des amerikanischen Human-Relations-Konzepts erzwungen, das in Deutschland allerdings zunächst noch in einem engen Bezug zur traditionellen Gemeinschaftsidee diskutiert worden sei. Seit den sechziger Jahren hätten sich im westdeutschen Bergbau schrittweise kooperative Arbeitsbeziehungen durchgesetzt.

Matthias FRESE (Münster) zeichnete am Beispiel der Städte Bielefeld, Mannheim und Heidelberg den Wandel der Beschäftigtenstruktur in den kommunalen Verwaltungen von 1920 bis 1960 nach. Der in den zwanziger Jahren einsetzende Rückgang des Beamtenanteils in den kommunalen Betrieben und die Angleichung der Arbeitsbedingungen von Beamten, Angestellten und Arbeitern seien durch die rapide Zunahme der Beschäftigtenzahlen in den späten fünfziger Jahren beschleunigt worden. Die nationalsozialistische Herrschaft habe eine tiefe Zäsur gebildet, denn die Beschäftigungspolitik in den kommunalen Verwaltungen sei durch die rassistische Ideologie geprägt gewesen. Auch der Einsatz ausländischer Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg hebe die NS-Zeit von der langfristigen Entwicklung der Beschäftigtenstruktur ab.

2 Weiterführend hierzu: Michael Prinz, Demokratische Stabilisierung, Problemlagen von Modernisierung im Selbstbezug und historische Kontinuität – Leitbegriffe einer Zeitsozialgeschichte, in: Westfälische Forschungen, Jg. 43 (1993), S. 655–675.

Thomas WELSKOPP (Berlin) wandte sich gegen Modernisierungstheorien und trat für die Herausarbeitung der Ambivalenz und Wechselwirkung von Kontinuitäten und Brüchen sowie für eine Akzentuierung unterschiedlicher Rhythmen des sozialhistorischen Wandels ein. In der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie hätten die Einführung einer von Elektromotoren betriebenen vollmechanisierten Fertigungstechnik, der Übergang zur „dezentralisiert-integrativen Fließfertigung" und die damit einhergehende enge Verzahnung der individuellen Arbeitsprozesse seit dem frühen 20. Jahrhundert ein neues System von Sozialbeziehungen konstituiert. Dieses „Crew"-System stellte betriebsbezogene, im Arbeitsprozeß verwurzelte und von den Gewerkschaften unabhängige Handlungsparameter bereit und ermöglichte eine spontane Mobilisierung der Beschäftigten, so daß es gegenüber dem institutionellen und politischen Wandel – z. B. durch die Betriebs- und Sozialpolitik des NS-Regimes – weitgehend immun war. Das „Crew"-System erschwerte aber eine dauerhafte und koordinierte Interessenvertretung, obwohl es mit dem Ziel der Mitbestimmung und einer industriegewerkschaftlichen Organisationsstruktur durchaus vereinbar gewesen sei.[3]

Heidrun HOMBURG (Basel) interpretierte die betriebliche Rationalisierung in der Berliner Elektroindustrie in den zwanziger Jahren als Versuch der Unternehmer, ihre Autonomie gegenüber den Forderungen des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes und der zwischenbetrieblichen Konkurrenz um Facharbeitskräfte zu bewahren. Da in den Betrieben aber strukturelle Barrieren die Rationalisierung nach amerikanischem Vorbild – vor allem der Taylorismus wurde als technokratische Utopie propagiert – bremsten, trat das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit schon in den späten zwanziger Jahren für eine „Rationalisierung des Menschen", eine strenge „Berufsauslese" und die Intensivierung der „Gemeinschaftsarbeit" ein. Die offenkundige Diskrepanz zwischen Rationalisierungsanspruch und -realität habe – so Homburgs These – die Option der Elektrounternehmer für ein autoritäres Regime in den frühen dreißiger Jahren begünstigt. Demgegenüber habe die in den sechziger Jahren verbreitete technokratische Vision einer „formierten Gesellschaft" die politische Stabilität der Bundesrepublik nicht gefährden können, da sie das pluralistische Gesellschaftsbild der Unternehmer nicht beeinträchtigt habe.

In der zweiten Tagungssektion stand die „Modernisierung von Zukunftsvorstellungen", vor allem in der Stadtplanung und Wirtschaftspolitik, im Mittelpunkt (Leitung: Lutz NIETHAMMER, Jena; Kommentar: Adelheid VON SALDERN, Hannover). Hans H. HANKE (Münster) hob am Beispiel Bochums den Gegensatz von Kontinuität in der Stadtplanung und Brüchen in der Stadtentwicklung hervor, die das Ergebnis eines „Lernprozesses mit Irrwegen und Lösungen" bilde. Dirk SCHUBERT (Hamburg) verdeutlichte die Kontinuität eines städtebaulichen Leitbildes in Hamburg, das den Neubau als Modernisierungsziel und den Abriß als sozialpolitische Sanierungsmaßnahme definierte.

Werner BÜHRER (München) stellte die Nachkriegsplanungen von Industrie und Handwerk zur Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Deutschland vor. Im Rahmen der Notstandsplanung von 1943 bis 1945 hätten Industrielle im Gegensatz zu den Vertretern

3 Ausführlich hierzu: Thomas Welskopp, Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Bonn 1994.

des Handwerks eine uneingeschränkte Unternehmerinitiative und weitreichende Deregulierung gefordert. Unter dem Anpassungsdruck der alliierten Besatzungsherrschaft sei von 1945 bis 1947 die Bereitschaft der Unternehmer zur Sozialpartnerschaft gewachsen, um die wirtschaftliche Existenz sichern zu können. Mit der Einbeziehung der Westzonen in den Marshallplan habe sich die zeitliche und räumliche Planungsperspektive in Industrie und Handwerk erweitert. Das von Ludwig Erhard vertretene deutsche Konzept einer Kapitalistischen Wirtschaftsordnung habe – so hob Bührer hervor – in den frühen fünfziger Jahren zunehmend das amerikanische Modell verdrängt.

Günther SCHULZ (Köln) zeichnete die institutionelle und personelle Kontinuität im sozialen Wohnungsbau und in der Kleinsiedlung von der Weimarer Republik bis zur Bundesrepublik nach. Da die Ziele der Sozialpolitik aber deutlich divergierten, könne der Modernisierungsbegriff nicht als inhaltliche, sondern allenfalls als formale Kategorie verwendet werden. José HARRIS (Oxford) vertrat die Auffassung, daß der Zweite Weltkrieg die gesellschaftliche und ökonomische Modernisierung in Großbritannien überwiegend hemmte, indem er z. B. das überkommene politische System mit der einflußreichen Machtposition der Monarchie stärkte und die traditionelle Dominanz der Schwerindustrie konservierte.

Im Kommentar und in der Diskussion wurde besonders das Janusgesicht der Moderne betont und die Herausarbeitung des zeitgenössischen Kontextes von Modernisierungsvorstellungen gefordert. Auch seien die Ziele und Zwecke von Modernisierungskonzepten herauszustellen, um eine Verharmlosung der nationalsozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik zu vermeiden. Darüber hinaus wurde angeregt, den Modernisierungsprozeß auf die Ausdifferenzierung als soziale Selbstorganisation, die sich planerischen Zugriffen entziehe, einzugrenzen.

In der dritten Sektion der Konferenz wurden Studien über die „ländliche Gesellschaft im Wandel" vorgestellt (Leitung: Ulrich KLUGE, Dresden; Kommentar: Josef MOOSER, Basel). Peter EXNER (Münster) wies am Beispiel von zwei westfälischen Landgemeinden eine ausgeprägte Beharrungskraft der traditionellen dörflich-agrarischen Mentalität von 1930 bis 1960 nach, die weder durch die NS-Herrschaft noch durch die Ansiedlung von Flüchtlingen nachhaltig verändert worden sei. Der wirtschaftliche Strukturwandel, der sich in den fünfziger Jahren beschleunigte, habe aber zu einer wachsenden Landflucht und regionalen Mobilität geführt. Paul ERKER (Berlin) hob die Anpassungselastizität der bayerischen Landwirtschaft gegenüber dem Imperativ der industriewirtschaftlichen Modernisierung hervor. Dennoch habe erst die europäische Preis- und Mengenreglementierung die Produktivitäts- und Rentabilitätsorientierung in der Agrarwirtschaft entscheidend gestärkt. Die Innovationsfähigkeit der Landwirtschaft habe jedoch den Strukturwandel nicht aufhalten können. Die regionale Industrialisierung in Bayern habe aber eine Fortführung der ländlichen Lebensweise in den Dörfern ermöglicht. Arnd BAUERKÄMPER (Potsdam) legte am Beispiel der Bodenreform in Mecklenburg-Vorpommern dar, daß die Enteignung der Gutsbesitzer und die Einrichtung von Kleinbauernbetrieben zwar einen Gegensatz zu den traditionellen Modernisierungszielen einer Rationalisierung und Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion gebildet, aber nicht nur den Herrschaftsambitionen der KPD, sondern auch den gesamtwirtschaftlichen und -gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der unmittelbaren Nachkriegszeit

entsprochen hätten. Die Notlage, die sich aus dem Flüchtlingszustrom, dem Mangel an Betriebsmitteln sowie der Zerstörung der Industriewirtschaft und Städte ergab, habe die agrarwirtschaftlichen Modernisierungsparameter grundlegend verschoben. Der Modernisierungsbegriff sei daher in den jeweiligen Handlungskontext einzuordnen.

Die Spannbreite des von Natur-, Heimat- und Landschaftsschutzbewegungen ausgehenden Widerstands gegen die Modernisierung trat in der vierten Tagungssektion hervor (Leitung: Wolfgang KASCHUBA, Berlin; Kommentar: Axel SCHILDT, Hamburg). Susanne FALK (Lennestadt) stellte am Beispiel des Sauerländischen Gebirgsvereins die Beharrungskraft der bürgerlichen Zivilisationskritik heraus. Die Vereinszeitschrift habe sich trotz der vor allem in den zwanziger und dreißiger Jahren deutlichen Integration der deutschvölkischen Ideologie der Instrumentalisierung durch nationalsozialistische Organisationen entzogen. In den sechziger Jahren habe sich schließlich ein modernes Heimatverständnis durchgesetzt, das die Erhaltung des menschlichen Lebensraums in den Mittelpunkt der Vereinsaktivität rückte. Auch Willi OBERKROME (Lage), der die Organisationsgeschichte, Programmatik und Mitgliederentwicklung des Lippischen Heimatbundes in vergleichender Perspektive zu Thüringen nachzeichnete, hob die Restitution der Verbandsstrukturen und die Persistenz der traditionellen Heimatideologie in den fünfziger Jahren hervor. Erst in den sechziger Jahren habe der Heimatbund die neuen Herausforderungen aufgegriffen. Dietmar KLENKE (Münster) betonte die politisch-ideologische Dimension des Autobahnbaus von den dreißiger bis zu den siebziger Jahren. Das Ziel einer „organischen" Integration der Autobahnen in die Landschaft sei bis zu den fünfziger Jahren als deutscher „Mittelweg" zwischen dem kapitalistischen Westen und dem bolschewistischen Osten propagiert worden. Karl DITT (Münster) stellte heraus, daß die Naturschutzbewegungen in den USA und in England über die kulturell-nationale Definition hinaus auch auf der Zugänglichkeit des Naturraums als Erholungsgebiet und der Nutzung für den Fremdenverkehr bestanden. In Deutschland sei die „zivilisationskritische Funktionalisierung des Naturschutzes" erst in den sechziger Jahren überwunden worden.

In den Beiträgen der fünften Konferenzsektion wurden Lokal- und Regionalstudien zum Verhältnis von Säkularisierung und Milieuwandel diskutiert (Leitung: Wilfried LOTH, Essen; Kommentar: Werner BLESSING, Bamberg). Antonius LIEDHEGENER (Münster) zeigte die Entfaltung eines dichten großstädtisch-katholischen Milieus in Bochum im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Nachdem die Bindungskraft des Milieus durch den Ersten Weltkrieg und die Revolution von 1918/19 geschwächt worden sei, habe sich die binnenkirchliche Struktur in den zwanziger Jahren erneut gefestigt. Die damit einhergehende Isolierung des katholischen Milieus habe aber seinen Zerfall nach 1945 begünstigt. Auch Frank NIENHAUS (Münster) hob am Beispiel des Westmünsterlands die zentrale Stellung der Kirche bei der Entwicklung des katholischen Milieus seit dem späten Kaiserreich hervor. Bereits seit den zwanziger Jahren hätten sich aber die internen Gegensätze verschärft, bevor das Milieu in den sechziger Jahren deutlich geschrumpft sei. Wilhelm DAMBERG (Münster) wies auf den Symbolcharakter der Bekenntnisschule in Westfalen – besonders in der NS-Zeit – hin. Hubert RINKLAKE (Elmenhorst) verdeutlichte die enge Verschränkung des katholischen Milieus mit der sozioökonomischen Struktur bei der Entnazifizierung im Emsland.

Ute SCHMIDT (Berlin) interpretierte die Gründung der CDU als überkonfessionelle Partei, nachdem die wirtschaftliche und gesellschaftliche Modernisierung die Milieubindung des Zentrums unterhöhlt habe. Paul LUYKX (Nimwegen) rekonstruierte die Festigung des katholischen Milieus als integralen Bestandteil der „Versäulung" in den Niederlanden seit der Jahrhundertwende. Die schon unter der deutschen Besatzungsherrschaft einsetzende Erosion des Katholizismus als Lebensweise habe sich in den sechziger Jahren deutlich beschleunigt. Die „Sozialdemokratisierung" des Ruhrgebiets seit dem späten 19. Jahrhundert wurde von Stefan GOCH (Gelsenkirchen) nachgewiesen. Das sozialdemokratische Milieu habe in der Weimarer Republik seine größte Bindungskraft erreicht, sei aber auch in der NS-Zeit relativ stabil geblieben und habe noch nach 1945 die regionale Politik nachhaltig beeinflußt.

In der abschließenden Sektion der Tagung wurden „Theorien und historiographische Deutungen" vorgestellt (Leitung: Klaus TENFELDE, Bielefeld; Kommentar: Hans-Peter SCHWARZ, Bonn). Werner ABELSHAUSER (Bielefeld) akzentuierte die endogenen Antriebskräfte der wirtschaftlichen Modernisierung in Deutschland seit dem Ersten Weltkrieg, indem er drei Rekonstruktionsphasen (1918–1923, 1933–1943 und 1948 bis etwa 1965) herausarbeitete. Als Vorzug der Rekonstruktionshypothese hob Abelshauser vor allem die enge analytische Integration der Kriegs- und Nachkriegszeit hervor. Michael PRINZ betonte – ausgehend von Ralf Dahrendorfs Modernisierungsthese –, daß der Nationalsozialismus traditionelle Strukturen und Milieus des Kaiserreichs abgebaut und der Modernisierung eine beträchtliche Schubkraft verliehen habe. Norbert FREI (München) relativierte den Stellenwert der Zäsuren von 1945 und 1949 für den gesellschaftlichen Wandel in Deutschland. Die Präsenz der Besatzungsmächte habe die Entwicklung der Bundesrepublik noch in den fünfziger Jahren ebenso geprägt wie der nachwirkende Nationalismus. Volker BERGHAHN (Providence) zeigte den Einfluß der USA als exogene Kraft in Westdeutschland auf. Außer dem direkten Zugriff der Vereinigten Staaten auf die deutsche Wirtschaft und ihrer bedeutenden Rolle bei der Demokratisierung sei vor allem das Ausmaß der „Amerikanisierung" von Kultur und Gesellschaft präzise zu bestimmen.

Die Modernisierungstheorie wurde nur in wenigen Referaten als umfassendes Paradigma der historischen Analyse zurückgewiesen, z. B. von Welskopp, z. T. auch von Schulz. Ein gleichwertiges Erklärungsmodell, das den Rückfall in eine historistische Perspektive vermeiden und die vergleichende Untersuchung des gesellschaftlichen Wandels ermöglichen könnte, zeichnete sich aber nicht ab. Die Diskussion verdeutlichte, daß Modernisierungsprozesse nur sektoral und regional differenziert analysiert werden können. Präzise Richtungskriterien sind jedoch unabdingbar, um gesellschaftliche Transformationen zu erfassen, die über die jeweils untersuchten Entwicklungen hinausreichen. Sozialhistorische Studien zur regionalen Zeitgeschichte müssen darüber hinaus die ambivalenten Wirkungen der Modernisierung explizit darstellen. Insgesamt bestätigte die Tagung die in der neueren Forschung zur Geschichte der Bundesrepublik hervorgehobene Bedeutung der sechziger Jahre als tiefgreifende sozialgeschichtliche Zäsur.[4] Wie die

4 Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hrsg. von Axel Schildt und Arnold Sywottek, Bonn 1993.

Konferenzbeiträge, die in einem Band der Reihe „Forschungen zur Regionalgeschichte" veröffentlicht werden sollen, und die Debatten andeuteten, wird das Forschungsvorhaben des WIR zum gesellschaftlichen Wandel in Westfalen von 1930 bis 1960 die Herausbildung einer Zeitsozialgeschichte nachhaltig fördern.

Liste der vorgelegten Referate

Sektion I: Die Modernisierung industrieller Beziehungen und betrieblicher Sozialpolitik

- Helmuth TRISCHLER (München): Das Ende des Grubenmilitarismus? Human Relations in der Bergbauindustrie seit der Weimarer Zeit.
- Matthias FRESE (Münster): Vom Kommunalbeamten zum kommunalen Arbeitnehmer. Der Wandel in der Beschäftigtenstruktur im öffentlichen Dienst 1920–1960.
- Thomas WELSKOPP (Berlin): Soziale Kontinuität im institutionellen Wandel. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von der Jahrhundertwende bis zu den 1960er Jahren.
- Heidrun HOMBURG (Basel): Rationalisierung und industrielle Beziehungen in der Zwischenkriegszeit: Überlegungen am Beispiel der Berliner Elektroindustrie und des Siemens-Konzerns.

Sektion II: Die Modernisierung von Zukunftsvorstellungen

- Hans H. HANKE (Münster): Kontinuität und Wandel stadtplanerischer Orientierungen im Ruhrgebiet: das Beispiel Bochum.
- Dirk SCHUBERT (Hamburg): Zur Kontinuität städtebaulicher Leitbilder von der Weimarer Republik zur Bundesrepublik.
- Werner BÜHRER (München): Die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft in den Nachkriegsplanungen und den Vorstellungen von Industrie und Handwerk.
- Günther SCHULZ (Köln): Die Diskussion über Grundlinien einer Nachkriegssozialpolitik: Moderne versus traditionelle gesellschaftliche Leitbilder.
- José HARRIS (Oxford): Planning and „Modernisation": Social Planning in Britain under the Impact of the Second World War.

Sektion III: Ländliche Gesellschaft im Wandel

- Peter EXNER (Münster): Zwischen Beharrung und Wandel. Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Westfalen 1930–1960. Dargestellt am Beispiel zweier westfälischer Landgemeinden.
- Paul ERKER (Berlin): Der lange Abschied vom Agrarland. Zur Sozialgeschichte der Bauern im Industrialisierungsprozeß 1920–1960 in Bayern.
- Arnd BAUERKÄMPER (Potsdam): Bodenreform und verzögerte Modernisierung. Die Entwicklung der Besitzstruktur und Produktionsbedingungen in der Landwirtschaft Mecklenburg-Vorpommerns 1945–1952.

Sektion IV: Widerstand gegen Modernisierung: Bürgerliche Zivilisationskritik und die Nachwirkung des Nationalsozialismus

- Susanne FALK (Lennestadt): „Eine Notwendigkeit, uns innerlich umzustellen, liege nicht vor". Kontinuität und Diskontinuität in der Auseinandersetzung des Säuerländischen Gebirgsvereins mit der modernen Industriegesellschaft 1918–1960.
- Willi OBERKROME (Lage): Zur Sozial- und Kulturgeschichte von Heimatbewegungen 1930–1960 (Lippe und Thüringen im Vergleich).
- Dietmar KLENKE (Münster): Autobahn und Naturschutz in Deutschland – Eine Liaison von Nationalpolitik, Landschaftspflege und Motorisierungsvision bis zur ökologischen Wende der siebziger Jahre.
- Karl DITT (Münster): Die Naturschutzbewegung in den USA, England und Deutschland (1860–1970).

Sektion V: Säkularisierung und sozialmoralische Milieus

- Antonius LIEDHEGENER (Münster): Katholisches Milieu in einer industriellen Umwelt am Beispiel Bochum.
- Frank NIENHAUS (Münster): Transformations- und Erosionsprozesse des katholischen Milieus in einer ländlich-textilindustrialisierten Region: Das Westmünsterland 1914–1968.
- Wilhelm DAMBERG (Münster): Die Säkularisierung des Schulwesens am Beispiel der Bekenntnisschule in Westfalen 1906–1968.
- Hubert RINKLAKE (Elmenhorst): Entnazifizierung in Niedersachsen und das Fallbeispiel katholisch-emsländischer Besonderheiten.
- Ute SCHMIDT (Berlin): Zentrum oder CDU – Zur Archäologie eines Parteienkonflikts.
- Paul LUYKX (Nimwegen): Katholizismus und Modernisierung in den Niederlanden: Kontinuitätslinien und Bruchzonen.
- Stefan GOCH (Gelsenkirchen): „Wie immer zu spät". Sozialdemokratische Vorfeldorganisationen im Ruhrgebiet zwischen Wirtschaftskrise und „Restauration".

Sektion VI: Theorien und historiographische Deutungen

- Werner ABELSHAUSER (Bielefeld): Die Konjunktur als Bedingungsrahmen und Erklärungsansatz der Wirtschafts- und Sozialgeschichte seit der Zwischenkriegszeit.
- Michael PRINZ (Münster): Sozialmoralische Milieus und „Gleichschaltung". Überlegungen zum Problem der Kontinuität anhand von Ralf Dahrendorfs „Gesellschaft und Demokratie".
- Norbert FREI (München): Die Besatzungsherrschaft als Zäsur?
- Volker BERGHAHN (Providence): Deutschland im „American Century", 1942–1992. Einige Argumente zur Amerikanisierungsfrage.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (100)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei den BearbeiterInnen erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf, oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen BearbeiterInnen übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2 Bearbeiter/in, Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. *(Leiter/in kursiv)*
3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des/der Betreuer(s)/in
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
13 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung
14 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof" ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 1. 9. 1994

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

—

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

—

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

0 94-041
1 Univ. Münster, Institut für Soziologie/Sozialpädagogik, Scharnhorststr. 121, D-10151 Münster
2 THIEN, Hans-Günter, Prof. Dr.; c/o Univ. Münster
4 Laufend
5 Beginn: 2/93, Abschluß: 9/94,
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Univ. Münster
9 Klassen und Kulturen. Theoretische und empirische Überlegungen zu Veränderungen von Klassenkulturen und Klassenhandeln
10 Nach 1945
11 BRD
13 Veröffentlichung geplant für Argument-Sonderband (= Reader zu Klassen), Herbst 1994
14 Ms., Münster 1994

D. Biographische Beiträge

0 94-042
1 Univ. Stuttgart, Historisches Institut, Keplerstr. 17, D-70174 Stuttgart
2 BENZ, Elisabeth; Kettelerweg 9/1, D-89537 Giengen; Tel. 07322/3143
3 Prof. Dr. Axel Kuhn
4 Laufend
5 Beginn: 12/93, Abschluß: 12/2000
6 Diss.
8 Bearb.
9 Fritz Rück – Partei- und Gewerkschaftssekretär, Journalist und Dichter. Eine Biographie
10 1895–1959
11 Stuttgart, Schweiz, Schweden
12 Darstellung und Analyse des gesamten politischen Lebens des Fritz Rück (einer der Hauptakteure der Novemberrevolution 1918 in Stuttgart; Chefredakteur bei der IG Druck und Papier; Bundesvorsitzender des Touristenvereins „Die Naturfreunde")
16 Ae in Deutschland, der Schweiz und Schweden; Zeitungen und Zeitschriften; Interviews

0 94-043
1 Univ. of Cambridge, Dept. of History and Philosophy of Science, Wellcome Unit for the History of Medicine, Free School Lane, Cambridge, CB2 3RH, England
2 HOPWOOD, Nick, Dr.; c/o Univ. of Cambridge
4 Laufend
5 Beginn: 3/93
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Bearb.
7 University of Cambridge
8 Wellcome Trust
9 Julius Schaxel und die Jenaer Urania
10 1880–1939
11 Deutschland, insbesondere Thüringen
12 Die Arbeit findet im Rahmen eines Projektes zur

Entwicklungsphysiologie in Deutschland statt und behandelt Naturwissenschaft, Jena, die SPD und die Urania

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 94-044
1 Univ. Bochum, Institut für Pädagogik, LS für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, D-44780 Bochum
2 RAHN, Sylvia; Kreuzkamp 10, D-44803 Bochum
3 Prof. Dr. Karlwilhelm Stratmann
4 Laufend
6 Diss.
8 Bearb.
9 Zur Geschichte der Berufsberatung für die weibliche Jugend (1871–1928)
10 1871-1928
12 Deutschland

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

0 94-045
2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz; Tel. 06668/203 und 06051/68228
4 Laufend
5 Beginn: 6/94, Abschluß: 1/95
6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
7 Universität Bremen (Festschrift für Hans-Josef Steinberg)
8 Bearb.
9 Vom sozialkritischen Meinungsforum zum Richtungsorgan bürgerlicher Sozialreform. Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung und der Redaktionswechsel der „Sozialen Praxis" im Jahr 1897
10 1896–1901
11 Deutschland; Berlin, Frankfurt a. M.
12 Untersuchung der Formierung der zur Gesellschaft für Soziale Reform hinführenden Gruppenbildung um die „Soziale Praxis"; Reaktion der SPD und der Freien Gewerkschaften auf den Redaktionswechsel; Auslotung des Kooperationsspielraums zwischen bürgerlichen Sozialreformern und sozialdemokratischer Arbeiterbewegung
13 Ratz, Ursula: Sozialreform und Arbeiterschaft. Die „Gesellschaft für Soziale Reform" und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 27; Publikationen zur Geschichte der Arbeiterbewegung). Berlin: Colloquium Verlag 1980. X, 340 S.
16 Historisches A der Metallgesellschaft AG, Frankfurt a. M.; BA Koblenz; GStA Merseburg; IISG Amsterdam

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

—

e) 1933–1945

0 94-046
1 Univ. Saarbrücken, Historisches Institut
2 MALLMANN, Klaus-Michael, Dr.; Riottestr. 14, D-66123 Saarbrücken; Tel. 0618/39088 69
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.; Habil.
9 Milieu und Avantgarde. Zur Sozialgeschichte des deutschen Kommunismus 1918–1933
10 1918–1933
11 Deutschland
12 Untersuchung des Kommunismus im Lichte der Milieu-Konzeption von R. M. Lepsius: Soziale Komposition und Vernetzung, Integrationsmechanismen, Position in lokaler Gesellschaft; Auswirkung dieser Faktoren auf die einzelnen Politikfelder
13 Veröffentlichung geplant
15 Archivrecherchen; Sekundäranalyse auf der Basis der Regional- und Lokalliteratur
16 V. a. KPD-interne Überlieferung und Wiedergutmachungsakten; gedruckte Quellen; Memoiren; Interviews

0 94-047
2 MALLMANN, Klaus-Michael, Dr.; Riottestr. 14, D-66123 Saarbrücken; Tel. 0618/39088 69
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
9 Konsistenz oder Zusammenbruch? Profile des kommunistischen Widerstandes 1933–1945

10 1933–1945
11 Deutschland
12 Auseinandersetzung mit den Thesen von Deltlev Peukert; Frage nach Regenerationsfähigkeit, Sozialprofil und Milieueinbindung des kommunistischen Widerstandes
13 Veröffentlichung geplant
15 Literaturauswertung
16 KPD-interne Überlieferung; Erinnerungsberichte

0 94-048
2 MALLMANN, Klaus-Michael, Dr.; Riottestr. 14, D-66123 Saarbrücken; Tel. 0618/3908869
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
9 Zwischen Denunziation und roter Hilfe. Geschlechterbeziehungen und kommunistischer Widerstand 1933–1945
10 1933–1945
11 Deutschland
12 Behandelt wird der Zusammenhang zwischen familialem Raum, Geschlechterbeziehungen und Entfaltung beziehungsweise Behinderung des Widerstandes von Kommunisten gegen das NS-Regime
13 Veröffentlichung geplant
15 Literaturauswertung; Archivrecherchen; Interviewauswertung
16 Ae; Erinnerungsberichte; KPD-interne Überlieferung; Gerichtsakten

0 94-049
1 Technische Univ. Berlin, FB Geschichts- und Kommunikationswissenschaften, Zentrum für Antisemitismusforschung
2 GRUNER, Wolf, Dipl.-Hist.; Libauer Str. 6, D-10245 Berlin; Tel. 030/2915101
3 Prof. Dr. Wolfgang Benz
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 10/89, Abschluß: 3/94
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 Technische Univ. Berlin; Stipendium
9 Der „Geschlossene Arbeitseinsatz" deutscher Juden als Element des antijüdischen Verfolgungsprozesses des NS-Staates 1938–1943
10 (1933) 1938–1943 (1945)
11 Deutschland (in den Grenzen von 1937)
12 Systematische Darstellung der Zwangsarbeit deutscher Juden im „Altreich" (außerhalb des Konzentrationslagersystems); Einordnung der von der Arbeitsverwaltung organisierten antijüdischen Maßnahmen in die Entwicklung des NS-Verfolgungsprozesses; Auflistung von ungefähr 300 Arbeitslagern im Anhang mit Quellenbelegen; Publikation zentraler Dokumente
13 Veröffentlichung vorgesehen 1995. – **Gruner, Wolf: Terra incognita – Die Lager für den „jüdischen Arbeitseinsatz" (1938–1943) und die deutsche Bevölkerung,** in: Die Deutschen und die Judenverfolgung. Hrsg. von Ursula Büttner. Hamburg 1992
14 Diss., Technische Univ. Berlin 1994
15 Historische Untersuchung
16 Diverse Archivbestände von NS- und jüdischen Institutionen in Deutschland, Österreich, Israel und den USA; Zeitungen; Erinnerungen; Interviews mit Zeitzeugen

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) Westzonen/BRD

—

h) SBZ/DDR

0 94-050
2 NAUTZ, Jürgen, Dr.; Kurhausstr. 5, D-34131 Kassel; Tel. 0561/34255
4 Laufend
5 Beginn: 11/94, Abschluß: 96
6 Eigenprojekt des Bearb.
8 Bearb.; Förderung beantragt
9 Entwicklung der Arbeitsbeziehungen in der SBZ/DDR unter besonderer Berücksichtigung ihrer rechtlichen Ausgestaltung
10 1945 bis ca. 1973 (Ende der Ulbricht-Ära)
11 DDR

0 94-051
1 Univ. Mannheim, Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES), Arbeitsbereich DDR-Geschichte, D-68131 Mannheim
2 HEIMANN, Thomas; Laubenheimerstr. 22, D-68309 Mannheim; Tel. 0621/735784 oder /292-8456
3 Prof. Dr. Hermann Weber
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 3/90, Abschluß: 12/92
6 Diss.
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Kulturpolitik und Film in der SBZ/DDR 1945 bis 1959
10 1945–1959
11 SBZ/DDR
13 Heimann, Thomas: DEFA, Künstler und SED-Kulturpolitik. Zum Verhältnis von Kulturpolitik und Filmproduktion in der SBZ/DDR 1945 bis 1959 (= Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft, hrsg. von der HFF Potsdam-Babelsberg, Bd. 46). Berlin: Vistas Verlag 1994. 388 S.
14 Diss., Univ. Mannheim 1992
16 Ae; Zeitschriften; Zeitungen; Interviews

0 94-052
1 Verein für Gegenseitigkeit. Mitglied im Europäischen Migrationszentrum, Schliemannstr. 23, D-10437 Berlin; Tel. 030/441088
2 GRUNER-DOMIĆ, Sandra, Dipl.-Ethnologin;

Libauer Str. 6, D-10245 Berlin; Tel. 030/ 291 51 01
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 12/92, Abschluß: 10/93
6 Auftragsforschung; Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
8 Verein für Gegenseitigkeit. Mitglied im Europäischen Migrationszentrum; Bearb.
9 Die ausländischen Arbeitskräfte in der DDR. Zur Geschichte der bilateralen Arbeitskräfteabkommen zwischen 1961 und 1989
10 1961–1989
11 DDR
12 Darstellung der Planung und Realisierung des Transfers ausländischer Arbeitskräfte in die DDR (u. a. aus Kuba, Vietnam, Polen, Algerien und China)
13 Veröffentlichung geplant
14 Ms., Berlin 1993
16 Archivalien im BA, Abteilungen Potsdam, Bestände Ministerratsbeschlüsse und Ministerium für Arbeit und Soziales

0 94-053
1 Univ. Groningen (Niederlande), LS für Deutschlandstudien
2 HORSTMEIER, Carel; Nieuwe Kijkin't Jarstraat 37, NL-9712 SC Groningen; Tel. 00 31-50/12 36 88
3 Prof. Dr. Friso Wielenga
4 Laufend
5 Beginn: 9/93, Abschluß: 8/94
6 M. A.
8 Bearb.
9 Die diplomatische Anerkennung der DDR durch die Niederlande 1973. Methoden und Institutionen im DDR-Zugriff auf die niederländischen progressiven Parteien
10 1965–1973
11 DDR, Niederlande
12 Welche Rolle spielten die unterschiedlichen Institutionen (Nationaler Rat der Nationalen Front, Liga für Völkerfreundschaft, Interparlamentarische Gruppe der DDR) und Methoden (Parteidelegationen usw.) bei den Versuchen der DDR, die Anerkennungsbewegung in den Niederlanden zu fördern?
15 Aktenstudien; Interview
16 BA/SAPMO, Berlin (SED); BA, Abt. Potsdam (Ministerrat, Staatsrat, Nationalrat); BA, Abt. Hoppegarten (Liga für Völkerfreundschaft, Nationalrat); niederländische Parteizeitungen

0 94-054
1 Humboldt-Univ. Berlin, Institut für Europäische Ethnologie (vormals Bereich Ethnologie), Friedenstr. 3, D-10249 Berlin
2 GRUNER-DOMIĆ, Sandra, Dipl.-Ethnologin; Libauer Str. 6, D-10245 Berlin; Tel. 030/ 291 51 01
3 Prof. Dr. Ute Mohrmann; Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 9/91, Abschluß: 9/92
6 Dipl.
8 Bearb.
9 Die Migration kubanischer Arbeitskräfte in die DDR 1973–1989
10 1973–1989
11 DDR
12 Geschichte der kubanischen Arbeitskräfte in der DDR; Darstellung der Verträge, der Realisierung der Abkommen und des Alltags der Kubaner
13 Veröffentlichung geplant
14 Dipl., Humboldt-Univ. Berlin 1992
15 Ethno-historischer Ansatz; Feldforschung
16 Archivalien; Interviews

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 94-055
1 Univ. Bochum, Institut für Pädagogik, LS für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, D-44780 Bochum; Tel. 02 34/700-20 45
2 *STRATMANN, Karlwilhelm, Prof. Dr.;* LANGE-APPEL, Ute, Dr.; WAHLE, Manfred, Dr.; c/o Univ. Bochum
4 Laufend
5 Beginn: 4/91, Abschluß: 5/95
6 Geförderte Forschung
7 Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Kennedyallee 40, D-53175 Bonn
8 DFG
9 Historische Jugendforschung in berufspädagogischer Perspektive: Analyse der Arbeits- und Lebenswelten erwerbstätiger Jugendlicher im Wuppertal. Untersuchungen zu berufspädagogischen Leitbildern über und für Arbeiterjugendliche im Kaiserreich
10 1875–1918
11 Wuppertal und Bergisches Land
12 Rekonstruktion des Zusammenhangs von jugendlichen Arbeits- und Lebenswelten; Bedingungen jugendlicher Arbeit; Konzepte beruflicher Erziehung und Sozialisation; Integration von Arbeiterjugendlichen in das bürgerlich-kapitalistische Ordnungssystem des Kaiserreiches
13 Lange-Appel, Ute und Manfred Wahle: Arbeiterjugend im Wuppertal (1871–1918) – ein Werkstattbericht aus einem DFG-Forschungsprojekt, in: Historische Berufsbildungsforschung. Beiträge zu einem gemeinsamen deutschen Wissensbereich der Berufs- und Wirtschaftspädagogik. Hrsg. von Karlwilhelm Stratmann (= Zeitschrift für Betriebswirtschaft, Beih. 9). Stuttgart 1992, S. 59–83. – **Lange-Appel, Ute und Manfred Wahle: Private soziale Fürsorge für die Arbeiterjugend im Wuppertal. Das Beispiel des Bergischen Vereins für Gemeinwohl,** in: Romerike Berge 42 (1992), H. 4, S. 6–16. – **Lange-Appel, Ute**

und Manfred Wahle: Die Beziehungen zwischen Jugendpflege und Berufsausbildung im Wuppertal des Kaiserreichs. Zwischenbilanz aus einem DFG-Forschungsprojekt, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung. Weinheim und München 1993, S. 207–243. – **Wahle, Manfred: Die Arbeiterjugend in Deutschland als Adressat berufspädagogischer Initativen. Bericht aus einem laufenden Forschungsprojekt,** in: Vocational Education And Culture – European Propects From History And Life-History. Hrsg. von Anja Heikkinen. Hämeenlinna (Finnland) 1994, S. 153–176

14 Stratmann, Karlwilhelm, Ute Lange-Appel und Manfred Wahle: Historische Jugendforschung in berufspädagogischer Perspektive: Analyse der Arbeits- und Lebenswelten erwerbstätiger Jugendlicher im Wuppertal – Untersuchungen zu berufspädagogischen Leitbildern über und für die Arbeiterjugend im Kaiserreich. Zwischenbericht aus dem Projekt an die DFG, Bochum, Oktober 1992

15 Auswertung von Archivalien und und Quellen; historische Jugendforschung

16 HStA Düsseldorf, StadtAe Wuppertal und Remscheid; Quellen, Zeitschriften, Forschungsliteratur

b) Lokal

0 94-056

1 Univ. Münster, Institut für Publizistik, Bispinghof 9–14, D-48143 Münster; Tel. 0251/83-4261 oder -4266

2 DEUSE, Christiane; Am Berg Fidel 84, D-48153 Münster

3 Prof. Dr. Arnulf Kutsch

4 Laufend

5 Beginn: 7/93, Abschluß: 10/95

6 Diss.

8 Bearb.

9 Die Geschichte der „Leipziger Zeitung" (1946 bis 1948)

10 1945–1949

11 Leipzig/Sachsen

12 Der tatsächliche Charakter einer als „überparteilich" geltenden Zeitung, untersucht anhand der Institution „Verlag Leipziger Zeitung" und der maßgeblich Beteiligten (überwiegend Sozialdemokraten) sowie am Inhalt des Blattes

16 Ae der ehemaligen SED/PDS in Leipzig, Dresden, Berlin u. a.; AdsD/FES, Bonn; StadtA Leipzig

0 94-057

1 Univ. Stuttgart, Historisches Institut, Abt. Neuere Geschichte, Keplerstr. 17/8 (KII), D-70174 Stuttgart

2 *GESTRICH, Andreas, Priv.-Doz. Dr.;* HINKELMANN, Hans-Jürgen; HÜBEL, Gerd; JEREMIAS, Ralf; KLEIN, Uwe; MADER, Thomas; NEUBAUER, Oswald; PREUSSER, Manfred

4 Abgeschlossen

5 Beginn: 10/90, Abschluß: 8/94

6 Monographie; Projektseminar

8 Studentenwerk der Universität Stuttgart e.V.

9 Alltag in Botnang. Geschichte eines Stuttgarter Stadtteils, 1800–1950

10 1800–1950

11 Stuttgart

12 U. a. Entstehung der Arbeiterbewegung im ländlichen Raum; Arbeiterkultur/Alltagsgeschichte; Widerstand gegen den Nationalsozialismus

13 Gestrich, Andreas u. a.: „Aufwiegler, Rebellen, saubere Buben". Alltag in Botnang. Geschichte eines Stuttgarter Stadtteils (= Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 63). Stuttgart: Klett-Cotta 1994

16 Archivalien; Zeitungen; Oral History

0 94-058

1 Univ. Bonn, Kunsthistorisches Institut, Regina-Pacis-Weg 1, D-53113 Bonn; Tel. 0228/737292

2 ROSENDAHL, Birgit; Töpferstr. 52, D-53343 Wachtberg-Adendorf; Tel. 02225/700139

3 Prof. Dr. Frank Günther Zehnder, Oberkustos; Wallraf-Richartz-Museum Köln, Bischofsgartenstr. 1, D-50667 Köln; Tel. 0221/221-2374

4 Laufend

5 Beginn: 2/94, Abschluß: 8/94

6 M. A.

8 Bearb.

9 Die Stadt der Volkstraktorenwerke. Die Planungen und Großbauten der Deutschen Arbeitsfront für die Stadt Waldbröl unter architekturhistorischen Gesichtspunkten

10 1933–1945

11 Waldbröl, Oberbergisches Land

12 Vorstellung der von der Deutschen Arbeitsfront für Waldbröl geplanten und z. T. gebauten Objekte, ihre architekturgeschichtliche Einordnung und Vergleich mit ähnlichen Planungen; Darlegung der Motive des DAF-Führers Robert Ley bezüglich der Protektion Waldbröls

15 Archivalienauswertung; schriftliche und mündliche Befragung von Zeitzeugen bzw. deren Nachkommen; Objektanalyse vor Ort

16 BA Koblenz, Abt. Potsdam; HStA Düsseldorf; StadtAe Waldbröl und Wolfsburg; Zeitschriften des „Dritten Reichs"

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

Indien

0 94-059
1 Univ. Tübingen, Institut für Zeitgeschichte
2 KRINN, Carsten; Dürrbeundstr. 4, D-73734 Esslingen-Berkheim; Tel. 0711/3454220
3 Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel
4 Laufend
5 Abschluß: 6/96
6 M. A.
8 Bearb.
9 Telengana (1946–1951). Bauernaufstand im indischen Prinzenstaat Hyderabad
10 1946–1951
11 Telengana (Hyderabad-State), Indien

Österreich

0 94-060
1 GRUNER, Wolf, Dipl.-Hist.; Libauer Str. 6, D-10245 Berlin; Tel. 030/2915101
4 Laufend
5 Abschluß: 12/94
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Der Zwangseinsatz österreichischer Juden in der NS-Zeit
10 1938–1943
11 Österreich
12 Systematische Darstellung der Entwicklung des Zwangseinsatzes österreichischer Juden (außerhalb der Konzentrationslager) mit vergleichendem Blick auf das „Altreich"
15 Historische Untersuchung
16 Archivbestände von NS- und jüdischen Institutionen in Österreich, Deutschland und Israel; Erinnerungen; Interviews

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

0 94-061
1 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG), Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam; 0031-20/6685866
2 ROJAHN, Jürgen, Dr.; c/o IISG Amsterdam; u. a.
4 Laufend
5 Beginn: 90, Abschluß: 94
6 Eigenprojekt des IISG Amsterdam; Eigenprojekt des Bearb.; Sammelwerk
8 IISG Amsterdam
9 The Communist International and its National Sections, 1919–1943
10 1919–1943
11 Weltweit
12 Über 60 Spezialisten aus über 30 Ländern geben nach einem einheitlichen Fragebogen in besonderen Artikeln einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu den KI-kontrollierten internationalen Massenorganisationen und den nationalen Sektionen (teilweise bereits unter Berücksichtigung des KI-Archivs)
14 Konferenzbeiträge 1992 (s. Reiner Tosstorff, Forschungen zur Kommunistischen Internationale. Bericht über eine Tagung im Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam, vom 1. bis 3. Oktober 1992, in: IWK, Jg. 29 (1993), H. 1, S. 48–51)
15 Forschungsberichte
16 Archivalien; Sekundärliteratur

0 94-062
1 Freie Univ. Berlin, FB Soziologie
2 FINKBEINER, Martin; Tempelherrenstr. 4, D-10961 Berlin
3 Prof. Dr. Bernd Rabehl
4 Laufend
5 Beginn: 6/93, Abschluß: 7/95
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
9 Der Beitrag der Kommunistischen Internationale zur Zerstörung der sozialistischen Bewegung in Europa, 1919–1922
10 1919–1922
11 V. a. Deutschland, dann Italien und Frankreich
12 Lenin als Erneuerer des politischen Systems in der Tradition Peters des Großen; bolschewistische Außenpolitik als Politik der Usurpation mit der besonderen Funktion der Komintern als antibürgerliches und antisozialistisches Instrument in Europa, zunächst zur Diskreditierung und Desorganisierung der Sozialisten, um dann die demokratischen Republiken zu bekämpfen; Formierung der kommunistischen Parteien von Anfang an zu Außenagenturen der Moskauer Machtinteressen
15 Analyse der Institutionen v.a. in Form der Parteien der Zweiten Internationale als Subjekte der Geschichte und hinsichtlich der Realisierung von Freiheit durch diese (Marx, Weber, Wittfogel); Wirkungsweise der russischen Intervention in Europas Parteien nach dem Oktober 1917
16 V. a. neuere historische Untersuchungen zur Komintern, den kommunistischen Parteien usw. seit der Öffnung der Ae im Osten; Parteipresse der USPD, KPD etc.

0 94-063
1 Freie Univ. Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, D-14195 Berlin
2 *MIELKE, Siegfried, Prof. Dr.;* RÜTTERS, Peter, Dr.; KRUSE, Wolfgang, Dr.; KOCH-BAUMGARTEN, Sigrid, Dr.; REUTTER, Werner, Dr., c/o Humboldt-Univ. Berlin, FB Sozialwissenschaften, Institut für Politikwissen-

schaft, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, Tel. 030/2843-1431, Fax: 030/2843-1429
4 Laufend
5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/94
6 Geförderte Forschung
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Struktur und Politik internationaler Gewerkschaftsorganisationen
10 1945 bis zur Gegenwart
11 Weltweit
12 Aufgabe des Projektes ist zu untersuchen, welche Bedeutung Internationale Berufssekretariate (IBS) haben: ob, wie und unter welchen Bedingungen ein Funktionswandel in der Nachkriegszeit eingetreten ist, der die IBS von Organisationen, die primär der Informationsvermittlung und als Kontaktforum dienten, zu Institutionen werden ließ, die darüber hinaus Koordinierungsaufgaben wahrnehmen, wichtige Unterstützungsleistungen für nationale Gewerkschaften erbringen und die Interessenvermittlung zwischen Mitgliedsverbänden auf regionaler und internationaler Ebene organisieren
13 **Kruse, Wolfgang und Werner Reutter: Internationale Gewerkschaftspolitik,** in: Gewerkschaftsjahrbuch 1993. Hrsg. von Michael Kittner. Köln: Bund-Verlag 1993, S. 649–675. – **Rütters, Peter und Siegfried Mielke: Internationale Gewerkschaftsbewegung. Entwicklung der Gewerkschaften in Mittel- und Osteuropa,** in: Gewerkschaftsjahrbuch 1992. Hrsg. von Michael Kittner. Köln: Bund-Verlag 1992, S. 582–640. – **Mielke, Siegfried und Peter Rütters: Internationale Gewerkschaftsbewegung – Reorganisation und Neubeginn der Gewerkschaften in Osteuropa,** in: Gewerkschaftsjahrbuch 1991, S. 579–614. – **Mielke, Siegfried, Peter Rütters und Kurt P. Tudyka: Gewerkschaftsorganisationen und Vertretungsstrukturen,** in: Die Gewerkschaften in den 12 EG-Ländern. Hrsg. von Wolfgang Däubler und Wolfgang Lecher. Köln: Bund-Verlag 1991, S. 131–232. – **Koch-Baumgarten, Sigrid und Peter Rütters: Zwischen Integration und Autonomie. Der Konflikt zwischen den Internationalen Berufssekretariaten und dem Weltgewerkschaftsbund um den Neuaufbau einer internationalen Gewerkschaftsbewegung 1945–1949.** Hrsg. von Peter Rütters (= Schriften der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 53). Köln: Bund-Verlag 1991. – **Reutter, Werner: Gewerkschaften und Menschenrechte. Der Beitrag der Internationalen Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter Vereinigung zur Verteidigung von Gewerkschafts- und Menschenrechten,** erscheint in: WSI-Mitteilungen
14 **Rütters, Peter: Die Südafrika-Politik der Internationalen Union der Lebens- und Genußmittelarbeiter/innen Gewerkschaft.** Ms., Berlin 1992. – **Kruse, Wolfgang: Die FIET. Struktur und Politik des Internationalen Bundes der Privatangestellten (1945–1991).** Ms., Berlin 1992. – **Rütters, Peter: Der Internationale Bergarbeiterverband. Entwicklung und Politik, 1890–1993.** Ms., Berlin 1993. – **Reutter, Werner: Internationale Gewerkschaftsorganisationen zwischen Einheit und Spaltung. Die Internationale Vereinigung der Textilarbeiter und der Weltgewerkschaftsbund 1945 bis 1949.** Ms., Berlin 1994. Veröffentlichung geplant
15 Verknüpfung von Institutionen-Analyse, einflußtheoretischer Untersuchung und Politikfeldanalyse (Dokumentenanalyse)
16 Veröffentlichtes und unveröffentlichtes Material der Internationalen Berufssekretariate; Kongreßberichte; Tätigkeitsberichte

II. NACHTRÄGE

0 79-0221
1 Technische Univ. Berlin, Institut für Geschichtswissenschaft, Sekr. TEL 1710, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin; Tel. 030/314-23867 oder -23253
2 GARNER, Curt; c/o Technische Univ. Berlin
3 Prof. Dr. Reinhard Rürup
4 Laufend
6 Monographie; Aufsätze
8 Bearb.
9 Zur Sozialgeschichte des öffentlichen Dienstes in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren
10 1945–1960
11 Westzonen / Bundesrepublik Deutschland
12 Schwerpunktmäßig werden vier politische Weichenstellungen untersucht, die in den 1950er Jahren erfolgten und weitreichende Konsequenzen für die soziale Zusammensetzung und das Selbstverständnis der öffentlich Beschäftigten zeitigten: a) die Entscheidung der ersten Bundesregierung und des ersten Bundestages, alle Initiativen zur grundlegenden Reform des öffentlichen Dienstrechts zurückzuweisen und statt dessen an den traditionellen Personalverhältnissen festzuhalten; b) die Entscheidung, beim Aufbau der Bundesministerien keinen personellen Neuanfang zu versuchen, sondern vorzugsweise auf Beamte aus den ehemaligen preußischen und Reichsministerien zurückzugreifen; c) die umstrittene Gesetzgebung zum Artikel 131 des Grundgesetzes; d) die Entscheidung, einschlägige Vorschriften aus der NS-Zeit weiter anzuwenden, um die Zahl der weiblichen Beschäftigten einschneidend zu senken; dabei wird auch der widersprüchliche Charakter der Frauenpolitik, die die ÖTV in dieser Situation verfolgte, aufgezeigt
13 **Garner, Curt: Der öffentliche Dienst in den 50er Jahren. Politische Weichenstellungen und ihre sozialpolitischen Folgen,** in: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hrsg. von Axel Schildt und

Arnold Sywottek (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 35). Bonn: Dietz Verlag 1993, S. 759–790. – **Garner, Curt: Public Service Personnel in West Germany in the 1950s: Controversial Policy Decisions and Their Effects on Social Composition, Gender Structure, and the Role of Former Nazis,** in: Jounal of Social History 1995

16 Veröffentlichte und unveröffentlichte Studien des Statistischen Bundesamtes; Akten des Bundeskanzleramtes; Kabinettsprotokolle der Bundesregierung; Stenographische Berichte und Drucksachen des Bundestages; Gewerkschaftsveröffentlichungen; Zeitschriften von Frauenorganisationen (3/94)

0 84-099
1 Univ.-GHS Kassel, FB 4, Sozialwesen, Fach Theorie und Geschichte sozialer Arbeit, Heinrich-Plett-Str. 40, D-34123 Kassel; Tel. 0561/8041
2 SACHSSE, Christoph, Prof. Dr.
4 Abgeschlossen
6 Geförderte Forschung; Monographie
8 Univ.-GSH Kassel, DFG
9 Die Entstehung der modernen Sozialarbeit in Deutschland. Zur Geschichte eines Berufes
10 1870–1929
11 Deutschland
13 Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871–1929. 2., überarb. Aufl. – Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. 368 S. (3/94)

0 84-271
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, D-14129 Berlin; Tel. 030/8160 01-0
2 ENGEL, Helmut, Prof. Dr.; JERSCH-WENZEL, Stefi, Prof. Dr.; TREUE, Wilhelm, Prof. Dr. Dr. h. c. †; SILBEREISEN, Gabriele; u. a.; Tel. 030/8160 01-36
4 Laufend
5 Beginn: 84
6 Auftragsforschung; geförderte Forschung
7 Historische Kommission zu Berlin; Landeskonservator des Landes Berlin
8 Senatverwaltung für Arbeit und Frauen; Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung; Drittmittel
9 Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse. (Gegliedert nach Bezirken)
10 18.–20. Jahrhundert
11 Berlin (einzelne Bezirke)
13 Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse. Hrsg. von Helmut Engel, Stefi Jersch-Wenzel und Wilhelm Treue. Bd. 5: Kreuzberg. Mit Beiträgen von Eva Brückner, Heinrich Kaak, Stefan Krautschick, Agnes Lanwer, Christine Roik-Bogner, Waltraud Schade, Gabriele Silbereisen, Hasso Spode und Armin Triebel. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1994. XXXI, 528 S. – [S. a. Proj.-Nr. 84-271 (3/92)]
14 In Vorbereitung: Bd. 6: **Berlin-Mitte.** Teilbd. 1: **Der Schloßbezirk. Mit Beiträgen von Martin Clemens, Jutta Komorowski, Gisela Langfeldt, Sabine Schwonbek und Gabriele Silbereisen.** Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung, voraussichtlich 1995 (3/94)

0 85-033
1 Univ. Bremen, FB 1, Forschungsschwerpunkt Reproduktionsrisiken, soziale Bewegungen und Sozialpolitik, Bibliothekstraße, D-28359 Bremen; Tel. 0421/2183015
2 MACHTAN, Lothar, Priv.-Doz. Dr.; c/o Univ. Halle und Univ. Bremen
4 Laufend
5 Beginn: 10/84
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; Aufsatz
8 Universität Bremen, FB 1
9 Zur Gründungsgeschichte des deutschen Sozialstaates
11 Deutschland
13 Machtan, Lothar: Hans Rothfels und die Anfänge der historischen Sozialpolitikforschung in Deutschland, in: IWK, Jg. 28 (1992), H. 2, S. 161–210. – **Machtan, Lothar: Hans Rothfels und die sozialpolitische Geschichtsschreibung in der Weimarer Republik,** in: Bismarcks Sozialstaat. Beiträge zur Geschichte der Sozialpolitik und zur sozialpolitischen Geschichtsschreibung. In Zusammenarbeit mit der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts hrsg. von Lothar Machtan. Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1994, S. 310–384. – [S. a. Proj.-Nr. 85-033 (1/85)] (3/94)

0 88-027
1 Univ. Hamburg, FB Geschichtswissenschaft, Rothenbaumchaussee 5, D-20148 Hamburg
2 WEINHAUER, Klaus, Dr.; Am Stadtpark 12, D-22844 Norderstedt; Tel. 040/5267262
3 Prof. Dr. Klaus Saul
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 12/86, Abschluß: 91
6 Diss.
8 Bearb.
9 Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter von 1914–1933
10 1914–1933
11 Hamburg
13 Weinhauer, Klaus: Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914–1933 (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Schöningh 1994. 420 S. – **Weinhauer, Klaus: Arbeitsmarktorganisation im Hamburger Hafen 1906–1951,** in: „Der kühnen Bahn nur folgen wir ...". Ursprünge, Erfolge und Grenzen der Arbeiterbewegung in Deutschland, Bd. 2: Arbeiter und technischer Wandel in der Hafenstadt Hamburg. Hrsg. von Arno Herzig und Günter Trautmann. Hamburg: [o. V.] 1989, S. 269–295. – **Weinhauer, Klaus: Unfallentwick-**

lung und Arbeitsprozeß im Hamburger Hafen 1896/97–1936. Ein Beitrag zu vernachlässigten Perspektiven der Arbeiter(innen)geschichte, in: Mikropolitik im Unternehmen. Hrsg. von Karl Lauschke und Thomas Welskopp. Essen: [o. V.] 1994

14 Weinhauer, Klaus: Arbeitsvermittlung, Arbeitsalltag, Arbeitskampf. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914–1933. Diss., Univ. Hamburg 1991 (3/94)

0 89-019
1 Univ.-GHS Siegen, Adolf-Reichwein-Straße, D-57068 Siegen
2 KENKMANN, Alfons, Dr.; Gutenbergstr. 4, D-48145 Münster; Tel. 0251/34877
3 Prof. Dr. Jürgen Reulecke
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 12/88, Abschluß: 1/94
6 Diss.
8 Bearb.; Stiftung Volkswagenwerk; Stipendium
9 Widerstand und Opposition jugendlicher Arbeiter unter dem Nationalsozialismus im Ruhrgebiet – Oppositionelles Verhalten als Reaktion auf den nationalsozialistischen Totalitätsanspruch oder Ausdruck subkultureller Kontinuitäten im regionalen Arbeitermilieu?
10 Ca. 1930–1950
11 V. a. Rheinisch-Westfälisches Industriegebiet; Nord- und Westdeutschland
13 Kenkmann, Alfons: Edelweißpiraten zwischen Stalingrad und Währungsreform, in: Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland. Hrsg. von Ursula Herrmann und Franz W. Kersting. Weinheim und München [o. V.] 1995
14 Kenkmann, Alfons: Abweichendes Jugendverhalten zwischen Weltwirtschaftskrise und Währungsreform (mit besonderer Berücksichtigung des Regierungsbezirks Düsseldorf). Diss., Univ. Siegen 1994
15 Längsschnittanalyse; qualitative und quantitative Analysemethoden; Oral history
16 Archivalien; zeitgenössische Periodika und Literatur (3/94)

0 90-050
1 Univ. Köln, Historisches Seminar, LS Prof. Dr. Eberhard Kolb, Albertus-Magnus-Platz, D-50923 Köln
2 BIEFANG, Andreas, Dr.; Goebenstr. 33, D-53113 Bonn
3 Prof. Dr. Eberhard Kolb
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/89, Abschluß: 5/92
6 Diss.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Nationale Organisationen und Eliten des politischen Bürgertums in Deutschland 1858–1867
10 1857–1868
11 Deutschland
12 Politische Geschichte der nationalen Verfassungsbewegungen; Reorganisation nationsweiter Verbände (Volksunion-Kongreß, Nationalverein, Handelstag, Abgeordnetentag); gemeinsame Ziele und politische Strategien
13 Biefang, Andreas: Politisches Bürgertum in Deutschland 1857–1868. Nationale Organisationen und Eliten (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 102). Düsseldorf: Droste Verlag 1994
14 Diss., Univ. Köln 1992
16 31 Ae; Verbands- und Privatnachlässe, ergänzend staatliche (Polizei-)Akten (3/94)

0 91-038
1 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG), Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam; Tel. 31-20/6685866, Fax: 31-20/6654181
2 ROJAHN, Jürgen, Dr.; Elpermeer 246, NL-1025 AP Amsterdam
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 4/91
6 Auftragsforschung; Aufsatz
7 Historische Kommission zu Berlin; Kirchweg 33, D-14129 Berlin; Tel. 030/816001-0, Fax. 030/816001-34
9 War die deutsche Sozialdemokratie ein Modell für die Parteien der Zweiten Internationale?
10 1864–1914
11 Europa
13 Rojahn, Jürgen: War die deutsche Sozialdemokratie ein Modell für die Parteien der Zweiten Internationale? in: IWK, Jg. 27 (1991), H. 3, S. 291–303 (3/94)

0 91-078
1 Univ. Osnabrück, FB 2: Kultur- und Geowissenschaften, Schloßstr. 8, D-49069 Osnabrück
2 PLACKE, Gerd, Dr.; Uhlandstr. 8, D-49078 Osnabrück; Tel. 0541/48610
3 Prof. Dr. Rüdiger Griepenburg
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 2/94
6 Geförderte Forschung; Diss.; Aufsatz
8 Grad-FöG-Niedersachsen
9 Historische und soziale Analyse der Revolution bei Leo Trotzki. Ein Beitrag zur Theorie der permanenten Revolution und ihrer Entwicklung in den Jahren 1923–1933
10 1923–1933
11 Weltweit
12 S. Proj.-Nr. 91-078 (3/91)
13 Placke, Gerd: Historische und soziale Analyse der Revolution bei Leo Trotzki. Ein Beitrag zur Theorie der permanenten Revolution und ihrer Entwicklung in den Jahren 1923–1933 (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 605). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften 1994. 320S. – [S. a. Proj.-Nr. 91-078 (1/94)]
16 Schriften Trotzkis 1906, 1923–1933 (3/94)

0 91-081
1 Univ. Münster, Institut für vergleichende Städtegeschichte, Syndikatplatz 4/5, D-48143 Münster
2 GELLINEK, Christian, Prof. Dr.; Hittorfstr. 46, D-48149 Münster; Tel. 0251/81639
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 91, Abschluß: 3/94
6 Geförderte Forschung; Monographie
8 DFG und FES (Reisestipendium nach Moskau, Druckkostenzuschuß)
9 Philipp Scheidemann. Persönlichkeit und Geschichte
10 1865–1939
11 Kassel, Berlin, Kopenhagen
13 Gellinek, Christian: Philipp Scheidemann. Persönlichkeit und Geschichte. Köln und Wien: Böhlau-Verlag 1994
16 PDS-Archiv, Berlin; BA Potsdam; Osobij-Archiv, Moskau; Restnachlaß PPS (3/93)

0 91-127
1 Univ. Lausanne, Institut des Recherches Interdisciplinaires, BSFH 2, CH-1015 Lausanne
2 STUDER, Brigitte, Dr.; Les Lilas, CH-1607 Palézieux; Tel. 0041-21/9077420
3 Prof. Dr. André Lasserre
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 9/85, Abschluß: 3/94
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Bearb.; Diss.
8 Bearb.; Stipendium
9 Le Parti communiste suisse et l'Internationale communiste, 1931–1943
10 (1929–)1931–1939
11 Schweiz, Sowjetunion, (Spanien)
12 Untersucht werden die Ursachen und Mechanismen der Abhängigkeit einer Kominternsektion von der Moskauer Zentrale, die Wirkung und Durchsetzungskraft der Machtmittel des EKKI im asymetrischen Verhältnis zwischen der Kommunistischen Partei der Schweiz und der Komintern (u. a. Einsatz von Emissären, selektive Informationspolitik, finanzielle Unterstützung, Kaderausbildung und -selektion), die internen Auswirkungen der Disziplinierungsmaßnahmen und die der KPSch zugeteilten Aufgaben in der die Kominterninteressen instrumentalisierenden internationalen Arbeitsteilung
13 Studer, Brigitte: Un parti sans influence. Le Parti communiste suisse, une section de l'Internationale, 1931 à 1939. Lausanne: [o. V.] 1994. – **Studer, Brigitte: Inhaltlich-methodische Vorstellung (der Arbeit),** in: The International Newsletter of Historical Studies on Comintern, Communism and Stalinism, Berlin 1994. – [S. a. Proj.-Nr. 91-102 (4/92)]
14 Ms., Lausanne, Januar 1994, 786 S. (3/94)

0 93-030
2 LIEDKE, Karl, Dr.; Erlenkamp 27, D-38126 Braunschweig; Tel. 0531/65620
3 Prof. Dr. Zbigniew Kwaśny, Univ. Wrocław (Breslau), Historisches Seminar
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 6/93
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Bearb.
9 Polnische Arbeiter im Herzogtum und Freistaat Braunschweig 1880 bis 1939
10 1880–1939
11 Herzogtum (bis 1918) und Freistaat Braunschweig (1918–1939)
13 Liedke, Karl: „... aber politisch unerwünscht." Arbeitskräfte aus Osteuropa im Land Braunschweig 1880 bis 1939. Braunschweig: Arbeitskreis Andere Geschichte e. V. (Salzdahlumer Str. 196, D-38126 Braunschweig) 1993. 179 S. – [S. a. Proj.-Nr. 93-030 (3/93)]
14 Liedke, Karl: Polnische Arbeiter im Herzogtum und Freistaat Braunschweig 1880 bis 1939. Diss., Univ. Wrocław 1993 (3/94)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna SCHISSLER (= Reihe Geschichte und Geschlechter, Bd. 3). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1993. 206 S.

Die vorliegende Sammlung von sieben Aufsätzen ausgewiesener nordamerikanischer Frauen- und Sozialhistorikerinnen mit einer umfangreichen Einleitung der Herausgeberin erschien als Band 3 in der von Heide Wunder, Karin Hausen und Gisela Bock herausgegebenen Reihe „Geschichte und Geschlechter". Ein Teil der Beiträge wurde im Original bereits vor einigen Jahren in den USA publiziert und sorgte dort für großes Aufsehen. Ziel des Bandes ist die Beschäftigung mit der Frage: „Welchen Erkenntnisgewinn bringt Geschlechtergeschichte, und in welcher Weise vermag sie unser bisheriges historisches Wissen zu verändern?" (S. 7). Dabei will Hanna Schissler sowohl methodische Probleme des Faches thematisieren als auch die deutsche Debatte mit der amerikanischen Diskussion verbinden. (Man könnte auch formulieren: der deutschen Debatte ein wenig auf die Sprünge helfen.) Trotz des mißverständlichen Titels, der eher auf einen historischen Abriß der Entwicklung von Geschlechterbeziehungen schließen läßt, ist dieses Buch ein entscheidender Beitrag in der Diskussion des Faches Geschlechtergeschichte. Die insgesamt acht Beiträge fügen sich zu einem facettenreichen Bild des Standes der nordamerikanischen historischen Frauenforschung zusammen, das eine Reihe zentraler Fragen im Zusammenhang mit Ansatz und Methode auf überzeugende Weise beantwortet.

Insbesondere zwei Themen ziehen sich als Leitmotive durch das Buch: Das erste ist die Frage nach Gegenstand und Wesensmerkmalen der Frauen- und Geschlechtergeschichte. In der Einleitung mit dem Titel „Soziale Ungleichheit und historisches Wissen" stellt Hanna Schissler richtig, daß es bei diesem Fach nicht darum geht, „lediglich die Unsicherheit von Frauen in der Geschichte kompensatorisch durch Frauengeschichte ausgleichen zu wollen" (S. 15). Frauen- und Geschlechtergeschichte sei weder die Geschichte von „Heldinnen", noch die Geschichte der universellen Unterdrückung von Frauen, sondern setze Frauen mit dem gesellschaftlichen Ganzen in Beziehung. Geschlecht als historische Kategorie faßt sie dabei als „die Art und Weise, in der die physiologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen jeweils zu Zuschreibungen, Berechtigungen und Ausschließungen in sozialen Organisationen geführt haben" (S. 14). Geschlechtergeschichte ist also eine universelle Gesellschaftsgeschichte unter Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen, wobei „Männer und Frauen als gleich wichtig und in gleicher Weise an der Geschichte beteiligt" (S. 26) betrachtet werden.

Daß auch in anderen Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft versucht wurde, Frauen in der Geschichte angemessen zu berücksichtigen, womit jedoch immer die Gefahr einer zu einseitigen Sichtweise des Problems verbunden war, beschreibt Joan W. Scott in ihrem Aufsatz „Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte". Auch die Sozialgeschichte habe schon versucht, die Frauen als historisches Subjekt einzuführen. Allerdings neigen die Vertreterinnen und Vertreter dieses Faches dazu, Geschlechterunterschiede innerhalb eines bestehenden Systems mit ökonomischen Ursachen zu erklären und die Notwendigkeit einer weitergehenden Erforschung des Problems zu leugnen. Einige amerikanische Feministinnen versuchten, eine eigene Disziplin unter der Bezeichnung „Her-story" (im Gegensatz zu His-story) zu etablieren. Dies war vor allem eine chronologisch ausgerichtete Zugangsweise mit dem Versuch, zunächst Informationen über Frauen in der Geschichte zu sammeln. „Her-story" gehe zwar von der Annahme aus, daß das Geschlecht die Ursache für die unterschiedliche Geschichte von Frauen und Männern sei, untersuche aber nicht, in welcher Weise Geschlecht historisch wirksam werde. Damit bleibe sie dabei stehen, die Geschichte der Frauen als Gegengewicht zur Männergeschichte zu schreiben, und führe zu einer separatistischen Betrachtungsweise von Gesellschaft. Geschlechtergeschichte habe jedoch das Ziel, die Geschichte von Frauen *und Männern* zu schreiben und dabei die verborgenen Wirkungsweisen von Geschlecht auf die Organisation der Gesellschaft aufzuzeigen. Dabei könne sie auch die scheinbaren Dichotomien von Staat und Familie, öffentlich und privat, Arbeit und Sexualität aufheben.

Das zweite Leitmotiv ist die Frage danach, was Feminismus sei bzw. ob es einen Feminismus angloamerikanischer und einen europäischer Ausprägung gebe. Daß die herkömmliche Wörterbuchdefinition von Feminismus als „Theorie und/oder

Bewegung, die sich für die Verbesserung der Lage von Frauen einsetzt, durch Maßnahmen wie das Erlangen eines Rechtsstatus sowie politischer und wirtschaftlicher Rechte, gleich denen, die Männer zugestanden werden" (S. 100), nicht für alle Erscheinungsformen von Feminismus zutreffend ist, zeigt Karen Offen in ihrem Beitrag „Feminismus in den Vereinigten Staaten und in Europa", der in den USA unter dem Titel „Defining Feminism" schon 1988 veröffentlicht wurde. Offen weist nach, daß der Kampf für „Rechte, gleich denen, die Männern zugestanden werden" in der Geschichte eher eine anglo-amerikanische Ausprägung von Feminismus war, während in Europa der Streit für „Rechte von Frauen" im Vordergrund stand. Dieser „kleine, aber feine Unterschied" (S. 103) steht für unterschiedliche Konzepte der Frauenbewegung, die Offen als „Individual-" und „Beziehungsfeminismus" tituliert. Beziehungsfeministinnen betonten nach Offen „das kameradschaftliche, nicht hierarchische Paar von Mann und Frau als Keimzelle der Gesellschaft; während individualfeministische Argumente das vom Geschlecht unabhängige Individuum als die entscheidende Grundlage der Gesellschaft hervorhoben" (S. 108). Der Beziehungsfeminismus stritt für die Rechte von Frauen *als Frauen,* versuchte, ein neues Konzept von „Weiblichkeit" zu entwickeln und das scheinbare Paradox von „Gleichheit in Verschiedenheit" umzusetzen. Der Individualfeminismus trat für gleiche politische Rechte von Frauen und Männern, die Abschaffung von Nachteilen für Frauen im Erziehungssystem sowie wirtschaftliche Gleichberechtigung ein. Zwischen beiden Strömungen findet bis heute eine Auseinandersetzung statt: Die Beziehungsfeministinnen erschrecken vor dem rücksichtslosen Individualismus einiger Feministinnen mit dem Credo „Individuum als Selbstzweck", während die Individualfeministinnen der anderen Seite vorwerfen, keine echte Überwindung des Status quo anzustreben. Offen warnt davor, eine Bewertung dieser beiden Modelle vorzunehmen: „Wenn wir den Beziehungsfeminismus nur deshalb ablehnen, weil er falsch angeeignet werden kann, dann müssen wir den Individualfeminismus aus denselben Gründen ablehnen." (S. 125). Die Autorin bemüht sich um eine universelle historische Feminismus-Definition, die keine Strömung ausgrenzt. Nach ihrer Definition gelten alle jene als Feminist(inn)en, die drei Kriterien erfüllen: 1. Akzeptanz der eigenen Werte, Bedürfnisse und Lebenserfahrungen von Frauen als deutlich unterschieden von einem von Männern erfundenen Weiblichkeitsideal, 2. Klarwerden und Entrüstung über die Benachteiligung von Frauen durch männliche Normen und Regeln, 3. Eintreten für die Beseitigung dieser Ungerechtigkeit.

Am Beispiel der frühen feministischen Philosophin Louise Dittmar (1807–1884) läßt Dagmar Herzog in ihrem Aufsatz „Wo liegt der Unterschied?" deutlich werden, daß eine Entscheidung für den Beziehungs- oder Individualfeminismus jedoch nicht zwingend notwendig war. Vielmehr finden sich in vielen Texten des 19. und 20. Jahrhunderts Elemente beider Richtungen. Dies muß aber nicht als Widerspruch zu Offens Sichtweise verstanden, sondern kann auch als Bestätigung für die Notwendigkeit einer umfassenden Feminismus-Definition gewertet werden, die allen Ansätzen gerecht wird. Dittmars Feminismus erfüllte die von Offen aufgestellten Kriterien, ohne sich eindeutig einer Richtung zuordnen zu lassen. Ohne die Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu leugnen, betonte Dittmar die *Belanglosigkeit* dieser Unterschiede für bestimmte Bereiche, wie etwa wirtschaftliches oder politisches Handeln. „Laut Dittmar lag der politisch relevante Unterschied nicht zwischen Männern und Frauen, wie ihre Widersacher glaubten, sondern zwischen Individuen in all ihrer unendlichen Vielfalt." (S. 85).

Einige weitere Aufsätze liefern interessante Beispiele dafür, wie die Geschlechtergeschichte die traditionelle Geschichtsschreibung neu beleuchtet bzw. ganz neue Fragen aufwirft: So untersucht Frances Gouda etwa in ihrem Aufsatz „Das ‚unterlegene' Geschlecht der ‚überlegenen' Rasse" den Zusammenhang von Rasse und Geschlecht als Ordnungsprinzipien einer hierarchischen Gesellschaft und kommt zu dem Schluß: „Denn obwohl die weißen Frauen unter vergleichbaren patriarchalen Beschränkungen litten und in der Formulierung des kolonialen Diskurses fast nichts zu sagen hatten, spielten sie die Glaubenssätze des Kapitalismus gegen die Einheimischen aus und ließen sie ihre vorgeblich rassische Vorrangstellung spüren: Sie waren zwar das *unterlegene Geschlecht*, gehörten aber der *überlegenen Rasse* an." (S. 199).

In ihrem Aufsatz „Geschlecht als Unordnungsprinzip: Überlegungen zu Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung" hinterfragt Kathleen Canning eine wesentliche Erkenntnis der deutschen Arbeitergeschichtsschreibung: das von Jürgen Kocka u. a. etablierte Stufenmodell des Klassenbildungsprozesses. Canning kann nachweisen, daß das Modell durch die Einführung der historischen Kategorie „Geschlecht" gründlich erschüttert wird und Fragen nach seiner weiteren Brauchbarkeit aufwirft.

Ebenso zeigen einige Aufsätze des Bandes aber auch, daß durch die spezielle Perspektive der Geschlechtergeschichte Fragestellungen auftreten, die neue Erkenntnisse über die Struktur einer Gesellschaft und ihr politisch gewolltes Werte-Empfinden hervorbringen. Der Beitrag von Catherine Stodolsky über „Geschlecht und Klasse im Kaiserreich" deckt auf, wie stark bestimmte gesellschaftliche Werte mit einem Geschlecht assoziiert wurden. Die Abwehrkämpfe der männlichen Kollegen, um Frauen aus der Berufsgruppe der Volksschullehrer fernzuhalten, diente dem verzweifelten Bestreben, die Familie als Quelle von Gehorsam und deutschem Nationalstolz aufrechtzuerhalten, was durch die „Feminisierung" der Schule gefährdet schien. Die Autorin kann nachweisen, daß das Eindringen von Frauen in den Lehrerberuf darüber hinaus die Ideologie der sozialen Rollenverteilung in Frage stellte und die Künstlichkeit des Geschlechterdualismus offenlegte. Damit erschütterte die „Lehrerinnenfrage" die Grundfesten der wilhelminischen Gesellschaft.

Resümierend läßt sich festhalten, daß jeder der Beiträge eine Fülle wichtiger Anstöße für die Debatte um die Geschlechtergeschichte liefert. Daher wird das Buch „Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel" einiges dazu beitragen können, die Akzeptanz des Faches Geschlechtergeschichte in Deutschland zu vergrößern – das ist ein großes Verdienst der Herausgeberin.

Anna Köbberling

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1993. Hrsg. vom Arbeitsbereich DDR-Geschichte im Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung der Universität Mannheim; Hermann WEBER, Dietrich STARITZ, Günter BRAUN, Jan FOITZIK. Red.: Carsten TESSMER. – Berlin: Akademie Verlag 1993. 552 S.

Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus sowjetischer Prägung in den Ländern der Sowjetunion, Mittel- und Osteuropas haben sich auch die Determinanten der Kommunismusforschung seit 1989 grundlegend geändert. Zugleich ist den Forschenden aus aller Welt ein großer Teil der früher verschlossenen Partei- und Staatsarchive der ehemals kommunistischen Staaten zugänglich geworden, so daß in zweifacher Hinsicht von einer neuen Epoche in der Erforschung des Kommunismus, der kommunistischen Parteien, Bewegungen und Herrschaftssysteme gesprochen werden kann. Dieser grundlegende Wandel stellt für die Sozial- und Geisteswissenschaften eine Herausforderung dar, auf die die Mannheimer DDR- bzw. Kommunismusforscher um Hermann Weber und Dietrich Staritz mit der Gründung des „Jahrbuchs für Historische Kommunismusforschung" reagiert haben, dessen erster Band nun vorliegt. Mit über 500 großformatigen Seiten, zahlreichen Abhandlungen und Aufsätzen, Dokumentationen, biographischen Skizzen, Forschungs-, Archiv- und Tagungsberichten und einem 150 Seiten starken Rezensionsteil ist das Jahrbuch ein für seinen Forschungsbereich einzigartiges Publikationsorgan. Der international besetzte Beirat und die Veröffentlichungen von Autoren aus Rußland, Griechenland, Serbien, Litauen, Polen, Tschechien, Kanada und den USA unterstreichen den Anspruch der Herausgeber, mit dem Jahrbuch ein Forum zu schaffen, das einen Beitrag zu „planvoller internationaler Zusammenarbeit und regelmäßigem Meinungsaustausch einer möglichst großen Zahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern" (Vorwort, S. 10) leisten will. Will man Schwerpunktthemen des ersten Bandes ausmachen, so müssen die Begriffe Stalinismus, „Säuberungen" und Rehabilitierungen sowie die Geschichte der Kommunistischen Internationale genannt werden. Damit erschöpft sich freilich nicht die Spanne der Themen. Bei der Vielzahl der Beiträge kann hier nur auf einige eingegangen werden.

Eingeleitet wird der Band mit einer Arbeit von Bernd Bonwetsch über den Stalinismus in der Sowjetunion der dreißiger Jahre. Der Bochumer Rußlandhistoriker umreißt in kompetenter Weise und in umfassender Kenntnis auch der neuesten westlichen und russischen Literatur die „Deformation einer Gesellschaft". Bonwetsch verbindet seine Ausführungen mit der Darstellung (und der Kritik) der bisherigen Forschungsansätze; er skizziert sowohl die Lage „der größten und ausschließlichen Verlierer" von Stalins „Revolution von oben", der Bauern, als auch die Situation der Arbeiter, denen neben verstärktem Druck und Disziplinierungsversuchen auch eine Reihe von Aufstiegschancen geboten wurden. Dem Problem „Terror und Gesellschaft" wird ein abschließendes Kapitel gewidmet, wobei sich Bonwetsch gegen die unter anderem von J. Arch Getty vertretene These wendet, der „Terror" sei eine Reaktion auf den Konflikt zwischen Zentrum und Peripherie gewesen, der das Land „unregierbar" gemacht hätte. Die „Unregierbarkeit" resultierte nach Meinung Bonwetschs vielmehr aus der Weigerung des bürokratischen Apparates, Verantwortung zu übernehmen, ein

Verhalten, zu dem die Mitglieder des Apparates gezwungen wurden, da ihre Stellung jederzeit gefährdet war. Am Ende der dreißiger Jahre stand, so Bonwetsch, eine terrorisierte, eingeschüchterte und „atomisierte" Gesellschaft, deren einzelne Mitglieder wohl bereit waren, sich den Anforderungen des Staates so weit wie möglich zu entziehen (Bummelei, häufiger Wechsel des Arbeitsplatzes, Alkoholismus usw.), die jedoch dem übermächtigen Staat vereinzelt gegenüberstanden. So war die sowjetische Gesellschaft, so schließt der Verfasser, zu Widerstand unfähig, da die „Zustimmung zum stalinistischen System ebenso zum Krankheitsbild dieser Gesellschaft gehörte wie der offensichtlich unerschütterliche Glaube an Stalin" (S. 36). „Zustimmung" und „Unfähigkeit zum Widerstand" sind jedoch unterschiedliche Erklärungsansätze. Bonwetschs Fazit ignoriert dann doch den Unmut und Haß breiter Bevölkerungsschichten (z. B. der Bauern), den sie gegenüber dem „System" und gegenüber Stalin persönlich empfanden und der sich zum Beispiel beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in der Kollaborationsbewegung mit den vermeintlichen Befreiern zeigte. Letztlich ist die Frage noch nicht hinreichend beantwortet, warum es trotz der Abwesenheit einer allgemeinen aktiven politischen Unterstützung des Systems nicht zu einem breiteren Widerstand gekommen ist. Es bleibt zu hoffen, daß die in Rußland seit einiger Zeit aufgenommene „Widerstandsforschung" hierzu einiges beitragen wird.

Die Parteischulung, die junge Kommunisten aus aller Welt im Moskau der zwanziger und dreißiger Jahre durchliefen, beschreibt anhand von Archivdokumenten Leonid Babičenko, ein Mitarbeiter am „Russischen Zentrum", dem ehemaligen Zentralen Parteiarchiv in Moskau. In seinem Aufsatz „Die Kaderschulung der Komintern" geht es sowohl um die Entstehung und Entwicklung dieses Schulungssystems als auch um den Alltag der Studierenden an den Kominternschulen, der je nach politischem Kurswechsel zahlreichen Veränderungen unterworfen war. Gerade zu letzterem Thema hätte man sich eine ausführlichere Darstellung anhand von einem oder mehreren Fallbeispielen gewünscht. Auch die Heranziehung der zahlreichen Memoiren ehemaliger Absolventen der Kaderschulungen hätte das Bild des Schulalltags anschaulicher gemacht. Dennoch ist Babičenkos Beitrag eine wichtige Einführung zu diesem bisher nicht systematisch aufgearbeiteten Thema. Die alleinige Nutzung von Archivquellen bzw. die Ignorierung oder Unkenntnis veröffentlichter Quellen ist allerdings eine Gefahr, der vor allem die russischen Historiker erliegen, wie zum Beispiel auch an Aleksandr Vatlins Aufsatz über die „Russische Delegation in der Komintern" im vorliegenden Band zu sehen ist.

Einem bisher kaum erforschten Thema hat sich der in Montreal lebende Kees N. Boterbloem zugewandt, nämlich den stalinistischen „Säuberungen" in der Provinz der Sowjetunion. Er versucht diese anhand der Ereignisse der Jahre 1937–1938 in dem Gebiet Kalinin, dem ehemaligen und heute wieder so benannten Tver', nachzuzeichnen. Boterbloem kommt zu dem Ergebnis, daß die Kollektivierung der Landwirtschaft am Ende der zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre von der Bevölkerung dieses Gebietes als weitaus einschneidender empfunden wurde als die Säuberungen in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, da sie weitaus mehr Menschen betraf. Dies bedeutet jedoch nicht, daß der „große Terror" nicht auch in der Provinz nach dem Vorbild Moskaus ausgeübt wurde: Im Gebiet Kalinin waren einige zehntausend Menschen von den Verfolgungen betroffen (von ihnen wurden 1988–1989 über 15000 rehabilitiert), wobei die Verhaftungen nicht auf Parteimitglieder beschränkt blieben. Das NKVD unterhielt im Kalininer Gebiet elf Gefängnisse, 26 Arbeitslager, sechs Waisenheime und zwei Heime für Jugendliche – ein großer Teil der Gefangenen wurde jedoch in die Lager im Norden des Landes deportiert. Das Ausmaß der „Säuberungen" der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre kann der Verfasser für das von ihm untersuchte Gebiet freilich nicht genau bestimmen: Angaben hierüber wären in den Archiven des NKVD zu suchen, die jedoch weiterhin verschlossen sind.

Daß historische Kommunismusforschung sich nicht nur mit 40, 50 oder mehr Jahre zurückliegenden Ereignissen beschäftigt, zeigt neben anderen Beiträgen die Dokumentation „Klassengegner gelungen einzudringen ..." von Rainer Eckert, Mechthild Günther und Stefan Wolle. Sie zeichnet die politische Verfolgung von Studenten der Humboldt-Universität am Beispiel der Sektion Geschichte in den Jahren 1968 bis 1972 nach. Die Arbeit, entstanden im Rahmen eines Seminars am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität, beleuchtet anhand von Akten des MfS-Archivs, des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs der SED und der Handakten der Sektion Geschichte die Repressionsstrukturen, denen anpassungsunwillige Studenten, die mit den Reformen in der Tschechoslowakei sympathisierten, ausgesetzt waren. Die Einleitung zur Dokumentation erläutert nicht nur den Ablauf der Ereignisse an der

Universität in den Jahren 1968 bis 1972, sondern stellt auch den Gegenwartsbezug her, denn die Forschungsarbeit fand während der Auseinandersetzung um eine Erneuerung der Universität und die Stasi-Verstrickungen einzelner Professoren statt.
Aus der Reihe der biographischen Skizzen soll noch der Beitrag des Schweizer Historikers Peter Huber hervorgehoben werden, der dem Schicksal von Berta Zimmermann, einer Schweizer Kommunistin, die im Geheimapparat der Komintern (OMS) in Moskau tätig war, gewidmet ist. 1937 fiel sie dem „großen Terror" zum Opfer. Anhand des Studiums ihrer Kaderakte aus dem Moskauer Parteiarchiv gelingt es Huber, über die Beschreibung des persönlichen Schicksals hinaus auch die Strukturen des Geheimapparates der Komintern zumindest teilweise offenzulegen. So kann er einiges über den konkreten Ablauf der Säuberung dieses Apparates, der mehr und mehr vom NKVD übernommen wurde, aufklären.
Zu bedauern sind die formalen Mängel des Jahrbuches. So werden verschiedene Transkriptionsarten wild durcheinandergeworfen, als gäbe es keine Regeln für die wissenschaftliche Transliteration kyrillischer Buchstaben. Die meist benutzte, als „Duden-Transkription" bekannte Lautübertragung wird nicht konsequent angewendet, sondern wechselt mit wissenschaftlicher Transliteration ab, bei der dann aber alle diakritischen Zeichen verschwunden sind (S. 145–159). Zuweilen fehlen die entsprechenden Buchstaben ganz, oder es haben sich russische Originalbuchstaben eingeschlichen (BKP statt WKP oder VKP). Manche Umschriften sind überdies (nach allen denkbaren Transkriptions- bzw. Transliterationsarten) schlichtweg falsch. Solche Fehler wirken sich auf die wissenschaftliche Reputation des Jahrbuchs sicherlich nicht fördernd aus und sind hoffentlich als Startschwierigkeiten dieses insgesamt sehr verdienstvollen Unternehmens zu verbuchen, dem man ein langes Leben wünschen muß.

Markus Wehner

OBERKROME, Willi: **Volksgeschichte. Methodische Innovationen und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 101). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1993. 307 S.

Es ist Willi Oberkrome gelungen, eine scheinbar vergessene, aber bedeutende Disziplin der deutschen Geschichtswissenschaft zu rekonstruieren. Diese sog. Volksgeschichte habe schon in den zwanziger Jahren den Historismus methodisch überwunden, indem sie erstmals die Verfahren der historischen Sozialwissenschaften wie die empirische Datenerhebung, die Statistik und die Kartographie erfolgreich interdisziplinär einsetzte. Überdies hob sie das Volk und seine sozialen Beziehungen zu einem Untersuchungsgegenstand ersten Ranges empor, womit sie den traditionellen Personen- und Staatszentrismus überwunden habe (S. 220 ff.). Diese Erfolgsbilanz ist aber davon getrübt, daß die Genese der Volksgeschichte mit der antimodernen, völkisch orientierten Kulturkritik konservativer Eliten verbunden war. Sie nahm unter Karl Lamprecht als epochemachende „Kulturgeschichte" ihren Anfang, wurde von so prominenten Historikern wie Hermann Aubin und Hans Rothfels in der Weimarer Republik als „Volksgeschichte" ausgebaut und ist von ihren Schülern, Werner Conze und Theodor Schieder, im Dritten Reich zu einem Höhepunkt getrieben worden. Die personellen und methodischen Kontinuitäten von der Volks- zur Strukturgeschichte der fünfziger Jahre hebt Oberkrome deutlich hervor. Die Brisanz dieser Kontinuitätsthese enthüllt sich in der historisch-politischen Gesamtkonzeption der Volksforschung.
Der methodologische Kern der Volksgeschichte ruhte von Anfang an auf einem antidemokratischen, irrationalen und völkisch definierten Begriff von Volkstum (S. 22). Das Volk, die mythisch verbrämte Gemeinschaft ethnisch reiner Deutscher, war für die Volksforscher eine Schlüsselkategorie, um bewußt gegen den pluralistischen Gesellschaftsbegriff der Republik anzugehen. Der radikale Nationalismus speiste sich sowohl aus dem „Fronterlebnis" des Weltkrieges, als auch aus den Erfahrungen der Freikorpskämpfe im Baltikum und in Südosteuropa (S. 23). Das sog. Grenz- und Auslandsdeutschtum wurde als Vorbild einer neuen Hegemonialordnung über Mitteleuropa angesehen; es stand im Ruf, im Verlauf der völkischen Kämpfe an den Ostgrenzen gegenüber den slawischen Völkern besonders resistent zu sein. Somit avancierten die Auslandsdeutschen gleichermaßen zu einem völkischen Vorbild und zu einem Untersuchungsobjekt ersten Ranges. Obwohl die Wissenschaftler der Volkstumsforschung offenbar äußerst regressiv waren, wuchs aus ihrem Kreis eine neue Wissenschaftsdisziplin hervor, die nach Oberkrome ein bedeutendes Innovationspotential freisetzte.
Das wichtigste Zentrum dieser „innovativen" Volksforschung war in der Weimarer Republik die

Leipziger „Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung". Ihre Mitglieder, solche Landeshistoriker wie Hermann Aubin und Rudolf Koetzschke, aktivierten, wie Oberkrome nicht ohne sprachliches Vermögen schreibt, gegen die „oft schmerzlich empfundene volkswissenschaftliche Insuffizienz der ‚deutschen Mandarine'" das „ethnozentrische Axiom". Oberkromes Lesart nach löste der Volksbegriff das politikgeschichtliche Paradigma vom „Staat" ab, womit immerhin die „Normativität älterer historischer Traditionen" in Frage gestellt worden sei (S. 35). Wenngleich die methodische Progression auch zunächst nur darin bestand, eine soziographische Erfassung der Auslandsdeutschen mit Hilfe von Nationalitätenstatistiken und kartographischen Verfahren zu erproben.

Daß landesgeschichtlich orientierte Historiker wie Hermann Aubin und Rudolf Koetzschke innerhalb der Leipziger Stiftung wissenschaftlich verbrämte Propaganda produzierten, um die nach dem Versailler Vertrag an Polen fallenden Territorien als unrechtmäßig angeeignet zu kennzeichnen, wird ausführlich dargestellt (S. 57). Sehr interessant ist hier die Verklammerung von obskurer Propaganda und scheinbar wissenschaftlich hochwertiger Forschung. Beispielsweise bewertete Walter Kuhn als „Sprachinselforscher" den Anteil deutscher Kolonien am wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau Osteuropas höher als den der slawischen Kulturen. Der schollengebundene deutsche Bauer wurde als „Pionier echten Deutschtums" emporstilisiert (S. 60). Solche Aussagen schienen – freilich im innovativen Sinne Oberkromes – immerhin empirisch abgesichert, denn Kuhns Sprachinselforschung stützte sich auf die neuen Methoden der ethnohistorischen Statistik.

Daß der rasante Aufstieg „der neueren ethnisch orientierten Landesgeschichte" gegenüber der traditionell geprägten Zunft nahezu „konfliktfrei" verlief, obwohl der Historismus offensichtlich methodisch angegriffen wurde, gilt Oberkrome als sicher (S. 90). Kein geringerer als Hans Rothfels war die herausragende Integrationfigur zwischen der Volks- und der Politikgeschichte (S. 96). Seine „singuläre Leistung" bestand darin, das „klassische Sujet der deutschen Geschichtsschreibung in engsten Zusammenhang mit der modernen Volksforschung" gerückt zu haben. Er kritisierte den „Irrglauben standpunktloser Objektivität" und forderte, daß die „Bedeutung des Grenzkampfes als Ringen um die völkische Subsistenz" forschungsleitend sein sollte (S. 96). Hans Mommsen zitierend schreibt Oberkrome, daß hier das Schlagwort einer „Front von Reval bis Bukarest" gemeint war. Sie galt als „Experimentierfeld für die reale Umsetzung völkischer ‚Utopien'" (S. 96). Daß die neue Volksgeschichte die Hürde zu einer mustergültigen modernen Disziplin nicht erklomm, lag an der Überlagerung der innovativen Methoden durch einen radikalen Nationalismus. Oberkrome spricht hier von einer antimodernen „geistigen Prädisposition", die sich als „retardierendes Moment im konkreten Forschungsbetrieb" ausgebildet habe. Insofern billigt er der Volksgeschichte nur eine „heuristische Progressivität" zu (S. 100).

Mit dem Schluß, daß die völkische Geschichtswissenschaft von 1918 bis 1933 eine sehr einflußreiche Disziplin war, die hochgradig politisiert gegen Weimar antrat, um Deutschlands Griff nach der Weltmacht erneut zu rechtfertigen, ist Oberkrome eine hervorragende Forschungsleistung gelungen. Andererseits verlieren die Kapitel über die Volksgeschichte im Dritten Reich an begrifflicher und darstellerischer Konsistenz, weil Oberkrome den für seine Studie zentralen Modernisierungsbegriff nicht eindeutig definiert hat. Während er einerseits Modernität umfassend mit der gesellschaftlichen und staatlichen Durchsetzung von Emanzipationschancen und Rationalität identifiziert, reduziert er andererseits Modernität auf die Fortschrittlichkeit der Methoden der Volksforschung, indem er lediglich ihre statistischen und kartographischen Verfahren, abgelöst vom konkreten Inhalt, als hinreichenden Ausweis für Modernisierung ansieht. Diese Begriffsunsicherheit wird besonders in den Kapiteln IV und V problematisch, die auf die Rolle der Volksgeschichte im NS-Regime näher eingehen.

Viele Vertreter der Zunft stellten ihre Forschungen ab 1933, zunehmend aber mit Beginn des Vernichtungskrieges gegen Polen, voll und ganz in den Dienst des NS-Regimes. Mit Hilfe ihrer „innovativen" Methoden halfen sie, nicht-deutsche Nationalitäten kartographisch einzukreisen, während sie publizistisch den Generalplan-Ost, das heißt die Vernichtung der Juden und die Siedlungskonzepte des NS-Regimes unterstützten (S. 104 ff.). Trotzdem ordnete Oberkrome diesen Aspekt in die Erfolgsstory der Moderne ein. Er geht von der Prämisse aus, daß sich im NS-Regime zwar „antizivilisatorische" Vorlesungen und „‚Blut- und Boden'-Lehren" etablierten; sie standen aber vor dem „zeitgemäßen" Versuch zurück, „eine industrielle Massengesellschaft ‚volksgemeinschaftlich'", das heißt die „Klassenschranken nivellierend und sozialstaatlich abgesichert", zu organisieren. Insofern sei das Dritte Reich ein „Janus-Kopf"- Regime gewesen, in dem moderne und antimoderne Elemente

„ambivalent" angelegt gewesen seien (S. 102). Er knüpft hier an das umstrittene Modernisierungskonzept von Prinz/Zitelmann an.

Die zwei Gesichter der Volksgeschichte stellt Oberkrome anschaulich am Beispiel der „Soziologisierung" der nordostdeutschen Volksforschung dar. Er begründet die wachsende Bedeutung soziologischer Methoden mit dem Zwang, für das Regime „Steuerungswissen" zu produzieren (S. 106). Das wissenschaftliche Zentrum für dieses nationalsozialistische „social engeneering" war die „Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumordnung" (RAG). Hier arbeiteten Soziologen und Historiker, darunter Hermann Aubin, interdisziplinär zusammen. Die Arbeiten der RAG gingen so weit, daß 1940 wirtschaftspolitisch relevante Listen über die „Siedlerreserven für die neuen Ostgebiete" für den berüchtigten „Generalplan-Ost" bereitgestellt werden konnten. Oberkrome wertet diesen Vorgang als Ambivalenz: Einerseits galten ihm solche Beteiligungen als Beweis, daß die Soziologie zu „rationaler" „methodisch exakte[r] Sozialforschung" fähig war, andererseits verkennt er nicht, daß sie zu einem „Präzisionsinstrument eines völkermörderischen Expansionismus" verkam (S. 110). Ob die Soziologisierung der Geschichtswissenschaft bei den Historikern nicht ebenfalls von einer Teilnahme an der nationalsozialistischen Volkstumspolitik gekrönt war, verneint Oberkrome ausdrücklich.

Doch gerade die nordostdeutschen Forschungen ließen sich von dem Gedanken des mit wissenschaftlichen Mitteln geführten „Grenzkampfes" stark leiten. So betrachtete Werner Conze in seiner Dissertation die deutsche Sprachinsel Hirschenhof als gesichertes „Stück deutschen Volksbodens". Diese Enklave sei in einen ständigen Kampf mit den Russen verwickelt gewesen, um ihre ethnische Homogenität zu erhalten. Obwohl Oberkrome dieses Werk als modernen „Höhepunkt der Königsberger" Forschungen lobt, räumt er ein, daß seinem Urteil gleichwohl ein „empirisch kaum überprüfbares Vertrauen auf die Leistungsstärke deutschen Hofbauerntums" zugrunde liege (S. 140). Nichtsdestotrotz bekräftigt er seine Hypothese, daß die Volksgeschichte innovative Züge besaß. Je mehr sich aufgrund der einschlägigen Quellen die Hinweise empirisch verdichten, daß Werner Conze und Hermann Aubin offen NS-Propaganda produziert hatten, spricht er nur von schwer bewertbaren Ambivalenzen (S. 145).

Ob „der völkisch-bündische Traum von der vollendeten Gesellschaft" ab 1935 bis 1945 nicht doch „in den Alptraum einer totalitären Realität einmündete", bleibt für Oberkrome eine berechtigte Frage. Er wehrt aber von vornherein die Möglichkeit ab, daß die nord- und ostdeutsche Volksforschung von Albert Brackmann, dem Nestor der Volksforschung, zentral organisiert mit den volkspolitischen Behörden des Dritten Reiches vernetzt wurde. Nur so ist es zu erklären, daß er augenfällige Hinweise für die Beteiligung der Historiker an der bevölkerungspolitischen Propaganda im NS-Regimes nicht in ihren historischen Kontext einzuordnen vermag. Beispielsweise plädiert Werner Conze in dem Tagungsband für den Bukarester Soziologentag von 1939 für eine „Entjudung" der polnischen Städte, um für den bäuerlichen Bevölkerungsüberschuß Stellen in Handwerk und Handel freizubekommen. Oberkrome ist weit davon entfernt, solche volkspolitischen Überlegungen als integralen, antimodernen Bestandteil der Volksgeschichte anzuerkennen. Immer wieder schiebt er Passagen ein, die auf die methodische Progressivität der Volksgeschichte insistieren (S. 215).

Nur vor dem Hintergrund der teleologisch zugespitzten Modernisierungstheorie ist sein Resümee plausibel: Mit der Berufung auf den Volksbegriff habe sich in der „professionellen deutschen Geschichtsschreibung" erstmals die Erkenntnis durchgesetzt, daß das „einfache Volk" ein autonomer „Gestalter vergangener Wirklichkeit" sei. Damit habe Volksgeschichte „Verfahren tendenziell antizipiert", die erst in den sechziger Jahren unter dem liberalen Paradigma „Gesellschaft" wirkungsmächtig wurden. Ohne Zweifel führt hier der Zwang, in allem und jedem Rationalisierungsprozesse und Modernisierungsschübe zu sehen, zu einer problematischen Einordnung der Volksgeschichte. War die Finalisierung der Forschung zu dem Zweck, die deutschen Minderheiten im Ausland von den als „fremdvölkisch" abqualifizierten slawischen Volksgruppen kartographisch abzugrenzen, um Gebietsansprüche geltend zu machen, nicht eine Pervertierung der Wissenschaft? Es ist ohne Zweifel empirisch nachzuweisen, daß die Historiker ab 1937 in die bevölkerungspolitischen Planungen des NS-Staates institutionell eingebunden waren. Die wichtigen Akten, die Auskunft über diese institutionelle Vernetzung geben, sind von Oberkrome nicht berücksichtigt worden. Er stützt sich einseitig auf die bis 1937 reichende Korrespondenz im Nachlaß von Hermann Aubin. Der Briefwechsel, den er als führender Historiker im Rahmen der Ostpolitik des NS-Regimes bis 1945 führte, ist aber nur im Nachlaß von Albert Brackmann vollständig erhalten. Freilich wäre es überspitzt, diese Kritik höher zu bewerten als Oberkromes Verdienst, erstmals eine umfassende Monographie

über die Volksgeschichte vorgelegt zu haben. Die Diskussion wird hier fruchtbar anknüpfen.

Ingo Haar

MEIER-RUST, Kathrin: **Alexander Rüstow. Geschichtsdeutung und liberales Engagement** (= Sprache und Geschichte, Bd. 20). – Stuttgart: Klett-Cotta 1993. 305 S.

Zu Rüstows 100. Geburtstag schrieb der Journalist Günther Nonnenmacher in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (6. 4. 1985), daß Alexander Rüstows „Grundideen [...] heute zum Allgemeingut in Wirtschaftswissenschaft und -politik geworden" seien, daß Rüstow selbst aber „heute weitgehend in Vergessenheit geraten" sei. Letzterem wirkt Kathrin Meier-Rusts Studie entgegen. Das Buch ist mehr als eine Biographie. Meier-Rusts Interesse entzündet sich daran, daß Rüstow einer der letzten Vertreter eines „universalgeschichtlichen" Ansatzes, eher Geschichtsphilosoph als Historiker war. Entsprechend sind die Gewichte verteilt. Auf einen knapp hundertseitigen biographischen Aufriß folgt eine umfangreiche kritisch-historiographische Auseinandersetzung mit Rüstows Hauptwerk, der „Ortsbestimmung der Gegenwart" (3 Bde., 1950–1957).

In der biographische Skizze wird das Leben eines hellwachen und unruhigen Geistes gezeichnet. Vor dem Weltkrieg aktiv in der Jugendbewegung, war Rüstow später im Kreis der religiösen Sozialisten um Tillich engagiert und konvertierte schließlich, in einem weltanschaulichen Sprung, zum Neoliberalismus. Die jugendbewegte, aber säkulare Gemeinschaftsbegeisterung der Anfänge machte Rüstow zu einem Außenseiter sowohl unter seinen sozialistischen als auch später seinen ordoliberalen Gesinnungsfreunden. Meier-Rust zeichnet Kontinuitäten und Brüche dieser Biographie anhand der Schriften und von Briefen aus Rüstows Nachlaß nach. Gelegentlich hätte man sich mehr Detailgenauigkeit gewünscht, der Text ist gleichwohl die beste biographische Annäherung, die ich kenne.

Der systematische Teil des Buches beginnt mit einer Kritik der für Rüstows Arbeit zentralen Überlagerungsthese, nach der Hochkultur sich aus der vorstaatlichen Gemeinschaft durch nomadische Eroberung entwickelte; Staatlichkeit ist hiernach wesentlich das Ergebnis von Gewalt. Meier-Rusts Kritik am Überlagerungstheorem ist umfassend und vernichtend; man ist geneigt, ihre Arbeit an dieser Stelle zur Seite zu legen und Rüstow in der Kategorie interessant-engagierter Irrtümer abzuheften. Was folgt, sind mehr als hundert Seiten Feinanalyse der „Ortsbestimmung". Die Erzählweise Rüstows wird problematisiert, Bauelemente seiner geschichtsphilosophischen Konstruktion werden herausstellt und Bezüge zur zeitgenössischen historischen Diskussion aufgezeigt. Meier-Rust schreibt noch in den trockensten analytischen Passagen eine mehr als lesbare Prosa; die Arbeit ist ebenso von der großartigen Metaphorik Rüstows getragen, wie sie sich auf eine kritische Durchleuchtung genau dieser Metaphorik versteht.

An mehreren Stellen bezieht die Autorin Rüstow auf die aktuelle historiographische Diskussion. So identifiziert sie den Totalitarismustheoretiker Rüstow als einen Vorläufer Ernst Noltes in der im „Historikerstreit" breit problematisierten These, daß Faschismus und Nationalsozialismus als Folge des sowjetischen Bolschewismus zu verstehen seien (S. 169); so exponiert sie Rüstow im Kontext der deutschen Sonderwegdiskussion (S. 174 ff.); so charakterisiert sie Rüstows Arbeit überzeugend als eine Dramatisierung des „Kalten Krieges" zum „Endkampf" (S. 133 f.) zwischen Gut und Böse.

Gelegentliche Längen und manchmal bemühtgelehrige Verweise deuten auf die Herkunft der Arbeit hin – sie geht auf eine Züricher Dissertation von 1988 zurück. In der Literaturliste gibt es einige Lücken, dies vor allem dort, wo Rüstow nicht historisch, sondern sozialwissenschaftlich diskutiert wurde. Es mag problematisch sein, eine Arbeit in dem zu kritisieren, wovon sie nicht handelt und nicht handeln will: Meier-Rust entschied sich, Rüstows wirtschaftstheoretische und politische Arbeiten nur peripher zu berücksichtigen (S. 88). Zwar vermerkt sie, daß die „Ortsbestimmung" von ihrem Verfasser als eine „neoliberale Geschichtsphilosophie" gemeint und daß Rüstow einer der prominentesten Verfechter der ordoliberalen Schule war, jener nationalökonomischen Schule um Walter Eucken, die sich die „Soziale Marktwirtschaft" als ihren Erfolg zuschrieb. Ohne den politisch-wirtschaftstheoretischen Kontext aber bleibt die Einordnung von Leben und Werk Rüstows nicht nur für Weimar, sondern auch in der Nachkriegszeit in einigen Passagen blaß. Meier-Rust behandelt Rüstow nur als Historiker; selbst dessen liberale Kollegenschelte in der Studie „Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus als religionsgeschichtliches Problem" sieht sie als das, was sie auch, aber eben nicht nur war, nämlich Beitrag zur historischen Säkularisationstheorie. Meier-Rust verfehlt so gelegentlich genau das, was Rüstow

auch heute noch lesenswert macht: seinen Beitrag zum Selbstverständnis der „Sozialen Marktwirtschaft" und seine wissenschaftlich-polemische, wache Zeitkritik.

Dieter Haselbach

Wer war wer – DDR. Ein biographisches Lexikon. Hrsg. von Jochen ČERNY. – Berlin: Ch. Links Verlag 1992. 538 S.

Die vorliegende Publikation hat sich inzwischen in der Praxis bewährt. Bereits das Erscheinen des biographischen Lexikons war mit einer relativ großen Aufmerksamkeit der Medien verbunden. Das positive Echo schloß auch Kritik ein. Diese scheint für die Weiterführung des Bandes in Nachauflagen sowie für die laufenden biographischen Forschungen zur DDR-Geschichte durchaus konstruktiv nutzbar.

Das Lexikon des Ostberliner Verlages Ch. Links enthält die Kurzbiographien von 1510 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der DDR, von Politikern und Funktionären, von Wirtschaftskadern und Wissenschaftlern, von Medienverantwortlichen und Militärs, von Künstlern und Sportlern. Letztere werden besonders häufig vorgestellt, wohl unter dem Aspekt der allseitigen Beachtung und Bewunderung, die der Staat DDR vor allem dem Leistungssport schenkte. Es kann sich wohl keine Gruppe oder Schicht besonders benachteiligt fühlen. Eine stichprobenartige Durchsicht bei drei Anfangsbuchstaben ergab allerdings einige beachtenswerte Auslassungen: Unerwähnt blieben nämlich z. B. die Schriftsteller Peter Edel und Fritz Erpenbeck, der Parteifunktionär Lex Ende und der Schauspieler Eberhard Esche. Weiterhin können der Leipziger Superintendent Friedrich Magirius, der Kulturbundfunktionär Hans Mack, der Literat Willi Meinck und der Schauspieler Armin Mueller-Stahl nicht aufgefunden werden, gleichfalls nicht der Romanautor Harry Thürk, die SED-Funktionäre Ernst Timm und Kurt Turba sowie der Schriftsteller (und zeitweilige Präsident des ostdeutschen PEN-Zentrums) Johannes Tralow. Nun ist eine Vollständigkeit sicherlich kaum zu erreichen, den Leser erstaunen dafür eben einige Nennungen aus „Randbereichen" (siehe Sport).

Das vorliegende Nachschlagewerk für alle, die sich schnell über Personen der ostdeutschen Zeitgeschichte informieren wollen, umfaßt 502 Seiten Biographien, stets nach dem gleichem Muster aufgebaut: Namen, Geburts- bzw. Todestag, Berufs- oder Funktionsbezeichnung, einen chronologischen Lebenslauf in Stichworten (immer mit Herkunft, Ausbildung und den weiteren wichtigen Lebensdaten) sowie – vorwiegend bei Wissenschaftlern und Künstlern – Angaben zu deren Werk und Leistung. Abschließend findet der Leser ausgewählte Literaturangaben über Veröffentlichungen des Betreffenden, über Biographien bzw. Autobiographien. Auf die Angabe von Familienverhältnissen und auf die Nennung von jeglichen „Auszeichnungen" wurde weitestgehend verzichtet.

Im Personenregister (S. 511–530) können alle direkt vorgestellten und außerdem alle in den Biographien zusätzlich genannten Personen rasch aufgefunden werden. Das wichtige Autorenverzeichnis (S. 532 f.) erklärt die den Biographien angefügten Verfasserinitialen, nennt also alle 124 Autoren. Und schließlich werden im Abkürzungsverzeichnis (S. 533–538) die für den ungeübten Leser immer schwieriger entschlüsselbaren DDR-typischen Kürzel enträtselt.

Die große Zahl von Autoren verhinderte natürlich eine weitgehende Vereinheitlichung der Angaben. So findet der Leser viele Stile, unterschiedliche Herangehensweisen an die Darstellung des Lebenslaufs oder große Unterschiede beim Umfang der einzelnen Artikel. Diesen Problemen war auch mit drei Verlagslektorinnen nicht vollständig beizukommen. – Die Autoren verließen sich nicht auf vorliegende Nachschlagewerke, in vielen Fällen gelang die Einbeziehung der noch lebenden Personen. Wenn dazu keine Bereitschaft vorlag, mußte man wohl auch damit zurechtkommen und sich Informationen über Dritte beschaffen.

Einen gewichtigen Kritikpunkt stellt die zeitliche Eingrenzung als Auswahlkriterium für die Aufnahme in das Lexikon dar. „Nach vorn" war man bereit, den Gründungstag der DDR, den 7. Oktober 1949, insoweit flexibel zu handhaben, als daß auch Personen der SBZ-Geschichte (1945 bis 1949) einbezogen werden konnten. Am 3. Oktober 1990 setzte man allerdings „nach hinten" die äußerste Grenze. Wer bis zu diesem Zeitpunkt nicht in irgendeiner Weise hervorgetreten war, fand keine Berücksichtigung mehr. Dies bedeutete insbesondere für einige ostdeutsche Bundesminister und Ministerpräsidenten der neuen Bundesländer das „Aus".

Zum Schluß sollen die Herausgeber einmal vollständig genannt sein. Unter der Leitung von Jochen Černy wirkten Lothar Berthold, Karl Heinz Biernat, Gerd Dietrich, Conrad Grau, Heinz Heitzer (†), Dieter Hoffmann, Fredi Sumpf und Anette Vogt. Sie leisteten gewissermaßen Pionierarbeit

und haben dafür sowohl von der Fachwelt als auch von den allgemein interessierten Lesern verdiente Anerkennung erfahren. Das letzte Wort hinsichtlich biographischer Übersichten zur SBZ- und DDR-Geschichte dürfte mit dem vorliegenden Standardwerk hoffentlich dennoch nicht gesprochen sein.

Gerd-Rüdiger Stephan

SPALEK, John M. in collaboration with Adrienne ASH and Sandra H. HAWRYLCHAK: **Guide to the Archival Materials of the German-speaking Emigration to the United States after 1933. – Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den U. S. A. seit 1933.** Published for the Bibliographical Society of the University of Virginia by the University Press of Virginia. [Bd. 1]. – Charlottesville: University Press of Virginia 1978. XXV, 1133 S.

SPALEK, John M. and Sandra H. HAWRYLCHAK: **Guide to the Archival Materials of the German-speaking Emigration to the United States after 1933. – Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den USA seit 1933.** Bd. 2. – Bern: Francke Verlag 1992. XV, 847 S.

Die Erforschung der deutschsprachigen Emigration in der Zeit des Nationalsozialismus hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren zu einem eigenständigen Zweig der historischen Forschung entwickelt, der wohl wie kaum ein anderer charakterisiert ist durch eine weitverzweigte internationale Zusammenarbeit und das interdisziplinäre Miteinander verschiedener Zweige der historischen Forschung. Entstanden sind neben Darstellungen verschiedene lexikalische Nachschlagewerke von bleibendem Wert. Dazu zählt zweifellos schon der erste Band der hier zu besprechenden Arbeit.

Eines der wichtigsten Einwanderungsländer für Emigranten aus dem deutschsprachigen Raum waren die USA. Dorthin flüchteten sich vor allem zahlreiche Intellektuelle und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die im Ausland zu wichtigen Bewahrern humanistischer deutscher Kultur und Wissenschaft wurden und zur Bereicherung der Kultur ihres Gastlandes beitrugen. In möglichst umfassender Weise die von diesen Persönlichkeiten überlieferten Quellen in den amerikanischen Archiven und Bibliotheken zu erfassen, hatten sich amerikanische und deutsche Historiker, Archivare und Bibliothekare unter Leitung von Prof. John M. Spalek seit 1972 zum Ziel gestellt. Gefördert wurde das Projekt durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die National Endowment for the Humanities, Washington, die State University of New York at Albany und die Deutsche Bibliothek Frankfurt a. M.

Der systematischen Quellenerfassung lag eine Suchliste von zirka 700 Emigranten zugrunde, die von amerikanischen und europäischen Forschern zusammengestellt wurde. Das Kriterium für die beabsichtigte Aufnahme eines Emigranten in das Verzeichnis war seine Leistung bzw. Bedeutung innerhalb einer spezifischen Berufsgruppe.

Da das Projekt relativ spät in Angriff genommen wurde, mußten die Bearbeiter von vornherein bewußt Lücken in Kauf nehmen. Diese ergaben sich v. a. daraus, daß wichtige authentische Quellen unwiederbringlich verlorengegangen waren und die nach Europa zurückgekehrten Emigranten Dokumente an Archive und Bibliotheken ihrer Heimatländer übergeben hatten. Eine Übersicht am Ende des zweiten Bandes weist in knapper Form auf Aufbewahrungsstätten von Emigrantennachlässen in Europa, v. a. in Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie in Israel und in Privathand hin.[1] Gleichzeitig enthält dieser Band einen Überblick über die relevanten Einrichtungen in den USA.

War dem ersten Band noch eine relativ umfangreiche Liste von Emigranten beigefügt, zu denen bis dahin nur geringe oder keine Quellen vorlagen, förderten die nach dem Erscheinen des ersten Bandes weitergeführten Recherchen eine Reihe neuer interessanter Funde zutage. Trotz der angedeuteten Lücken fasziniert die Fülle der erfaßten Dokumente. Überwiegend sind das Materialien von Schriftstellern, Dichtern, anderen Künstlern und Naturwissenschaftlern, mit einer auffallend großen Gruppe von Psychoanalytikern. Nachgewiesen werden auch Nachlässe einer Reihe von Politikern und Gesellschaftswissenschaftlern. Im ersten Band, teilweise mit Ergänzungen im zweiten Band, sind das u. a. Politiker wie Siegfried Aufhäuser, Heinrich Brüning, Ruth Fischer, Albert Grzesinski, der Jurist Robert Max Wassilli Kempner, Toni Sender, Wilhelm F. Sollmann, Helene Stoecker, Otto Strasser und Gesellschaftswissenschaftler wie Theodor W. Adorno, Hannah Arendt, Ernst Bloch, Rudolf Carnap, Helmut Hirsch, Max Horkheimer, Friedrich Pollock, Veit Valentin und Karl August Wittfogel. Der zweite Band wird eingeleitet durch die Beschreibung der einzigen erfaßten Institution, des American Council for

Emigrés in the Professions. Dieser Bestand wird in der Bibliothek der State University of New York at Albany aufbewahrt. Im zweiten Band werden ergänzend zum ersten, u. a. Dokumente der Politiker und Gesellschaftswissenschaftler Walter A. Friedländer, George W. F. Hallgarten, Rudolf Katz, Karl Korsch, Hermann Rauschning und Kurt von Schuschnigg nachgewiesen.

Beide Bände sind alphabetisch angelegt. Die Abschnitte zu den einzelnen Personen umfassen folgende Angaben: Name und Vorname des Emigranten, Beruf und Lebensdaten; Archive und Bibliotheken, in denen Dokumente der betreffenden Persönlichkeit aufbewahrt werden, mit knappen Beschreibungen der in Betracht kommenden Bestände und des in diesen enthaltenen Materials. Zur Charakterisierung der beschriebenen Dokumente werden Kategorien der Materialien im Vorspann der Publikation benannt, die sich als Sigel bei den einzelnen Abschnitten wiederfinden. Solche Kategorien sind u. a. Autobiographisches, Briefwechsel, eigene Werke, gedrucktes Material aus Zeitungen und Zeitschriften, Bearbeitungen durch andere, Schallplatten, Interviews, Fotografien, Beschreibung der eventuell noch erhaltenen Bibliothek der Persönlichkeit, von dieser angelegte Materialsammlungen, Memorabilia, Manuskripte anderer im Bestand und Plakate. Da im Unterschied zu den herkömmlichen Spezialinventaren keine konkreten Aktensignaturen genannt werden, ist auf jeden Fall die Einsicht in die bei den Institutionen vorhandenen Findhilfsmittel erforderlich. Bei den in Privathand befindlichen Dokumenten wird sich das teilweise als schwierig erweisen. Bei der Beschreibung eines Bestandes wird auch auf besondere Benutzungsbestimmungen hingewiesen, die bei Nachlässen häufig zu berücksichtigen sind.

Ein Namenregister am Ende des jeweiligen Bandes erleichtert dem Forscher das Auffinden von Dokumenten einer Person in unterschiedlichen Institutionen und Beständen. Als sehr nützlich erweisen sich die im ersten Band angebrachten Hinweise auf abzusehende Standortveränderungen der im Verzeichnis nachgewiesenen Bestände und im zweiten Band auf weitere, nicht im Verzeichnis enthaltene, aber nach vorliegenden Informationen zugängliche, in Privatbesitz befindliche Materialien.

Zweckmäßig wäre es gewesen, wenn die Herausgeber im zweiten Band eine Überarbeitung der im ersten Band vorgelegten Bibliographie der weiterführenden Handbücher, eventuell angereichert durch die wichtigsten Veröffentlichungen zur deutschsprachigen Emigration der letzten Jahre, vorgenommen hätten.

Nachdenkenswert (und eigentlich nicht nur die in den beiden Bänden erfaßten Materialien betreffend) sollte der Wunsch der Herausgeber stimmen, die bei den aufgeführten Institutionen und Privatpersonen befindlichen wertvollen Dokumente zu gegebener Zeit der Allgemeinheit zugänglich zu machen oder zumindest durch Deponierung in einem Archiv vor ihrem endgültigen Verlust zu bewahren (S. XIX–XX).

1 Lücken vermögen die in letzter Zeit im Auftrag der Weichmann-Stiftung und von der Deutschen Bibliothek Frankfurt a. M. veröffentlichten Inventare zu den in deutschen Archiven und Bibliotheken aufbewahrten Nachlässen von Emigranten zum Teil zu schließen: Inventar zu den Nachlässen emigrierter deutschsprachiger Wissenschaftler in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland / Die Deutsche Bibliothek. Bearb. im Deutschen Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Bibliothek Frankfurt a. M. [Red. Bearbeitung Gabriele von Glasenapp und Barbara Brunn. Wiss. Leitung: Brita Eckert] (= Sonderveröffentlichungen / Die Deutsche Bibliothek, Nr. 19), München, New Providence, London und Paris 1993; Quellen zur deutschen politischen Emigration 1933–1945. Inventar von Nachlässen, nichtstaatlichen Akten und Sammlungen in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik. Hrsg. im Auftrag der Herbert- und Elsbeth-Weichmann-Stiftung von Heinz Boberach u. a., München, New Providence, London, Paris 1994.

Gerlinde Grahn

TYCH, Feliks: **Gegenwärtiger Stand der Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung in polnischen Archiven, Bibliotheken und Museen.** (Übersetzung aus dem Polnischen: Horst ZISKA). – Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung 1993. 60 S.

Der Friedrich-Ebert-Stiftung darf die wissenschaftliche Fachwelt dankbar sein, daß sie seit 1992 in loser Abfolge quellenkundliche Informationen zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Archiven, Bibliotheken und Museen der benachbarten osteuropäischen Länder veröffentlicht.[1] Nach dem Stand von November/Dezember 1992 wird der Leser mit der Situation in der polnischen Archiv-, Bibliotheks- und Museumslandschaft durch einen fachlich höchst qualifizierten Kenner vertraut gemacht. Einleitend (S. 3–8) geht der Verf. auf die spezifische historische und staatsorganisatorische Entwicklung

Polens und ihre Auswirkungen auf die Quellenlage ein. Dabei hebt er besonders die durch den Regierungsbeschluß vom 19. März 1990 eingeleiteten tiefgreifenden Veränderungen (Überführung aller der PVAP gehörenden Archive, Bibliotheken, Museen und Sammlungen in Staatseigentum) hervor. Der mit diesem Schritt eingeleitete Prozeß ist bis heute noch nicht zum Abschluß gelangt. Angaben über die formale und inhaltliche Gestaltung der Übersicht sowie zum Zugang zu den Archiven usw., insbesondere über gesetzlich vorgeschriebene Sperrfristen in der Archivbenutzung, beschließen die einleitenden Informationen.

Die Übersicht gliedert sich in zwei Hauptteile:

A. Zentrale Archive, Bibliotheken und Museen (S. 8–27) und
B. Regionale Archive, Bibliotheken und Museen (S. 27–51).

Es werden für jede Einrichtung folgende Grunddaten angegeben: offizielle Bezeichnung, Postanschrift, Telefonnummer. Im Anschluß erfolgt die quellenkundliche Beschreibung und Analyse der Bestände. Hervorzuheben sind die sehr umfassenden und sorgfältig recherchierten bibliographischen Anmerkungen über einschlägige weiterführende Hilfsmittel (Archivführer, Inventarverzeichnisse, Kataloge, Übersichtsartikel u. a. m.) in polnischer Sprache und deutscher Übersetzung, die jedem Beitrag beigegeben worden sind.

Aus der zentralen Ebene werden vorgestellt: Archiv für neuere Akten, Warschau (S. 8–16), in dem heute vollständig die Akten des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs der PVAP aufbewahrt werden; Archiv der Gewerkschaftsbewegung, Warschau (S. 16–19); Hauptarchiv für ältere Akten, Warschau (S. 19 bis 21); Bibliothek des Sejm. Sammlungen zur Sozialgeschichte, Warschau (S. 21–23); Nationalbibliothek, Warschau (S. 23); Museum der polnischen Unabhängigkeit (vormals Museum für die Geschichte der polnischen revolutionären Bewegung), Warschau (S. 23–25); Zentrales Militärarchiv, Warschau (S. 25–27).

Aus der regionalen Ebene werden beschrieben: Staatsarchiv der Stadt Warschau (S. 27–30); Staatsarchiv Łódź (S. 30–33); Museum der Unabhängigkeitstraditionen in Łódź (S. 33); Staatsarchiv Katowice mit den Außenstellen Będzin (Bendzin); Bielsko-Biała (Bielitz-Biala); Cieszyn (Teschen); Gliwice (Gleiwitz) und Tarnowskie Góry (Tarnowitz) (S. 33–38); Oberschlesisches Institut, Katowice (S. 38); Staatsarchiv Opole (Oppeln) (S. 38 bis 39); Staatsarchiv Krakau (S. 39–41); Staatsarchiv Kielce (S. 41–42); Staatsarchiv Poznań (Posen) (S. 43–45); Großpolnisches Historisches Museum, Poznań (S. 45); Staatsarchiv Gdańsk (Danzig) (S. 45–46); Staatsarchiv Szczecin (Stettin) (S. 46 bis 47); Staatsarchiv Olsztyn (Allenstein) (S. 47); Staatsarchiv Bydgoszcz (Bromberg) (S. 47–48); Staatsarchiv Wrocław (Breslau) (S. 49); Staatsarchiv Zielona Góra (Grünberg) (S. 49); Staatsarchiv Lublin (5. 49–50).

Hinweise auf die Bibliothekssammlungen zur Arbeiterbewegung (S. 50–51) beschließen den Übersichtsteil. Der Publikation sind eine deutsch- und englischsprachige Zusammenfassung (S. 53–60) beigegeben. Insgesamt ein unerläßliches und solides Vademekum für Forschungen zur polnischen Arbeiterbewegung sowie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bis in die jüngste Zeit.

1 Aktueller Stand der Literatur und Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung und zur Sozialgeschichte in der Tschechoslowakei. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1992, 143 S. (Typoskript; außerhalb des Buchhandels erschienen).

Kurt Metschies

Catálogo de los Archivos y Documentación de Particulares. Bearbeitet unter der Leitung von Aurelio Martín NÁJERA. Hrsg. von der Fundación Pablo Iglesias. 2 Bde. – Madrid: Editorial Pablo Iglesias 1993. XI, 763 und 211 S.

Vor mehreren Jahren hat die Stiftung „Pablo Iglesias" Kataloge zu den Materialien der Sozialistischen Partei Spaniens (PSOE) und des sozialistischen Gewerkschaftsvorstandes (UGT) veröffentlicht (vgl. die Besprechung in IWK, Jg. 25 (1989), H. 2, S. 216 f.). Im Zuge der Aufarbeitung und Zurverfügungstellung weiterer Archivalien legt die Stiftung nunmehr abermals einen Katalog und Archivführer vor, der diesmal die Materialien von Einzelpersonen auflistet, die ihre Privatarchive der Stiftung zur Verwaltung überlassen haben.

Das Material bezieht sich auf insgesamt 52 Personen, die zum größten Teil dem organisierten Sozialismus Spaniens (Partei PSOE und/oder Gewerkschaft UGT) zuzurechnen sind. Allerdings sind auch Materialien von Republikanern, Kommunisten (PCE) und antistalinistischen Marxisten (POUM) vorhanden. Unterschieden wird zwischen „Archiven" und „Dokumentation". Ist das Archiv einer bestimmten Person in der Stiftung einzusehen, so enthält es zumeist deren Korrespondenz, ihre Schriften, politische und persönliche

Dokumente sowie andere Materialien (etwa die Bibliothek oder ikonographische Materialien des Spenders). In einigen Fällen verfügt die Stiftung nur über Fotokopien oder Mikrofilme der entsprechenden Materialien, deren Originale sich an anderen Aufbewahrungsorten (Archivo Histórico Nacional oder Biblioteca Nacional) befinden. Da es sich in vielen Fällen um herausragende Persönlichkeiten des linken Spektrums des politischen oder gewerkschaftlichen Lebens in Spanien handelt (z. B. um den *Leviatán*-Herausgeber und Intellektuellen Luis Araquistáin, um den Abgeordneten und *Cortes*-Präsidenten Julián Besteiro, um den POUM-Führer Julián Gorkin, um den PSOE-Gründer Pablo Iglesias, um den UGT-Führer Francisco Largo Caballero, um die sozialistische Abgeordnete und spätere PCE-Aktivistin Margarita Nelken, um den mehrfachen PSOE-Minister Indalecio Prieto, um das UGT- und PSOE-Vorstandsmitglied Ricardo Zabalza, um nur einige zu nennen), enthalten die „persönlichen" Dokumente dieser Politiker oft Archivalien der Organisationen oder Institutionen, in denen sie führend tätig waren.

Der Zeitraum der Materialien umfaßt nahezu das ganze 20. Jahrhundert und kann, da es sich um ein „offenes", d. h. noch zu ergänzendes Archiv handelt, weiter ausgedehnt werden. Die Aufnahme der Materialien ist äußerst gewissenhaft erfolgt (als anekdotisches Detail sei erwähnt, daß selbst die Korrespondenz des Verfassers dieser Rezension mit Julián Gorkin aus den 70er/80er Jahren aufgenommen worden ist). Hauptverantwortlich für die 6301 Eintragungen des nunmehr zugänglichen Materials ist wiederum der Archiv- und Bibliotheksleiter der Stiftung, Aurelio Martín Nájera, der mit seinem Team abermals vorbildliche Arbeit geleistet hat. Der zweite Band enthält biographische (z. T. auch bibliographische) Angaben zu allen 52 Persönlichkeiten und ein umfangreiches, benutzerfreundliches Personen-, Organisationen- und Ortsregister.

Alle an der politischen und Sozialgeschichte Spaniens im 20. Jahrhundert interessierten Forscher haben den Archivaren der Pablo-Iglesias-Stiftung für ihre unermüdlichen Recherchen und das Zusammentragen zahlreicher Privatarchive sowie für die Veröffentlichung dieses erstklassigen Hilfsmittels dankbar zu sein.

Walther L. Bernecker

van den BERG, Hubert: **Erich Mühsam (1878–1934). Bibliographie der Literatur zu seinem Leben und Werk.** – Leiden: Uitgeverij Alpha 1992. 116 S.

Die vorliegende Bibliographie, die im Anschluß an eine Arbeit des Verfassers über die „Nachwirkungen Erich Mühsams in der deutschen Exilpresse 1934–1936" entstand, macht bereits beim ersten Durchblättern deutlich, daß der 1934 im KZ Oranienburg ermordete Anarchist keinesfalls jener literarische Einzelgänger war, für den man ihn mancherorts bis heute hält. Mit Erstaunen nimmt man die Fülle der von Hubert van den Berg aufgefundenen Veröffentlichungen zur Kenntnis (insgesamt 886 Einträge), die sich mit Mühsams Leben und Werk auseinandersetzen; fast alle Personen, die im kulturellen Leben der Weimarer Republik eine Rolle spielten, haben sich irgendwann mit ihm beschäftigt, zumindest in ihren Tagebüchern oder Erinnerungen. Freilich galt Mühsam auch unter seinesgleichen nicht als kanonisierter Dichter, sondern primär als sympathische Gestalt der Boheme und als politisch-literarischer Aktivist. Eine Untersuchung, die sich mit seiner Bedeutung innerhalb des Literaturbetriebs befaßt, steht noch aus. Auch ist kaum bekannt, daß sein Drama „Staatsräson" (1928), welches vom Schicksal der Anarchisten Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti handelt und erstmals im April 1929 in Berlin unter der Regie des Piscator-Schülers Leopold Lindtberg aufgeführt wurde, als ein Vorläufer des deutschen Dokumentartheaters der 60er Jahre angesehen werden muß. Mühsams wechselhaftes und spannungsreiches Verhältnis zur KPD (und zur Roten Hilfe) wurde bislang meist durch eine sozialistische oder anarchistische Brille betrachtet und dementsprechend im erwünschten Sinn geglättet. Hier wäre ebenfalls eine Untersuchung, die unvoreingenommener und differenzierter vorgeht, angebracht.

Doch zurück zur Bibliographie, die sich vor allen Dingen durch ihre Genauigkeit und Benutzerfreundlichkeit auszeichnet. Neben einem Werk- und Sachregister enthält sie auch eine Auflistung der Periodika, in denen Artikel über Mühsam erschienen sind, und ein chronologisches Register, was beides den gezielten Zugriff des Forschers erleichtert. Relativ geringfügig erscheint demgegenüber der Einwand, daß Pseudonyme in der alphabetischen Auflistung der Sekundärliteratur nicht als solche auftauchen, sondern direkt entschlüsselt wurden. Auch wurden manche Artikel, bei denen sich die Suche offenbar als zu schwierig erwies, nicht bis zu ihrer Erstveröffentlichung

zurückverfolgt (z. B. Senna Hoys Aufsatz in Pfemferts „Aktion" aus dem Jahre 1911). Daß eine solche Bibliographie, die auch Tageszeitungen und ausländische Periodika einbezieht, nicht auf Anhieb vollständig sein kann, dürfte unmittelbar einsichtig sein. Spezifische Lücken weist sie zweifellos auf im Bereich der bayerischen Lokalzeitungen aus den Jahren 1918/19, im Bereich der nationalsozialistischen Presse, die in Mühsam ein ideales Feindbild fand, sowie hinsichtlich der durchaus vorhandenen Rezeption in der Sowjetunion und der DDR (die wichtigeren Titel werden hier freilich genannt). Bibliographisch nie nachweisen lassen wird sich dagegen die Wirkung, die zahlreiche Gedichte Mühsams innerhalb der Arbeiterbewegung als Lieder entfaltet haben. Daß der Verfasser angesichts seiner Herkunft auffallend viele niederländische Veröffentlichungen verzeichnet hat, mag zwar einem Proporzdenken zuwiderlaufen, erhöht aber den Reiz für den Benutzer, der auf diese Weise exemplarisch die Rezeptionsgeschichte Mühsams in einem anderen Land nachverfolgen kann. Es wäre darüber hinaus zu hoffen, daß sich einmal ein Historiker gesondert der Rezeption Mühsams (und anderer deutscher Anarchisten) in der sehr umfangreichen spanischsprachigen Presse der Anarchisten widmet.

Abschließend sei noch angemerkt, daß die Tagebücher Mühsams, deren Original nach wie vor im Moskauer Maxim-Gorki-Institut lagert, nicht mehr für die Bibliographie ausgewertet werden konnten, da diese bereits 1990 abgeschlossen war. Dennoch gewährt die Arbeit – im Verbund mit der ein Jahr zuvor erschienenen Mühsam-Bibliographie von Heinz Hug und Gerd W. Jungblut – eine gute Grundlage und mancherlei Anregung für detailliertere Untersuchungen.

Christoph Knüppel

Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Ausbruch der Revolution bis zum 1. Reichsrätekongreß. Hrsg. von Gerhard ENGEL, Bärbel HOLTZ und Ingo MATERNA. – Berlin: Akademie Verlag 1993. LXXXVI, 958 S.

Nach den Editionen zur „Regierung der Volksbeauftragten", zum Kabinett Scheidemann, über den „Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik", über die regionalen und lokalen Räte in Württemberg und die in Baden konnte nunmehr der erste Band der Dokumente zu den Berliner Räten ediert werden. Sie umfassen den Zeitraum vom 10. November bis zum 21. Dezember 1918. Die Edition basiert auf den fast 3000 Blatt der Akten, die Richard Müller, einer der beiden Vorsitzenden des Vollzugsausschusses der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, 1925 ans Reichsarchiv verkaufte. Dieser Bestand war nach 1945 in die Sowjetunion verbracht worden, kam Ende der fünfziger Jahre ins Zentrale Parteiarchiv der SED (ZPA) und Mitte 1990 ins Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam. Sein Kernstück sind die Überlieferungen zu den Sitzungen des Vollzugsrates und den Vollversammlungen der Räte. Nicht alle diese Sitzungen, vor allem einige der ersten, wurden stenographisch aufgenommen, hier liegen aber meist die Beschlußprotokolle vor. Einige wenige Stenogramme gingen in der Hektik des November verloren. Von den schließlich in Kurrentschrift umgeschriebenen Mitschriften muß eine als verschollen gelten. Andere Lücken in Müllers Bestand konnten durch den Nachlaß Paul Levi im Archiv der sozialen Demokratie geschlossen werden, der ebenfalls eine Reihe von Protokollen enthält, die – nach Demeter – genauer „stenographische Berichte" zu nennen wären. Ergänzende Dokumente wurden im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, im Brandenburgischen Landeshauptarchiv, im Geheimen Staatsarchiv Dahlem, im Landesarchiv Berlin, im IISG, im ZPA und im Bezirksarchiv Berlin-Neukölln gefunden. Die Sitzungsprotokolle des Vollzugsausschusses können somit als nahezu lückenlos überliefert gelten. Von den Untergliederungen des Vollzugsausschusses (Ausschüsse, Büros, Kommissionen) sind bis heute nur Splitter bekannt (sechs Protokolle des Reichsausschusses des Vollzugsausschusses konnten im NL Hermann Müller im BayHSta nachgewiesen werden). Als verschollen muß die umfangreiche Korrespondenz gelten und damit auch die täglich mehrere hundert Briefe umfassenden „Anfragen" an den Vollzugsausschuß. Ihre Kenntnis und die der ebenfalls nicht nachvollziehbaren Anfragen, die ebenfalls zu Hunderten täglich persönlich vorgetragen wurden, würden die bislang wenig beachtete und von den Promotoren nicht intendierte Funktion des Vollzugsausschusses als Petitionsausschuß konkretisieren.

Denn was immer der „Vollzugsrat" gewesen sein mag, ein „Vollzugs-Rat" war er nicht. Dieser Negativbefund, bislang fundierbare Hypothese, wird durch die vorliegende Edition evident, nicht nur, weil er in selbstkritischer Katerstimmung unter den Beteiligten erörtert und protokolliert wurde. Durch

die detaillierte Einleitung, in der die Gruppe der Berliner Revolutionäre bis zum Aprilstreik 1917 zurückverfolgt wird, und auf der Basis der Ende Oktober 1918 beginnenden Dokumentation wird deutlich, daß durch die Integration der „Unabhängigen" und der „Revolutionären Obleute" in die Regierung Ebert, die durch den Putsch der Generale und durch den Staatsstreich der Reichsführung inauguriert worden war, diese revolutionäre Gruppe zum Ordnungsfaktor wurde und damit auf ihre herkömmlichen Machtmittel – Demonstration und Streik – verzichtete. Die Aufrufe, den Anordnungen der Regierung und Behörden Folge zu leisten, Ruhe und Ordnung zu bewahren und nicht zu streiken, trugen vom 10. November an auch die Unterschriften dieser Revolutionäre. Dies ist nicht neu, neu ist auch nicht, daß mit der Ernennung von Beigeordneten für die Reichs- und preußischen Ministerien sowie der Etablierung des Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenrats und des „Vollzugsrats", die jener Regierung zusätzlich die Legitimation als Volksbeauftragte verliehen, das Führungspersonal dieser revolutionären Gruppen erschöpft war, neu ist, daß manche der revolutionären Protagonisten schon im November, viele im Dezember die Tragik ihrer janusköpfigen Ohnmacht erkannten: daß sie der Regierung, an der sie selbst beteiligt waren, machtpolitisch und personell nichts entgegenzusetzen hatten, ebenso den Gewerkschaften, denen der „Vollzugsrat" am 15. November das Stinnes-Legien-Abkommen sanktionierte und damit seine Basis – die betrieblichen Ausschüsse und Räte – desavouierte; daß sie weiterhin den Sozialismus proklamierten, aber gegen „wilde" Sozialisierungsversuche einiger weniger Belegschaften einschritten; daß sie die sistierten Anführer der konterrevolutionären Republikanischen Studentenwehr freilassen mußten, weil ihr revolutionärer Polizeipräsident Eichhorn partout keine politisch motivierte Schutzhaft verhängen oder geltende Rechtsvorschriften verletzen wollte; daß der Arbeiter- und Soldatenrat vom 10. November eine Fiktion war, einmal weil die Soldaten die Trennung beider Körperschaften praktizierten und separat tagten und weil zweitens dem Arbeiterrat und seinen einzelnen Mitgliedern keine konkreten Funktionen zugedacht worden waren.

Hinzu kamen Kompetenzstreitigkeiten mit den lokalen und kommunalen Räten im Berliner Raum und die Kritik von auswärts, die den Berlinern den alten Zentralismus vorwarf. Die Beschäftigung mit sich selbst, die Auseinandersetzungen mit den Folgen der reichlich und oft blind ausgestellten Vollmachten, das unkontrollierte Auswuchern des eigenen Apparates und die peinlichen Kontroversen mit der Regierung über die Finanzierung des „Vollzugsrates", der sich gern und Mut einflößend als „Souverän" bezeichnete, nahmen überhand und führten zu jener resignativen Stimmung, in der Richard Müller ankündigte, er werde, nachdem der „Vollzugsrat" die Stafette der Rätebewegung an den Zentralrat übergeben haben würde, an die Drehbank zurückkehren.

Bleibendes Ergebnis der Aktivitäten dieser Periode ist die organisatorische und inhaltliche Vorbereitung des 1. Reichsrätekongresses vom 16. bis 21. Dezember 1918. Hier endet der erste Band des groß angelegten Editionsprojektes, das auf mindestens einen, wenn nicht auf zwei weitere Bände ausgelegt ist. Es ist zu hoffen, daß es den Herausgebern gelingt, sich gegen die Zumutungen der Geldgeber durchzusetzen, die – eingedenk des oft „banalen" Inhalts der Dokumente – viele Quellen nicht vollständig, sondern als Regesten dokumentiert wissen wollen. Der kompetent aufbereitete erste Band ist das beste Argument gegen die kontraproduktive Attitüde des Sparenwollens um jeden Preis.

Dirk H. Müller

„Freiheit überall, um jeden Preis!" Georg Herwegh 1817–1875. Bilder und Texte zu Leben und Werk. Bearb. von Heidemarie VAHL und Ingo FELLRATH (= Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf; Archiv, Bibliothek, Museum, Bd. 1). – Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1992. 196 S.

Diese Dokumentation entstand aus Anlaß der Ausstellung des Heinrich-Heine-Instituts Düsseldorf zum 175. Geburtstag Georg Herweghs. Dieser zählte zu den bedeutsamsten deutschen Demokraten, Dichtern und Schriftstellern der Vormärzzeit und auch nach 1848/49, als er sich von den Klischees der Almanachpoesie und dem Einfluß Heines langsam löste und sich vor allem Themen zuwandte, die ihm die Tagesereignisse lieferten. In Zürich machte er die Bekanntschaft mit anderen Emigranten, wie z. B. Wilhelm Schulz, Julius Fröbel und August Adolf Ludwig Follen. In diesem Kreis entfaltete sich Herweghs Talent als politischer Dichter. Seine Werke konnten aber wegen ihrer politischen Brisanz in Deutschland nicht veröffentlicht werden. Daß eine Publikation doch möglich wurde, war das Verdienst Fröbels, der mit dem Verleger Heger aus Winterthur als Teilhaber das Literarische Comptoir gründete. Dieses wurde

später zum Refugium so mancher „Zensurflüchtlinge". Arnold Ruge bemerkte zum erfolgreichen Band der ersten Sammlung, die Follen zusammengefaßt hatte: „Herwegh ergreift das Allernächste und Allerinnerlichste, ja er enthüllt Geheimnisse, die alle auf dem Herzen haben, aus denen aber niemand einen Vers zu machen wußte."

Da eine von Herwegh nach Deutschland geplante Reise von den Instanzen abgelehnt wurde, begab er sich 1841 nach Frankreich, wo er sich intensiver mit der Französischen Revolution zu befassen begann, um Material für sein geplantes Drama „André Chénier" zu sammeln. Seine Eindrücke über die Stadt waren zwiespältig. Die Julimonarchie bezeichnete er als „Boutiquenregiment", das nahe am Abgrund agiere. Auch Heine gegenüber empfand er zwiespältige Gefühle. Einerseits bewunderte er ihn als Dichter, andererseits verurteilte er ihn als Kritiker und Politiker. Herwegh hat sich in Paris auch mit dem utopischen Sozialismus beschäftigt. Sein soziales Interesse schlug sich vor allem in seinen weiteren dichterischen Versuchen nieder. So entstand nach seiner Rückkehr in Zürich das sozialkritische Gedicht: „Der arme Jakob", das heute der Kategorie der „Bettlerpoesie" zugeordnet wird. Mit der Übernahme der Redaktion des „Deutschen Boten aus der Schweiz" eröffnete sich für ihn ein neuer journalistischer Wirkungskreis. Die damit verbundene Reise nach Deutschland gestaltete sich für ihn beinahe zu einem wahren Triumphzug, wobei dem Dichter mehrere Ehrungen zuteil wurden. 1843 wieder in Zürich, setzte gegen ihn eine Pressekampagne ein, die für ihn gravierende Folgen hatte. Von der Ausweisung bedroht, rettete ihn ein Gnadengesuch an den württembergischen König, der sich gnädig zeigte. Nun bekam er das Bürgerrecht in der Gemeinde Augst (Kanton Basel-Land). So konnte er die Redaktion des „Deutschen Boten" weiterführen und den ersten Band zum Abschluß bringen. Herwegh beschloß aber wegen der ständigen Angriffe und Verfolgungen, denen er weiterhin ausgesetzt blieb, sich dauernd in Paris niederzulassen. Eine weitere Sammlung von Gedichten, die 1843 herauskam, wurde in Deutschland sofort verboten.

Durch die Revolution 1848 in Paris geriet die deutsche Emigrantenkolonie in fieberhafte Erregung. Herwegh wurde Vorsitzender der gegründeten „Deutschen demokratischen Gesellschaft". Er nahm als politischer Führer an der „Deutschen demokratischen Legion" teil und setzte sich mit Friedrich Hecker im Großherzogtum Baden in Verbindung, wo sich die revolutionäre Bewegung in Freischaren zu organisieren begann. Das Unternehmen scheiterte jedoch kläglich, und Herwegh mußte in die Schweiz fliehen. Die deprimierenden Ergebnisse der Revolution ließen den Dichter, von einigen Satiren und Korrespondenzberichten abgesehen, verstummen. In Genf schloß sich Herwegh dem russischen Revolutionär Alexander Herzen an. In der Schweiz freundete er sich mit Richard Wagner an, und auch Ferdinand Lassalle besuchte ihn 1861, um eine festere Zusammenarbeit ins Auge zu fassen. So schrieb er das Gedicht „Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein", seine letzte große dichterische Leistung, zu der ihn Lassalle angeregt hatte.

Die vorliegende Dokumentation enthält einen umfangreichen Lebensbericht über Herwegh, eine Zeittafel, eine Auswahl seiner Briefe und seiner Lyrik, die vom Gedicht „Leicht Gepäck" (1840) bis „Achtzehnter März" (1843) reichen und auch kritische Aufsätze enthalten. Sie sind den drei gesammelten Werken entnommen: „Gedichte eines Lebendigen" (1843); „Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840" (1845); „Neue Gedichte" (1877), herausgegeben nach seinem Tode. In der einleitenden Biographie über Herwegh sind diese Gedichte kommentiert.

Helmut Reinalter

Karl und Luise Kautsky. Briefwechsel mit der Tschechoslowakei 1879–1939. Hrsg. von Zdeněk ŠOLLE unter Mitwirkung von Jan GIELKENS (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, Bd. 11). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1993. 551 S.

Tschechien spielte in Karl Kautskys Leben eine große Rolle, besonders an dessen Anfang und Ende. Er verbrachte seine ersten neun Jahre in Prag, wo er 1854 geboren wurde, und hat daher nie die tschechische Sprache ganz vergessen. Auch sein besonderes Interesse an Nationalitätenproblemen ist wahrscheinlich durch seine frühe Erfahrung in der Habsburger Monarchie und durch seine halb deutschsprachige und halb tschechische Abstammung zu erklären.

In den dreißiger Jahren, als Kautskys Schriften im faschistischen Deutschland und Österreich verboten waren, kamen seine letzten beiden Bücher und einige seiner Artikel in der Tschechoslowakei heraus, und er und seine Frau Luise erwarben deren Staatsbürgerschaft. Das ermöglichte es ihnen, im März 1938 beim Einmarsch der deutschen Truppen

in Österreich in einem Wagen der tschechoslowakischen Gesandtschaft aus Wien über die Grenze nach Bratislava zu entkommen. Kautsky konnte dann friedlich in Amsterdam am 17. Oktober sterben, weniger als drei Wochen nach dem Abkommen von München, dem Anfang vom Ende der ersten tschechoslowakischen Republik. Luise kam im Dezember 1944 in Auschwitz um.

Der vorliegende Band stellt einen wichtigen Beitrag zu der in den letzten anderthalb Jahrzehnten rasch anwachsenden Literatur über Karl Kautsky dar. Zdeněk Šolles ausgezeichnete Einleitung von 38 Seiten (mit weiteren 17 Seiten Anmerkungen) beschreibt Kautskys Verbindung mit und seine Rolle in der Geschichte der tschechoslowakischen Arbeiterbewegung mit ihren komplizierten Beziehungen zwischen tschechischen, deutschböhmischen und deutschösterreichischen Sozialisten bis 1918 und zwischen den tschechischen und deutschen sozialdemokratischen Parteien in der ČSR.

Von den fast vierhundert, meist bisher unbekannten Briefen in der Sammlung, hauptsächlich aus den Kautsky-Archiven im IISG, aber auch aus anderen Quellen, wurden mehr als die Hälfte in den dreißiger Jahren, drei Viertel nach dem Weltkrieg geschrieben, also in der Zeit, in der Kautsky nicht mehr so einflußreich wie früher war. Nur 52 Briefe stammen von Karl Kautsky selbst, sechs von Luise Kautsky. Alle anderen sind an die Kautskys gerichtet und reagieren auf deren Briefe, die, ebenso wie deren Antworten auf die abgedruckten Briefe, allzuoft nicht erhalten sind.

Sehr viele der hier der Vollständigkeit halber wiedergegebenen Briefe sind an sich wohl für die meisten Leser von geringem Interesse. Oft sind es Angebote von Manuskripten an die „Neue Zeit", die nie veröffentlicht wurden, Ansuchen an Kautsky um Beiträge zu sozialistischen Publikationen und um Erlaubnis, seine Schriften ins Tschechische zu übersetzen, Einladungen zu Besuchen und Vorträgen sowie einfache Neujahrswünsche, Geburtstagsgratulationen (20 Briefe sind vom 16. 10. 1934 datiert) und Ansichtskarten mit Grüßen. In ihrer großen Anzahl aber sind diese Dokumente schon eindrucksvoll, denn sie zeigen, wie weit Kautsky in Böhmen und Mähren – die Slowakei erscheint hier kaum – bekannt und populär war. Daß über 50 Briefe an Luise Kautsky gerichtet waren, deutet die wichtige Rolle an, die sie als Helferin ihres Mannes spielte.

Die Briefe an Kautsky stammen von Leuten, die sich immer wieder, oft geradezu ehrfurchtsvoll, als seine Schüler bezeichnen. Manche von ihnen sind ganz unbekannte Menschen – Briefe auf Tschechisch sind im Original und in Übersetzung wiedergegeben –, aber Kautsky korrespondierte auch mit den Führern der beiden sozialdemokratischen Parteien, wie Siegfried Taub und vor allem Ludwig Czech in der deutschen und Antonín Němec, Bohumír Šmeral (der nach dem Krieg Kommunist wurde) und vor allem František Soukup in der tschechischen. Daß übrigens der Führer der deutschen Partei Czech hieß, der der tschechischen Němec (d. h. Deutsch), zeigt vielleicht die Verbundenheit der beiden Nationalitäten.

Unter Kautskys Briefen werfen manche Licht auf seine Ansichten, wie einer von Ende 1896 / Anfang 1897 über proletarische Internationalität und einer vom 22. 10. 1899 über Nationalitätengegensätze. Erwähnenswert ist auch ein Brief vom 26. 1. 1933 mit Prager Kindheitserinnerungen und ein erstaunlich optimistischer zum 1. Mai 1929. Hier drückt sich der friedfertige und antimilitaristische Denker in der in seiner Zeit allzu gewöhnlichen kriegerischen Art aus: Die Maifeier sei „eine Heerschau des kämpfenden Proletariats [... Da] versammelt sie kampferprobte Truppen, die schon viele Siege errungen, reiche Eroberungen aufzuweisen haben."

Vielleicht von größtem Interesse in diesem Band sind zwei Briefe Kautskys vom März 1934, also kurz nach dem mißlungenen Februaraufstand der österreichischen Sozialdemokratie, an Ludwig Czech, der von 1929 bis zum Frühjahr 1938 Regierungsmitglied in Prag war. Kautsky war besorgt, daß die Sozialdemokraten die Koalition sprengen und so die Regierung und damit die tschechoslowakische Demokratie schwächen könnten. Er fürchtete, daß Otto Bauer, der eben aus Wien in die ČSR entkommen war, in dieser Richtung wirken könnte. Kautsky erklärt auf einigen Seiten, daß er es für einen Fehler hielt, daß die österreichischen Sozialdemokraten 1920 aus der Koalition mit den Christlichsozialen austraten und in den frühen dreißiger Jahren nicht eine Koalition anstrebten. Dafür macht er vor allem Otto Bauer verantwortlich, von dem er sehr kritisch sagt, er sei mehr Gelehrter als Politiker und daher unwillig, mit Andersdenkenden Kompromisse einzugehen.

Die beiden Briefe sind interessant nicht nur als Kommentar über Otto Bauer und die Politik der österreichischen Sozialdemokratie, sondern auch weil Kautsky hier eine Koalitionspolitik unterstützt, um „Differenzen im bürgerlichen Lager zugunsten unserer Sache zu benutzen", wie er es schon früher in der Weimarer Republik befürwortet hatte. Kautskys Urteil über Bauer entspricht – zumindest vor dem Krieg – der Einschätzung seiner eigenen Person. Allerdings hatte er auch damals

streng zwischen den Rollen des Theoretikers und des Politikers unterschieden und sich selbst immer für die des Politikers als ungeeignet betrachtet.
Bemerkenswert ist auch der Briefwechsel Kautsky–Masaryk, der schon 1897 begann und dann in der Zwischenkriegszeit recht freundschaftlich wurde und in dem die beiden ihre Bewunderung und Schätzung füreinander ausdrücken. 1925 lud Masaryk Kautsky zu sich ein in der Hoffnung, er könnte die damals verfeindeten deutschen und tschechischen Sozialdemokraten zur Zusammenarbeit überreden, wozu Kautsky nicht viel Lust zu haben schien. Šolle zeigt sehr schön in seiner Einleitung, wie ähnlich Masaryk und Kautsky sich in mancher Beziehung waren, und er druckt Kautskys Nachruf für Masaryk von 1937 als Beilage ab, in der dieser ihre Beziehungen schildert.
Von 1933 bis 1935 handelt viel Korrespondenz, besonders mit Soukup, von den bürokratischen Hindernissen zu Kautskys Erlangung des Prager Heimatrechts, über die Entlassung aus der reichsdeutschen Staatsbürgerschaft, die er 1919 angenommen hatte, und den Erwerb der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft. Von 1934 bis 1938 beschäftigen sich über 40 Briefe mit der Herausgabe von Kautskys „Aus der Frühzeit des Marxismus" und „Sozialisten und Krieg" durch den Orbis-Verlag in Prag. In einigen Briefen vom Januar und Februar 1938 und auch in einem als Beilage abgedruckten Artikel ist das Hauptthema Kautskys Kandidatur für den Friedensnobelpreis, die von zahlreichen europäischen Parlamentariern und Intellektuellen, darunter auch tschechoslowakischen, unterstützt wurde. Den Preis für 1938 erhielt dann das Nansen-Komitee für Flüchtlinge.
Unter den neun Beilagen zu diesem Band finden sich vier wenig bekannte, kurze Schriften Kautskys von 1877, 1884, 1937 und 1938 und auch eine Masaryks von 1899 sowie eine Bibliographie von 35 Schriften Kautskys in tschechischer oder slowakischer Sprache, von denen nur vier in Blumenbergs „Karl Kautskys literarisches Werk" verzeichnet sind, und von 13 seiner in deutscher Sprache in Böhmen und Mähren erschienenen Publikationen, die ebenfalls dort nicht vermerkt sind. Schließlich müssen noch Orts- und Zeitschriftenregister erwähnt werden sowie ein sehr nützliches Personenregister mit Kurzbiographien von allen Korrespondenten und in den Briefen erwähnten Personen.
An der Geschichte der tschechischen Sozialdemokratie und an Karl Kautsky interessierte Leser sind Zdeněk Šolle und dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte für einen wertvollen Band, der mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und Fleiß zusammengestellt wurde, zu Dank verpflichtet. Neben zahllosen interessanten Bemerkungen, die hier verstreut sind, gibt er im ganzen einen guten Eindruck davon, wie sehr Kautsky als Schriftsteller und Theoretiker, als Berater und vor allem als Lehrer als Autorität galt. Die erstaunliche Tatsache, daß kein einziger der im Laufe von über 60 Jahren von tschechischen Korrespondenten geschriebenen Briefe an Kautsky auch nur ein kritisches Wort enthält, ist natürlich nicht typisch für desssen Erfahrung in anderen sozialistischen Kreisen, aber sie bezeugt doch den ungeheueren Respekt, mit dem er von sehr vielen seiner Genossen betrachet wurde.

John H. Kautsky

MÜLLER, Reinhard: **Die Akte Wehner. Moskau 1937 bis 1941.** – Berlin: Rowohlt-Berlin Verlag 1993. 431 S.

Das seit dem Erscheinen im März 1993 viel zitierte Buch des früheren Leiters der Ernst-Thälmann-Stiftung in Hamburg besteht zum größten Teil aus einer Auswahl von 55 Dokumenten, zum kleineren aus einer darstellenden, analysierenden und kommentierenden „Einleitung" mit umfangreichen wissenschaftlichen Annotationen.
Die Dokumente kommen zum großen Teil aus der sog. Kaderakte im Moskauer Archivkomplex, die Müller durch den seinerzeitigen Leiter, W. N. Tschernous, im Frühsommer 1992 zugänglich gemacht wurde. Müller bezieht sich dabei auf das „Zentrum für die Aufbewahrung der modernen Dokumente", in dem die ursprüngliche Kaderakte der Komintern über das Archiv des ZK der KPdSU schließlich nach den Wirren des Jahres 1991 gelandet ist. Vieles aus dieser Kaderakte befand sich seit Jahren auf Filmen im IML beim ZK der SED, dann im „Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung" und nunmehr in der „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv" in Berlin.
Diese brisanten und lange geheimgehaltenen Akten wurden zunächst von der Bundesanwaltschaft im Zusammenhang mit der Anklage gegen Erich Mielke gesichtet. Erste Veröffentlichungen von Listen deutscher Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR (vgl. Peter Kahle, in: BZG, Jg. 32 (1990), H. 3, S. 326–328) ließen aufhorchen, bevor die archivalischen Verhältnisse nach der Währungsumstellung neu geregelt wurden. Der Rezensent

und der Fernsehregisseur Heinrich Breloer konnten diese Dokumente seit dem Frühjahr 1991 nach und nach einsehen und auswerten. Hartmut Soell hat einige der in Berlin zugänglichen Dokumente noch rasch vor Drucklegung in seine Studie „Der junge Wehner" eingearbeitet, ohne damit der veränderten Archivlage gerecht werden zu können.
Reinhard Müller besaß als erster die Chuzpe, einen größeren Posten dieser Dokumente in Zusammenarbeit mit „STERN", „SPIEGEL" und Rowohlt-Verlag auf den Markt zu werfen. Die „Echtheit" der Dokumente erscheint dem Rezensenten nach Vergleich von Originalen, Durchschriften und Kopien verschiedener Provenienz nicht zweifelhaft, wenngleich Nachbesserungen, einzelne Fälschungen und technische Fehler im Zusammenhang der Drucklegung nicht auszuschließen sind. Der Terminus Kaderakte sollte dabei behutsam verwendet werden, denn das Paket war nicht mehr versiegelt. Es können Dokumente entnommen und hinzugefügt worden sein. Müller selbst hält sich nicht an die einzelne Akte, sondern zieht auch andere Texte hinzu. Den Kern bildet freilich eine Sammlung eigener Schriftsätze Wehners mit den russischen Übersetzungen und Zutaten der Kaderleitung. Manches liegt in Handschrift vor, das meiste in Maschinenschrift, oft von Wehner selbst getippt. Wehner schrieb auch in den Moskauer Jahren deutsch, allerdings seinen Decknamen „Funk" gelegentlich kyrillisch.
Die veröffentlichte Sammlung von 55 Dokumenten umfaßt nur einen Bruchteil dessen, was Wehner tatsächlich in seiner Moskauer Zeit produziert hat, und auch nur einen Teil der für Wehners Wirksamkeit in diesen Jahren bedeutsamen unveröffentlichten schriftlichen Überlieferung. Da bis heute keine Übersicht des gesamten Komplexes vorliegt, läßt sich schwerlich beurteilen, wie weit die getroffene Auswahl als repräsentativ gelten darf. Anscheinend hat Müller aufgenommen, was ihm in die Hände fiel. Was er an den Tag bringt, ist weder besonders grauslich noch erfreulich, sondern zufällig und vermischt. Es spiegelt die tägliche Depression in einem System gegenseitiger Beobachtung, Verdächtigung und Denunziation.
Beweismittel, die Wehner eines tatsächlich begangenen Verbrechens überführen, sind keine enthalten. Es fehlen die Protokolle der beiden Verhöre in der Lubjanka, die auch vom Rezensenten bisher nicht aufgespürt werden konnten. Wir sind deshalb nach wie vor nur durch Wehners eigenes „Zeugnis" und durch die mündliche Bestätigung Lotte Treubers über diese einschneidenden Erlebnisse informiert. Ebenso werden Spitzelberichte deutscher und sowjetischer Beobachter vermißt. Wehners veröffentlichte Jubelberichte über die Verhältnisse in Moskau und über die Segnungen des Hitler-Stalin-Paktes waren längst bekannt und entsprachen dem Stil der Komintern. Was er dazu intern anmerkte, ist eher gedämpft und kritischer als sein Propagandaton in der Presse.
Das erste wichtige Dokument enthält Wehners Redebeitrag vor dem VII. Weltkongreß der Komintern, und zwar in der Originalfassung des unveröffentlichten Protokolls mit Wehners handschriftlichen Korrekturen. Als Kern der ganzen Dokumentation ist der bislang unveröffentlichte Fragenkatalog der Kaderabteilung mit Wehners kompletten Antworten (S. 248–301) anzusehen. Es waren insgesamt 44 Fragen und nicht 42, wie Wehner in den „Notizen" erinnerte, durch deren rasche und sorgfältige Beantwortung er sich einer verschärften Verfolgung entzog. Dabei wird von Wehner nicht denunziert, sondern sehr präzise geantwortet, wie es eigentlich gewesen.
Die öffentliche Diskussion über Müllers „Enthüllungen" konzentrierte sich auf Wehner als einen Stalinisten, der seine eigenen Genossen in Moskau durch Denunziantentum ans Messer lieferte, womöglich ganz gezielt seine Gegner und Rivalen auf diese Weise zu beseitigen wußte. Dazu eignet Müllers Veröffentlichung sich nur bei böswilliger Interpretation. Der Sachverhalt ist vielmehr umgekehrt: Tatsächlich wurde Wehner erstmals durch Hans Hausladen denunziert (Dokument Nr. 4 vom 10. 12. 1935), zum zweiten Male erneut durch Hausladen (Dokument Nr. 8 vom 17. 2. 1937), zum dritten Male durch Wilhelm Florin (Dokument Nr. 16 vom 27. 5. 1937) und schließlich durch einen Apparatmann mit dem Namen „Hubert" (Dokument Nr. 17 vom 28. 5. 1937). Erst nach diesen vier Denunziationen hat Wehner zurückgeschlagen, und zwar in einem Brief an Klement Gottwald (Dokument Nr. 25 vom 23. 11. 1937), in dem er Erich Birkenhauer (Belfort) auf Anforderung Gottwalds als ungeeignet für die Mitarbeit in Radio Moskau charakterisiert. Müller sieht darin die „andeutende Technik der Unterstellung" mit der „paranoiden ‚Logik' des stalinistischen Verschwörungssyndroms" vereinigt (S. 306). Der Rezensent kann dieser Interpretation nicht folgen, sondern erkennt in ihr das Phänomen, das sie beschreibt.
Müllers Einleitung beginnt mit Wehner als „Agent Moskaus" (S. 13) und endet mit Wehners angeblicher „erbärmlicher Feigheit" und dem Urteil des „Verrats" im schwedischen Exil (S. 179). Eine vergleichbare Anmerkung wie zum Komplex Birkenhauer läßt Müller hier vermissen (S. 179),

so daß der aufmerksame Leser vermuten muß, daß Müller sich mit diesem letzten Wort des ZK der KPD identifiziert.

Der Rezensent kommt aus seinen eigenen Studien zu dem Ergebnis, daß von den vier Funktionären, die mit dem Wiederaufbau der illegalen KPD „im Lande" beauftragt wurden, sowohl Karl Mewis als auch Heinrich Wiatrek und Wilhelm Knöchel eher den Vorwurf der „Feigheit" und des „Verrats" verdienten als Herbert Wehner – wenn diese überhaupt angemessene Kategorien zur Beurteilung des damaligen Verhaltens sein können. Ähnliches läßt sich den internen Studien des ZK der SED zu diesem Komplex seit den Auseinandersetzungen der 60er Jahre entnehmen. Allerdings veröffentlicht Müller diese für Wehner entlastenden Eigendokumente des SED-Regimes nicht.

Statt dessen folgen am Ende der Dokumentation völlig unverbunden noch zwei „Mitteilungen" des KGB aus den Jahren 1963 und 1967. Es handelt sich um weitere Zufallsfunde eines geschickten Recherchеurs im Moskauer Milieu der poststalinistischen Transformation. Wer seine Studien um solche Fundstücke anreichern möchte, dem kann Müllers Buch nützen. Die teils umfangreichen Annotationen helfen auch bei der Rekonstruktion organisatorischer und persönlicher Zusammenhänge. Dankenswert ist vor allem die sorgfältige Aufdeckung der zahlreichen Tarnnamen und Verschlüsselungen. Insgesamt bleibt Müller aber in jener politischen Kultur befangen, die zu enttarnen er sich bemüht. Der eigene Weg Wehners bleibt ihm ein Buch mit sieben Siegeln, dem Leser ebenso, wenn er sich nicht auf Wehners „Selbstbesinnung" einläßt. Der „bürokratische Historismus", wie er von Müller und anderen aktenseligen Historikern immer extensiver gepflegt wird, verschließt den Weg zum Verständnis einer totalitären Vergangenheit, die sich nicht aus der reinen Aktenlage heraus zu transzendieren vermag.

Der Rechtsstreit mit dem „STERN" wurde inzwischen vom Hamburger Landgericht dahingehend entschieden, daß der Rowohlt-Verlag eine Schadensersatzsumme in Höhe von 60 000,— DM zugesprochen erhielt. Müller hatte dem „STERN" vorgeworfen, daß sein Manuskript vom „STERN" „ausgeplündert" wurde. Wahrlich handelte es sich um keine „Sternstunde" des Magazins, das seit den gefälschten Hitlertagebüchern um seine Reputation zu kämpfen hat. Plünderstrafe und Plünderlohn spiegeln eine Verwilderung archivalischer und dokumentarischer Sitten im verschärften Wettbewerb der Printmedien.

Gerhard Beier

Honecker – Gorbatschow. Vieraugengespräche. Hrsg. und eingel. von Daniel KÜCHENMEISTER unter Mitarbeit von Gerd-Rüdiger STEPHAN. – Berlin: Dietz Verlag 1993. 271 S.

„Honecker hat Gorbatschow als einen Mann, der kein Altkommunist war, innerlich nicht akzeptiert, es war eine Intimfeindschaft." So charakterisierte – freilich erst nach der „Wende" 1989 – das ehemalige Politbüromitglied Günter Schabowski das Verhältnis des einstigen SED-Generalsekretärs und DDR-Staatsratsvorsitzenden zum „Kollegen" in der Sowjetunion. Doch umfaßt die Beziehung Honecker-Gorbatschow mehr als nur das persönliche Verhältnis zwischen den beiden mächtigsten Männern in Ost-Berlin und Moskau. Sie ist darüber hinaus einerseits Synonym für Beharrung und Reform, für Abschottung und Öffnung im real existierenden Sozialismus in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, andererseits aber – mit Blick auf das Scheitern sowohl Honeckers als auch Gorbatschows – ebenso Beleg dafür, daß die Krise der Regime jenseits des Eisernen Vorhangs wohl nicht innerhalb des bestehenden Systems lösbar war.

Insofern offeriert die von Daniel Küchenmeister herausgegebene Quellenedition, die Gespräche, Telefonate und Briefe zwischen Honecker und Gorbatschow in den Jahren 1985 bis 1989 dokumentiert, eine ergiebige Materialsammlung für jede und jeden, die sich wissenschaftlich oder auch nur interessehalber mit den letzten Jahren der DDR und/oder Sowjetunion beschäftigen. In der Tat finden sich vielerlei aufschlußreiche Informationen in den insgesamt 21 Dokumenten: Angesprochen werden u. a. Inhalte, Ziele, Fortgang und Probleme der Perestroika, das (gestörte) Verhältnis der SED-Spitze zur „Umgestaltung" in der UdSSR, die ökonomische Entwicklung in beiden Staaten und in diesem Zusammenhang Fragen der weiteren Zusammenarbeit zwischen Ost-Berlin und Moskau sowie im RGW; thematisiert werden die Entwicklung der Ost-West-Beziehungen, vor allem im – so Gorbatschow – „Dreieck UdSSR, DDR und BRD" (S. 114), die Afrika- und China-Politik der „sozialistischen Staatengemeinschaft", das Verhältnis zum Kuba Fidel Castros und zum Nicaragua der Sandinistas.

Aussage- und Informationswert der einzelnen Dokumente sind jedoch höchst unterschiedlich. Zuweilen drängt sich der Eindruck auf, der Herausgeber habe einfach alles, was er im ehemaligen Zentralen Parteiarchiv der SED an Vermerken und Notizen über die Kommunikation zwischen den beiden Generalsekretären gefunden hat, in den

vorliegenden Band gepackt. Dieser Eindruck resultiert nicht nur daher, daß – anders als der werbeträchtige Untertitel verheißt – keineswegs ausschließlich „Vieraugengespräche" dokumentiert werden. Zudem werden nicht alle Quellen dem Maßstab gerecht, den die von Daniel Küchenmeister in seiner Einleitung immer wieder und zu recht hervorgehobene Frage nach den unterschiedlichen Handlungsansätzen und Politiken beider Parteichefs angesichts der Krise des real existierenden Sozialismus selbst liefert. Dies gilt vor allem für die knappen Vermerke über Gespräche, die Honecker und Gorbatschow am Rande multilateraler Treffen führten (Dok. 7, 14), sowie m. E. für die dokumentierten Telefonate (Dok. 1, 3) und den Briefwechsel (Dok. 5, 6, 15). Das bestätigt im übrigen der Herausgeber selbst, bezeichnet er doch nur die Gesprächsprotokolle als „aussagekräftige Materialien" (S. 21). Daß es sich aber, wie man im Laufe der Lektüre nur en passant erfährt, auch bei den vorliegenden Dokumenten um eine Auswahl handelt, legt die Frage nahe, warum nicht auf die wenig aussagekräftigen, zumal nicht sehr umfangreichen Materialien verzichtet wurde; die Antwort auf die Frage, nach welchen Kriterien die Auswahl getroffen wurde, bleibt der Herausgeber im übrigen schuldig.

Zu recht setzt Daniel Küchenmeister die präsentierten Quellen in Bezug zu den „Veränderungen in den sozialistischen Ländern" (S. 7), die sich dort in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre vollzogen. In der Tat steht auch bei den Gesprächen zwischen Honecker und Gorbatschow die Frage im Vordergrund, „wohin es mit dem Sozialismus geht" (S. 246). Beide, sowohl Honecker als auch Gorbatschow, bewegte diese Frage; beiden ging es bei der Suche nach einer Antwort darum, den Sozialismus zu stärken und seine Überlegenheit unter Beweis zu stellen. Doch so einig sich die beiden Generalsekretäre im Ziel waren, so unterschiedlich stellten sich ihre politischen Rezepte dar, mit denen sie den sozialen, politischen und zuvorderst wirtschaftlichen Herausforderungen am Ende des Jahrtausends zum Wohle des Sozialismus begegnen wollten. Während der Staats- und Parteichef der DDR einer „Weiter so!"-Politik das Wort redete und auf „erhöhte Wachsamkeit" gegen ideologische Aufweichungstendenzen aus West und Ost setzte, bestand für Gorbatschow der einzige Ausweg darin, „daß die Partei einerseits eine neue Politik vorschlage [...] und daß sie andererseits Selbstkritik üben mußte" (S. 195), um „dem Sozialismus einen zweiten Atem zu verleihen" (S. 241). Daß es darüber zu Konflikten zwischen den Spitzen von SED und KPdSU kam, bestätigen, obgleich sie in den Begegnungen kaum direkt angesprochen oder gar offen ausgetragen wurden, die vorliegenden Gesprächsnotizen. Doch ob man daraus auf eine „Feindschaft zwischen Honecker und Gorbatschow" (S. 14) schließen kann, wie dies der Herausgeber auch unter Berufung auf Schabowski tut, scheint mir zweifelhaft. Es stellt sich auch die Frage nach dem Erkenntnisgewinn, den der Nachweis erbringen soll, wann das Mißtrauen Honeckers, „das Gorbatschow in jedem Fall im Sommer 1984 geweckt hatte" (S. 14), in „wirkliches Mißtrauen" (S. 16) oder persönliche „Feindschaft" (S. 21) umschlug. Fest steht – und das betont der Herausgeber zu Recht –, daß der mit dem Amtsantritt Gorbatschows in der Sowjetunion einsetzende politische, soziale und wirtschaftliche Wandel sowie die Aufarbeitung der stalinistischen Vergangenheit die SED-Spitze ins Mark ihres politisch-ideologischen Selbstverständnisses traf und sie sich infolgedessen zunehmend von der seit Gründung der DDR immer wieder „gepredigten" Losung „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen" zu distanzieren begann. Von untergeordneter Bedeutung ist, ob man dies nun als Zeichen für persönliche Feindschaft zwischen dem Ersten Mann in Ost-Berlin und dem Kreml-Chef nimmt oder dahinter eher Unverständnis vermutet, wie es etwa Politbüromitglied Sindermann 1990 – „Wir im Politbüro haben damals allesamt seine [Gorbatschows] große Version nicht verstanden [...]" – zum Ausdruck brachte.

Tatsächlich bleibt Daniel Küchenmeister in seiner Einleitung zu sehr dem personalen Verhältnis zwischen beiden Generalsekretären verhaftet. Zwar werden die wichtigen Stationen im Verhältnis zwischen dem SED- und dem Kreml-Chef unter Bezugnahme auf die angehängten Dokumente nachgezeichnet, doch der historische Kontext wird nicht immer in der wünschenswerten Tiefe ausgeleuchtet. Kaum Erwähnung finden etwa die Rückwirkungen von Perestroika und Glasnost auf die DDR-Gesellschaft; auf Reformansätze in der DDR, wie sie etwa im SED-SPD-Papier von 1987 ihren Niederschlag fanden, wird gar nicht hingewiesen. Dies mag erklären, warum die Absicht, „die Systemauseinandersetzung [...] angesichts der atomaren Bedrohung der Menschheit auf eine neue Stufe [zu stellen]" (S. 16), fälschlicherweise als Produkt sowjetischen „Neuen Denkens" ausgegeben wird; so weit war die SED schon Anfang der achtziger Jahre mit der von ihr propagierten „Koalition der Vernunft" gegangen. Auch wenn der Herausgeber den Band als Beitrag „zur aktuellen

Debatte über die Geschichte der DDR" (S. 21) betrachtet, wäre es doch wünschenswert gewesen, die ausführlichen Beschreibungen Gorbatschows zur Entwicklung in der UdSSR entsprechend in der Einführung zu den Quellen zu berücksichtigen. Dieses Defizit wiegt um so schwerer, als auch die Anmerkungen zu den Dokumenten kaum und, falls doch, nur unzureichend Inhaltliches kommentieren, etwa wenn der XX. KPdSU-Parteitag lapidar als „der erste nach dem Tode Stalins" (S. 202) bezeichnet wird.

Insofern gerät auch die abschließend – zwar als Forschungsdesiderat – formulierte These, „daß Honecker und Gorbatschow gewissermaßen zwei Varianten des geschichtlichen Zusammenbruchs des Weltsozialismus personifizierten" (S. 21), zu platt, wird sie doch kaum mit Inhalten unterfüttert. Warum Honecker gescheitert ist, wird plausibel; warum auch Gorbi das „Schicksal des Zuspät" ereilte, wird allenfalls in einem Absatz angedeutet. Hier hätte es sich angeboten, doch die „in den letzten Jahren" entstandene „umfangreiche Literatur über Honecker, über Gorbatschow und über die Beziehungen der beiden Politiker" (S. 20) stärker mit einzubeziehen.

Trotz aller Kritik bleibt die anzuzeigende Quellenedition ein wichtiges Buch für die DDR- und Sowjetunionforschung. Ihrem Herausgeber ist zu danken, daß er die Dokumente im SED-Archiv „ausgegraben", editorial aufbereitet und mit Anmerkungen versehen hat, die in erster Linie genannte Ereignisse datieren und – leider nicht immer komplette – Angaben zu im Text erwähnten Personen bringen, um diese Quellen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Doch kann man sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß hier stellenweise mit „heißer Nadel" gearbeitet wurde. Dafür sprechen die relativ vielen lektoralen Unzulänglichkeiten sowie eine nicht immer klare Sprache in der Einleitung und im Anmerkungsapparat, die die Lektüre erschweren. Zu wünschen wäre, daß eine zweite Auflage mit etwas mehr Sorgfalt vorbereitet werden würde, so daß das „wissenschaftliche Zwischenergebnis" (S. 21) der Forschung des Herausgebers greifbarer wird.

Carsten Tessmer

SCHULTE, Günter: **Kennen Sie Marx? Kritik der proletarischen Vernunft.** – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1992. 237 S.

Im Vorwort (S. 9–14) begründet der Verfasser die provozierende Titelfrage und den originellen Untertitel: Der Marxismus hat zwar „ausgedient", aber „die Lehre von Karl Marx [ist] weder gründlich genug erforscht noch vollständig zur Kenntnis genommen worden": Marx' eigenes Denken ist „weitgehend unverstanden oder geheimnisvoll geblieben" (S. 9). Was die „angeblich proletarische Vernunft" betrifft, so stammt dieser Begriff zwar „nicht von Marx", wird aber vom Verfasser als Umschreibung des „revolutionären" Marxschen Programms gebraucht, welches die Aufhebung der allgemeinen menschlichen Selbstentfremdung zum Ziele hat (S. 12). Er versteht seine Kritik als Nachweis der „Aporie dieser Marxschen proletarischen Vernunft" (S. 13), seine Arbeit als „Grundlagenuntersuchung" (S. 10).

Ausgangspunkt dieser ist der Anfang des Abschnitts „Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis" im ersten Band des *Kapitals*. Dort ist die Rede von der nützlichen menschlichen Tätigkeit als Veränderung der Naturstoffe, z. B. des Holzes, aus dem ein Tisch gemacht wird, „ein ordinäres sinnliches Ding", das aber als Ware sich in ein „sinnlich übersinnliches Ding" verwandelt. Und nun kommt die Textstelle, die es offensichtlich dem Grundlagenuntersucher angetan hat: „Er [der Tisch, M. R.] steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne" (MEW 23, 85). Was „prominenten Autoren" (z. B. Adorno, W. Benjamin, Lukács u. a.) „sinnenklar" schien, erweist sich dem Verfasser – neben anderen Bildern und Beispielen von Marx – als das bisher nicht enträtselte Geheimnis einer Lehre, bei der es „ums Ganze" geht – ja, „es geht um einen jeden von uns", schließlich „um Tod und Leben – und um die Liebe" (S. 11). Hier bedarf es einen längeren Zitats aus dem Schluß des Vorworts: Es erleichtert die Aufgabe des Rezensenten, sich in angemessener Kürze über eine Anmaßung zu äußern, die vielleicht alles übersteigt, was im Zuge des „ausgedienten Marxismus" und des noch andauerndes Streits um Marx in den Druck gebracht wurde:

„Die folgenden sieben Kapitel rekonstruieren Marx' Lehre in ihren Grundlagen aus seinen Schriften, angefangen von den frühesten Texten bis hin zum Hauptwerk *Das Kapital*. Den Briefwechsel

und andere Dokumente berücksichtige ich nicht [...] Natürlich kann und will ich nicht alles kommentieren. Ich wähle mehr oder weniger willkürlich aus, hoffe aber, die für mein Grundproblem wichtigsten Texte herangezogen zu haben, so daß es schwerlich noch einen ganz anderen Denker Marx geben kann als den, der sich hier präsentiert [!]. – Allerdings gibt es viele Texte, besonders aus Marx' Londoner Zeit der historisch-ökonomischen Studien und der politischen Arbeit, zu denen ich nichts Aufschlußreiches sagen kann, weil sie mit zur Lösung des Problems, das ich mit Marx habe [!], nicht viel beizutragen scheinen [...] Die Beurteilung von Marx als Ökonomiesachverständigen, Historiker und Politiker muß ich anderen überlassen [!]. Ich habe mich aber mit Hilfe fachkundiger Autoren davon überzeugen können, daß Marx' überragende Bedeutung auf diesen Gebieten nicht liegen kann [!]" (S. 13 f.).

Bewundern wir die Offenheit des Verfassers: Die eingestandene Methode, womit er sein persönliches Marxproblem zu lösen verspricht, ist die sagenhafte des Prokrustes, nur daß er sein verstümmeltes Opfer mit dem Balsam einräuchert, den er kunstgerecht aus jüdischer Mythologie (Lilith!) sowie Bibel-, Talmud- und Zoharzitaten zusammmengebraut hat. Wichtigste Ingredienz dieser Mischung: Sexualität. Hauptquelle, weil Schlüssel zum Gesamtwerk: Dichtungen, Abiturarbeiten, Dissertation, also Marx' geistige Leistung in den ersten acht Jahren seiner mehr als 40jährigen schriftstellerischen Laufbahn (1833–1841). Der junge Marx muß für den späteren bis zu Ende einstehen und auch die zentralen Themen bereitstellen, welche im Hauptwerk entwickelt werden. So ist z. B. die Verwertung des Hegelschen Systems in der Dissertation bereits „eine Art Freudscher Vatermord" (S. 38) und der Geldbegriff „eine eminent religiöse Vorstellung" (S. 40), der hölzerne Fetisch „gehört [...] als Grundvorstellung zu Marx' Lehre von der Ware und ihrer Verwertung" (S. 39). Der Marxsche Atheismus – die Verdrängung des „Menschenretters Jesus" durch Prometheus – ist „zugleich die Rechtfertigung des eigenen Messianismus prometheischer Menschheitsbefreiung" (S. 40). – Der Rezensent könnte so fortfahren mit der Aufzählung der diversen Vergleiche und Andeutungen, zumeist hinweisend auf die vom Verfasser verworfene, bei Marx ungenannte „proletarische Vernunft"; jedoch gebietet ihm der gebotene Raum, durch schroffe Kürzung seiner Besprechung dem Beispiel des Theseus zu folgen, der Prokrustes mit eigener Münze heimzahlte. Um aber dem Leserpublikum eine Ahnung von der Schulteschen Hermeneutik zu vermitteln, sei betont, daß der Schluß des Buches konsequent das Beginn behandelte Thema der „fetischisierten Tische" wieder aufnimmt und sogar um eine Illustration bereichert, die vom Zeichentalent des Verfassers zeugt. Unter dem Titel „Der umgewendete Tisch" belehrt uns ein Abschnitt, daß die Interpretation des Verfassers „durch den Talmud bestätigt und sogar noch drastisch ergänzt" wird (S. 209). Diese „Entdeckung" verdankt der Autor niemand anderem als Freud im Zusammenhang mit der weiblichen Traumsymbolik von „Tisch", „Tür" und „Holz" (S. 209): Der umgedrehte Tisch bedeutet im *Babylonischen Talmud*: „den Beischlaf in umgekehrter Lage vollziehen". Wozu der Grundlagenforscher und Rätselerfinder folgenden Kommentar macht: „Ich nehme an, daß Marx diesen Sinn des umgekehrten Tisches gekannt hat. Er entspricht dem von ihm beschriebenen Fetischcharakter der Ware, also dem ‚Charakter' der Lust und Verderben bringenden Frau. In Lilith ist beides vereint, denn sie hielt sich nicht an die Stellung ‚bei Tisch', die Adam verlangte", usw. (S. 210). Und damit Leser und Leserinnen sich diese talmudische Deutung in ihrer ganzen Bildhaftigkeit zu eigen machen, bietet ihnen der generöse Verfasser einen Beweis seines Zeichentalents, um „das Rätselhafteste an Marx' Bild" mit eigenen Augen zu erfassen, nämlich „wieso der Tisch, wie Marx es sich gemäß seinem Tisch vorstellt, dabei noch auf den Füßen stehen kann" (S. 211). Die Zeichnung ist überdies mit einer vielsagenden Legende versehen: „Der FeTisch".

Alles in allem: Trotz aller willkürlichen Übertreibungen – Marx als Moses und Messias, Verdrehung seiner Überlebenslehre zu purer Eschatologie, eingestandenem Verzicht auf Beleuchtung der unheilvollen Verquickung von Staat und Kapital, deren Theorie Marx' eigentliche, für heute mehr als je gültige wissenschaftliche Leistung bildet – trotz all dem empfiehlt sich Günter Schultes Buch als reiche Auslese von Marx-Zitaten, die den phantasievollkritischen Auslegungen des Verfassers durchaus standhalten. Es sei dem Rezensenten gestattet, diesen Schatz um einen Ausspruch von Marx zu bereichern, der um so erstaunlicher ist, als er geradezu prophetisch Rezeptionsunternehmungen in der Art des hier besprochenen ankündigt und anprangert, nur mit dem Unterschied, daß es sich um ein Buch handelt und nicht um einen Zeitungsartikel:

„Die Arbeit für die Internationale ist immens, dazu das Überlaufen Londons mit refugees, für die wir zu sorgen haben. Außerdem überlaufen mich andre

Personen, Zeitungkerls und andre aller Art, um das ‚monster' mit eigenen Augen zu sehen.
Man hat bisher geglaubt, die christliche Mythenbildung unter dem römischen Kaiserreich sei nur möglich gewesen, weil die Druckerei noch nicht erfunden war. Grade umgekehrt. Die Tagespresse und der Telegraph, der ihre Erfindungen im Nu über den ganzen Erdboden ausstreut, fabrizieren mehr Mythen (und das Bourgeoisierind glaubt und verbreitet sie) in einem Tag, als früher in einem Jahrhundert fertiggebracht werden konnten." [Marx an Ludwig Kugelmann, 27. Juli 1871. MEW 33, 252]
Marx' Verdikt erfordert wohl eine Kritik der bürgerlichen Unvernunft.

Maximilien Rubel

KLEIN, Peter: **Die Illusion von 1917. Die alte Arbeiterbewegung als Entwicklungshelferin der modernen Demokratie** (= Edition Krisis). – Unkel/Rhein und Bad Honnef: Horlemann Verlag 1992. 201 S.

Der Verfasser erklärt im Vorwort, daß es sich um die „mühsame Abrechnung" eines Überlebenden der K-Gruppen-Bewegung „mit der eigenen theoretischen Vergangenheit" handelt, um den „Ablösungs- und Auseinandersetzungsprozeß" eines „Leninisten, der sich dauernd über den Mut wundert, mit dem er es wagt, seinem eigenen Ziehvater am Zeuge zu flicken" (S. 18). Der Verlag wäre besser beraten gewesen, wenn er einen auf diesen Tatbestand hinweisenden Titel gewählt hätte und nicht einen, der suggeriert, daß es sich um einen Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung oder ihres Demokratieverständnisses handelte. Das ist nicht der Fall.
Der Verfasser fühlt sich weit über den „Alltagsverstand" (scil. der Historiker) erhaben (S. 34), über den „demokratischen Standpunkt", der nur ein „bewußtloser Abklatsch" der Entwicklung sei (S. 44), über das „eindimensionale, empiristische Denken [...], das philosophisch gesprochen die Erscheinung unmittelbar für das Wesen nimmt" (S. 153).
In diesem Sinne habe die Oktoberrevolution in Rußland „ihre historische Bedeutung selbstverständlich (sic!) nicht als das einmalige Faktum gehabt, das sie im kruden empirischen Sinne ist, sondern als ein ideologisches Paradigma" (S. 13).
Die Oktoberrevolution sei aber „noch voll und ganz im Rahmen der abstrakten wertförmigen Vergesellschaftung angesiedelt" gewesen (S. 12) – was immer das ist, jedenfalls ein Negativum. Dabei betont der Verfasser, daß er eine historische Kritik der Revolution beabsichtige, nicht ihre Verurteilung, und belehrt seine „Zielgruppe", die „ehemaligen Genossinnen und Genossen" (S. 19, S. 21), daß eine solche Kritik ihren Gegenstand aus seiner Zeit heraus zu verstehen sucht. Der Historiker lernt das im Proseminar.
Im ersten Teil will der Verfasser den logischen Zusammenhang zwischen Demokratie und Kapitalismus systematisch darstellen. Er kommt dabei zu Erkenntnissen wie: „Da nun die Menschen sind, was sie tun, dies Tun ihnen aber äußerlich und beliebig geworden ist, sind sie sich selbst zum gleichgültigen Mittel für den allgemeinen Zweck, das Geld, geworden." (S. 25) „Das Resultat dieser Entwicklung haben wir heute darin, daß das Privateigentum als die umfassende Verrechtlichung und Formalisierung aller Verhältnisse alle Denkformen und Verhaltensweisen bestimmt und schließlich zur freiwilligen Gleichschaltung der Ware-Geld-Monaden in der ‚modernen rechtsstaatlichen Demokratie' geworden ist." (S. 48). Derartige Abstraktionen scheinen dem Rezensenten für die real existierende Geschichte von ähnlicher Relevanz zu sein wie die Frage, wie viele Engel auf der Spitze einer Stecknadel Platz finden.
Der zweite Teil untersucht „Die Demokratie bei Lenin" mit dem Ergebnis, daß dieser einem „theoretischen Fehler" (einmal sogar: „Milchmädchenrechnung") erlegen sei, indem er glaubte, mit der Enteignung der Produktionsmittel bereits den Sozialismus hergestellt und mit den Sowjets die bürgerliche Demokratie durch eine höhere Form der Demokratie überwunden zu haben – eine für Nicht-Leninisten wenig überraschende Erkenntnis.
Der dritte Teil soll vom „Politischen Inhalt der Sowjets" handeln. Nachdem der Verfasser im Vorwort angekündigt hatte, hier „der empirischen Oberfläche am nächsten" zu kommen (S. 12), geht er in der Tat, neben weiteren Begriffs-Haarspaltereien, auf die konkreten Probleme in Rußland 1917–1921 kurz ein, auf Analphabetismus, Bürgerkrieg, Hunger usw. Zum Thema, den Sowjets, bezieht er sich ganz auf die grundlegende Arbeit von Oskar Anweiler (1958), ohne dieser – nach immerhin über 30 Jahren – irgendwelche neuen Fakten oder Erkenntnisse hinzuzufügen. Die Sowjets seien (so schon Anweiler), nicht die Keimzellen einer höheren Staatsform gewesen, sondern nur ein „Stimmungsbarometer" (S. 153 ff.). Allerdings fehle es auch Anweiler am „theoretischen Verständnis der Entwicklung" (S. 186), das wohl nur der Verfasser besitzt.

Abschließend wird kurz die „Linke Opposition" in Rußland abgehandelt, die auch nicht die richtige Theorie gehabt habe und deswegen scheitern mußte. Welches ist aber die „richtige" Theorie? Was will der Verfasser? Was ist sein Begriff von Sozialismus und Kommunismus? Darüber äußert er sich wenig und unklar: „Ihrem Begriff nach ist die sozialistische Revolution die Aufhebung sowohl der Warenform der Produkte als auch der Willensform der menschlichen Subjektivität." (S. 87). „Die Grundlage für eine sachgerechte, rationale Organisierung dieses [des gesellschaftlichen] Zusammenhangs [...] könnte ja nur darin bestehen, daß das unmittelbare private Interesse von vornherein seiner gesellschaftlichen Vermitteltheit eingedenk wäre. In diesem Falle wäre es aber kein privates Interesse mehr, in diesem Fall wären auch die Arbeiter keine Arbeiter mehr." (S. 111). Dieser Satz erinnert, im Zusammenhang mit den folgenden, an die bekannte Utopie des jungen Marx über den beliebigen Wechsel des Berufes (Text u. a. bei: Walter Tormin, Ein Brief Gustav Landauers, in: IWK, Jg. 23 (1987), H. 3, S. 390). Will das der Verfasser? Der Kommunismus könne sich „niemals damit begnügen [...], die ‚Massen' in ihrer dürftigen Unmittelbarkeit zu belassen oder gar zu affirmieren" (S. 179). „Mit einem Wort, sie müssen damit aufhören, Demokraten zu sein." (S. 56). Ist es das?

Die vorliegende Arbeit entstand 1986/87 und wurde 1987 und 1988 in der Zeitschrift „Marxistische Kritik" erstmals veröffentlicht. Für die Buchausgabe hat der Verfasser einige theoretische Positionen verdeutlicht, eine Aktualisierung im Hinblick auf die politischen Ereignisse seit 1989 hielt er dagegen nicht für erforderlich.

Walter Tormin

Neurath, Gramsci, Williams: Theorien der Arbeiterkultur und ihre Wirkung. Hrsg. von Ursula APITZSCH (= Argument-Sonderbd., N. F., AS 207). – Hamburg und Berlin: Argument-Verlag 1993. 164 S.

Das Büchlein besteht aus einer von Ursula Apitzsch eingeleiteten Sammlung von neun Vorträgen, die während eines Workshops des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung" an der Universität Bremen gehalten wurden, und es weist die Zahl an Widersprüchen, Wiederholungen, Niveauunterschieden und fehlenden Querverweisen auf, die man an dieser Art von Publikation so oft beobachten kann: Der Beitrag von Johann Dvorak enthält kaum einen Gedanken, der in dem unmittelbar vorhergehenden Vortrag von Rainer Hegselmann nicht schon angesprochen wurde, und das auch präziser und fundierter. Wie sehr Adolf Brock mit seinem simplen Plädoyer für eine neuerliche Koppelung der Arbeiterbildung an den Klassenkampf hinter der jüngsten Diskussion über das Konzept „Arbeiterkultur" zurückbleibt, fällt bei der Lektüre des ihm folgenden Vortrags von Birgit Mahnkopf sogleich ins Auge. Dem prätentiösen Wortschwall über „geeignete Strukturen" und „neue Konzeptionen", mit dem Thomas Frey die Bedeutung gewerkschaftlich organisierter Kulturveranstaltungen für die „Neubestimmung einer kulturellen Identität bzw. einer modernen ArbeitnehmerInnenkultur" zu demonstrieren sucht, möchte man fortwährend die beiden von Hegselmann eingangs zitierten schlichten Feiglschen Fragen „What do you mean?" und „How do you know?" entgegenhalten.

Herausgeber ähnlicher Sammlungen von Tagungsbeiträgen schicken zuweilen die Manuskripte der Vorträge nach Ablauf des Workshops an die Teilnehmer mit der Bitte um Überarbeitung zurück. Das hätte den Vorträgen auch in diesem Falle gutgetan. Denn man kann sich schwer vorstellen, daß den Teilnehmern des Bremer Workshops ihre bedeutenden Differenzen im Verständnis zentraler Konzepte wie „Kultur", „Arbeiterkultur" und „Arbeiterbewegungskultur" verborgen geblieben wären, daß sie sie nicht diskutiert hätten und zu berücksichtigen dann nicht bereit gewesen wären. So aber stehen nun neun Beiträge nebeneinander, die wichtige Anregungen und Vorbehalte unberücksichtigt lassen und sich den entscheidenden Fragen, die sie in ihrer Gesamtheit aufwerfen, nicht stellen, zumal auch die Herausgeberin die Gelegenheit nicht wahrnahm, wenigstens in ihrer Einleitung die auffallendsten Widersprüche und offengebliebenen Fragen auf den Titel des Buches hin zu bündeln.

Denn so unproblematisch ist die Verbindung der Namen Gramsci, Neurath und Williams mit dem Begriff der Arbeiterkultur doch nun wirklich nicht. Bei allen biographischen Ähnlichkeiten, auf die Ursula Apitzsch verweist, gingen der italienische Kommunist, der logisch-empiristische Aufklärer aus Österreich und der englische Kulturhistoriker die sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen und Ziele der Arbeiterklasse von völlig unterschiedlichen Voraussetzungen her an, und alle drei strebten in ihren kulturtheoretischen Überlegungen Formen von Kommunität an, die über die

Arbeiterklasse weit hinausreichen. Die Hinweise Adolf Brocks auf Max Adler, Josef Luitpold Stern und Richard Wagner hätten zum Ausgangspunkt dafür dienen können, die Theorien von Gramsci, Neurath und Williams gegen orthodoxe Kulturkonzepte und die kommunistischen und sozialdemokratischen Kulturbewegungen vor 1933 abzugrenzen. Der vorzügliche Beitrag von Peter Alheit über „alltägliche Moderne", legt nahe, daß die Modernisierung sozialer Kulturen, wie sie heute ansteht, den Theorien von Raymond Williams viel mehr Relevanz verleiht als Neurath und Gramsci. Und Birgit Mahnkopfs kritische Erörterung des Arbeiterkultur-Konzepts illustriert, daß das Konstrukt „Arbeiterkultur als Lebensweise" viel behutsamer gebraucht werden sollte, als das bei der Mehrzahl der hier abgedruckten Vorträge geschehen ist.

Wenn man sie aus dem im Buchtitel suggerierten Zusammenhang löst, empfehlen sich vor allem die Beiträge von Mahnkopf und Alheit. Sie sind es auch, die die meisten Ansätze zu weitergehenden Forschungen über Arbeiterkultur liefern. Mit Gewinn wird auch jeder die ausgezeichneten Vorträge von Hegselmann und Smith über Neurath bzw. Williams lesen.

Klaus Petersen

ENGLER, Wilhelm: **Freiburg, Baden und das Reich. Lebenserinnerungen eines südwestdeutschen Sozialdemokraten, 1873–1938.** Bearb. von Reinhold ZUMTOBEL. Hrsg. und eingel. von Wolfgang HUG. – Stuttgart: Theiss Verlag 1991. 227 S.

Die hier vorliegende Publikation enthält die authentischen Lebenserinnerungen von Wilhelm Engler, die dieser zwischen 1933 und 1938 verfaßt hat. Es ist dies die Geschichte eines Mannes aus dem Volk, der durch die Arbeiterbewegung eine steile Karriere gemacht hat. Sein Lebenswerk verdeutlicht, weshalb die Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg zu einer mächtigen Organisation werden konnte. Bedauerlicherweise finden sich keine Erläuterungen und Hinweise, wie und weshalb sich Engler überhaupt der SPD angeschlossen hat. Engler wurde 1873 in Weisweil (nördlicher Breisgau) geboren. Er war das älteste von acht Kindern. Der Vater war Leinenweber und bewirtschaftete zusätzlich einen kleinen Bauernhof. Die Kinder mußten früh auf dem Feld mitarbeiten, Weberei-Nebenarbeiten verrichten oder in Heimarbeit Knöpfe aufnähen. Die Eltern waren Pietisten, sogenannten Stündler, haben aber offensichtlich ihre Kinder nicht zur Ausübung des Glaubens gezwungen, denn in Englers weiterem Leben spielte die Religion keine bedeutende Rolle.

Wilhelm Engler absolvierte die Volksschule, arbeitete als Knecht bei einem Schmied und ging schließlich bei einem Zimmermann in Kenzingen in die Lehre. An die Lehrzeit schloß sich die damals obligatorische Wanderschaft an, die Engler in die Schweiz und bis nach Würzburg führte. Dort leistete er seinen zweijährigen Militärdienst ab und arbeitete anschließend bis 1898 in seinem Beruf als Zimmermann. In Würzburg hatte Engler auch seine ersten Kontakte und Erfahrungen mit der Arbeiterbewegung, denn er avancierte rasch zum Vertrauensmann der Gewerkschaft der Bauarbeiter. Ende 1898 wurde er durch seine politische Aktivität arbeitslos und entschloß sich, nachdem seine Arbeitssuche erfolglos geblieben war, in seine Heimat zurückzukehren. Der sich anschließende Aufenthalt in Weisweil währte allerdings nur kurz, denn der Vater wollte ihn nur dulden, wenn er sich von der SPD lossage. Die Bindungen an die Sozialdemokratie waren aber offensichtlich bereits zu diesem Zeitpunkt stärker als die Autorität des Vaters. Deshalb verließ Engler sein Heimatdorf in Richtung Freiburg. Dort arbeitete er zunächst als Zimmergeselle, betrieb dann eine eigene Werkstatt und übernahm nach der 1903 erfolgten Hochzeit mit Elisa Abegg aus Ettlingen das alkoholfreie Restaurant „Zum Golden Apfel".

Hatte Engler in Würzburg erst auf der untersten Stufe der Parteileiter gestanden, so begann in Freiburg die eigentliche Karriere des Multifunktionärs. Seit 1903 war er Mitglied des Aufsichtsrates des Konsumvereins, Arbeitersekretär der Gewerkschaft der Bauarbeiter und Leiter der Ortsgruppe der SPD. Von 1908 bis 1912 war Engler Arbeitersekretär der SPD (Bezirksvorsitzender) für Oberbaden (Südbaden); ab 1911 im Vorstand (später im Aufsichtsrat) der „Volkswacht", der lokalen Parteizeitung; ab 1912 Geschäftsführer der Freiburger Milchversorgung (eines Vorläufers der heutigen Breisgaumilch GmbH); Mitglied des Vorstandes der Baugenossenschaft Gartenstadt und des Freiburger Bauvereins; seit 1908 sozialdemokratischer Stadtverordneter im Bürgerausschuß; 1911 Stadtrat; 1920 erster sozialdemokratischer Stadtverordneter; Mitglied des Staatsrates der badischen Staatsregierung; 1921 Arbeitsminister in Baden; 1924 Präsident des Badischen Gewerbeaufsichtsamtes und Mitglied des Landtages und der Karlsruher Stadtverordnetenversammlung; 1928 Präsident des Hessischen Landesarbeitsamtes in Frankfurt. In

dieser Position wurde Wilhelm Engler im März 1933 nach § 4 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" beurlaubt und kurze Zeit darauf zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Engler starb am 20. Februar 1938 in Lorsbach/Taunus.

Die Lebenserinnerungen basieren auf Notizen und Tagebucheintragungen, die Engler eigenhändig nach 1933 maschinenschriftlich ausgearbeitet hat. „Nach seinem Tod gelangten diese Aufzeichnungen über die Witwe Englers an Reinhold Zumtobel in Freiburg zur Überarbeitung [...]. Er war mit den Englers politisch und privat eng verbunden" (S. 9). Zumtobel hat trotz einiger Kürzungen inhaltlich nicht in das Original eingegriffen und sah seine Aufgabe ausschließlich in Vorbereitung des Textes für den Druck, sprich für die Veröffentlichung. Zweifelsfrei handelt es sich bei dieser Fassung um den ursprünglichen Quellentext. Er behandelt den Zeitraum zwischen 1898 bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten im März 1933. Leider ist nichts darüber bekannt, zu welchem Zeitpunkt Zumtobel die Erinnerungen seines Freundes veröffentlichen wollte. In seiner Autobiographie von 1949 hat Zumtobel darüber auch keine Aussagen gemacht. Nachforschungen in seinem Nachlaß, er starb 1953, blieben ebenfalls ergebnislos. Die Lebens- und Wirkungsgeschichte Wilhelm Englers blieb somit unveröffentlicht und gelangte über die Witwe und die Nachkommen Englers schließlich 1983 ins Badische Generallandesarchiv Karlsruhe. Mit der hier vorliegenden Publikation werden somit große Teile, knapp die Hälfte, der Englerschen Erinnerungen, der Öffentlichkeit zugänglich. „Die Auswahl konzentriert sich auf diejenigen Teile, die das politische Denken und Handeln Wilhelm Englers dokumentieren" (S. 11) und es gleichzeitig zu einem Zeugnis seiner Zeit machen.

Die gesamte Arbeit gliedert sich in fünf Teile und folgt weitgehend dem Lebenslauf des Verfassers. Der hier vorliegende Teil umfaßt die Wirkungszeit Englers in Freiburg und seine Zeit in Karlsruhe und Frankfurt am Main. Dabei werden sowohl berufliche als auch politische Ereignisse, seltener solche aus dem privaten Bereich, miteinander vermischt. In der Chronologie sind einige Überschneidungen festzustellen, allerdings fallen diese nicht sonderlich ins Gewicht. In häufig recht emotionsloser Manier und einfacher Sprache schildert Engler Sachverhalte, wie sie sich ihm darboten. Die Darstellung bricht mit der nationalsozialistischen Machtergreifung ab, und dem Leser werden keinerlei persönliche Empfindungen, gerade was die letzten Jahre der Weimarer Republik und die zunehmende nationalsozialistische Durchdringung der deutschen Gesellschaft nach der Machtübernahme anbelangt, vermittelt. Es wäre von Vorteil gewesen, hätte sich der Herausgeber dazu veranlaßt gesehen, die Erinnerungen bis zu Englers Tod fortzusetzen. Es stellt sich nämlich die Frage, wie Engler die zwangsweise Versetzung in den Ruhestand psychisch verkraftet hat, wie er die Lage der Arbeiterbewegung einschätzte und in welchem Räumen er selbst noch politisch aktiv war. Desgleichen bleibt zu wünschen, daß auch die ersten beiden Teile veröffentlicht werden, um den Hintergrund für Englers Eintritt in die Sozialdemokratie und um seine Position innerhalb der Partei deutlicher zu erhellen.

In den Erinnerungen wird eine Persönlichkeit sichtbar, wie sie gerade für die Vorkriegssozialdemokratie typisch war – ein Pragmatiker durch und durch, kein Theoretiker oder Analytiker. Auf die Theorie des Sozialismus bzw. Marxismus geht Engler kaum ein, weshalb auch davon ausgegangen werden kann, daß eine Auseinandersetzung mit dieser niemals stattgefunden hat. Die Einschätzung des Herausgebers, daß Engler ein „entschiedener Revisionist" (S. 15) war und von Revolutionen und Radikalen nichts hielt, bewahrheitet sich bereits nach wenigen Seiten. Eine starke politische Aversion scheint Engler ausschließlich gegen die Bolschewisten und die innerparteiliche Linke, später USPD und KPD, entwickelt zu haben. An diesen Stellen wird sein Haß deutlich, denn er sieht eine Hauptursache im Scheitern der Weimarer Republik in der Uneinigkeit der Arbeiterbewegung sowie in der „Wühlarbeit der Linksradikalen" und ihrem „dunklen politischen Treiben" (S. 33). Verbunden damit sind immer auch starke antirussische bzw. -sowjetische Ressentiments – auch dies eine weitverbreitete Erscheinung auf dem rechten Flügel der SPD. Englers Einschätzung des Friedens von Brest-Litowsk und der daraus resultierenden Konsequenzen wirft ein bezeichnendes Licht auf seine prinzipielle Einstellung zum Ersten Weltkrieg, zur russischen Revolution und zum Kriegsende. „[...] hätte es im Osten keinen Bolschewismus gegeben, und wir hätten die Truppen, die in Rußland standen, moralisch gesund an die Westfront bringen und dort die Entscheidung erzwingen können. Statt dessen wurden [...] Lenin und Trotzki [...] nach Rußland befördert. Es kam die bolschewistische Revolution [...] Die deutschen Truppen blieben im Osten und sogen zum großen Teil das Gift des Bolschewismus ein" (S. 27 f.). In diesen Worten schwingt nicht nur Unkenntnis der tatsächlichen militärischen und wirtschaftlichen Lage mit,

sondern auch der Geist der Dolchstoß-Legende in sozialdemokratischer Version. Es verwundert dann auch nicht, daß Engler die Revolution vom 9. November 1918 nicht als einen gesellschaftlichen Umsturz und als Ausgangspunkt einer sozialistischen Gesellschaft ansehen konnte, sondern als Zusammenbruch. „Es wäre besser gewesen, das Bürgertum, den Adel und die Monarchisten zunächst am Ruder zu lassen [...]. Aber die Wahl hatten wir ja nicht: Bürgerliche oder Sozialdemokraten? Die Frage war nur: Sozialdemokraten oder Bolschewismus?" (S. 36)
Daraus wird deutlich, wie stark Sozialdemokraten, trotz revolutionärem Pathos und Phraseologie, trotz arbeiterkultureller Gegenwelten, in monarchistischen Gesellschaftsstrukturen verhaftet waren und wie dürftig die vorhandenen Konzepte für eine parlamentarische Demokratie oder gar für eine sozialistische Gesellschaftsform waren.

Andreas Wolf

Fritz Lieb. Ein europäischer Christ und Sozialist. Eine Dokumentation der Evangelischen Akademie Berlin im Evangelischen Bildungswerk. Hrsg. von Manfred KARNETZKI und Karl-Johann RESE. Berlin: Evangelische Akademie Berlin 1992. VI, 169 S.

Bezogen auf Fritz Lieb, bedarf das zum Modewort gewordene Attribut „europäisch" der Erläuterung. Lieb steht nicht für jenes enge, im öffentlichen Bewußtsein noch verwurzelte Europabild, dessen östliche Grenze der „eiserne Vorhang" bildete. Zutreffender ist Günter Wirts Kennzeichnung des Schweizer Theologen und Sozialisten als „Personifizierung der Begegnung von Ost und West". Sein Wirken als Professor für Theologie an der Universität der Viermächtestadt Berlin 1947–1948, als der kalte Krieg begann und Europa spaltete, ist dafür besonders signifikant. Die Zeitschrift „Orient und Occident", 1929–1936 (!) in Leipzig herausgegeben, war ökumenische Arbeit genauso wie ein Beitrag zur Erforschung und Vermittlung der russischen vor- wie nachrevolutionären Literatur und Auseinandersetzung mit der Kultur- und Geisteswelt des Bolschewismus. In der Emigration in Paris pflegte Lieb enge Kontakte mit der geistigen Elite des russischen Exils. Hier trug er den wesentlichen Teil seiner russisch-slawischen Bibliothek zusammen, die Helena Kanyar-Becker in ihrem Beitrag vorstellt. Zusammen mit Heinrich Mann und Kommunisten wie Koenen und Münzenberg engagiert sich Lieb im Lutetia-Kreis für eine deutsche Volksfront. Der „rote Pressezar" verlegte 1935 sogar Liebs Buch über die deutsche Bekenntniskirche.[1]
Das schmale Bändchen enthält neben Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1910–1919 Beiträge einer Tagung der Evangelischen Akademie Berlin im November 1990. Im Mittelpunkt stehen die Exiljahre in Paris: Chryssoula Kambas zeichnet die Freundschaft mit Walter Benjamin und Liebs publizistisches Wirken nach. Richard Faber schöpft aus „Orient und Occident", einer bislang wenig genutzten Quelle. Der vorwiegend auf Archivalien basierende Beitrag von Ursula Langkau-Alex untersucht Liebs Engagement für die deutsche Volksfront. Martin Rohrkrämer behandelt vor allem seine theologischen Positionen und seine ökumenische Arbeit. Klaus Bajohrs Versuch einer Verortung Liebs im religiösen Sozialismus seiner Zeit ist eine temperamentvolle Kritik des Umgangs der „herkömmlichen Schultheorie" mit dieser Strömung vorangestellt. Wirth rekonstruiert das Wirken des Schweizer Theologen an der Berliner Universität. Unterstrichen sei sein gegen schematisierende Auffassungen von der Entwicklung in der SBZ gerichteter Hinweis, daß bis 1947 im Osten Deutschlands durchaus noch „Offenheit für Pluralismus im geistigen und gesellschaftlichen Leben vorhanden war".

1 Fritz Lieb, Christ und Antichrist im Dritten Reich. Der Kampf der deutschen Bekenntniskirche, Paris 1935.

Hartmut Peter

COPPI, Hans: **Harro Schulze-Boysen – Wege in den Widerstand. Eine biographische Studie.** Vorwort von Robert Jungk. – Koblenz: Verlag Dietmar Fölbach 1993. 256 S.

BAHAR, Alexander: **Sozialrevolutionärer Nationalismus zwischen Konservativer Revolution und Sozialismus. Harro Schulze-Boysen und der „Gegner"-Kreis.** – Koblenz: Verlag Dietmar Fölbach 1992. 212 S.

Der um Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen gruppierte illegale Zirkel („Rote Kapelle"), der im Zweiten Weltkrieg u. a. nachrichtendienstliche Informationen für die UdSSR sammelte, ist in Westdeutschland lange aus dem eigentlichen Widerstand ausgegrenzt worden, während in Ostdeutschland

die prosowjetischen und prokommunistischen Tendenzen der Gruppe einseitig in den Vordergrund gestellt und deren Mitglieder heroisiert worden sind. Mit wachsendem zeitlichen Abstand und in einem veränderten politischen Klima hat man dann stärker versucht, der jeweiligen Persönlichkeit der Beteiligten und ihrer Motivation gerecht zu werden. Seit der Einbeziehung in die Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin kann man wohl von einer Teilrehabilitierung der Roten Kapelle sprechen.

Über das möglicherweise wichtigste, jedenfalls politisch interessanteste Mitglied liegt jetzt erstmals eine wissenschaftliche Teilbiographie vor: Hans Coppi, Sohn zweier im Zusammenhang mit der Zerschlagung der Roten Kapelle hingerichteter Kommunisten, untersucht das Leben Harro Schulze-Boysens bis zur Kristallisation der Gruppe 1937/1938.

Die gründlich recherchierte und lebendig geschriebene Untersuchung stützt sich auf umfangreiche Literatur- und Quellenstudien, auf unveröffentlichtes Archivmaterial ebenso wie auf die Auswertung kleiner, elitärer Zeitschriften, in denen Schulze-Boysen seit Mitte der 20er Jahre publizierte. Ausgewertet wurden auch die private Korrespondenz, die überwiegend im Institut für Zeitgeschichte lagert, und etliche Befragungen von Zeitzeugen. Der kleine Dokumentenanhang ist aufschlußreich, hat aber eher eine illustrative Funktion.

Der familiäre Hintergrund – Schulze-Boysen war ein Großneffe des Admirals von Tirpitz –, die Kindheit und die Jugend Schulze-Boysens werden vom Verfasser präzise rekonstruiert und im Hinblick auf das spätere Leben überzeugend dargestellt. Als Schüler frühzeitig politisiert, war Harro Schulze-Boysen anfangs ganz in den „vaterländischen" Gedanken und Gefühlen der Mehrheit des deutschen Besitz- und Bildungsbürgertums der 20er Jahre befangen. Aber bereits das Mitglied der Jugendorganisation des Jungdeutschen Ordens begann, die romantisierenden, antiliberalen Konzepte des Jungdo in eine gesellschaftskritische, eigenständige Richtung weiterzudenken.

Es ist hier nicht möglich, die verschiedenen Stufen hin zur Leitung der Zeitschrift „Gegner" 1932/33 nachzuzeichnen, es sei aber unterstrichen, daß Coppi das komplexe, teilweise diffuse Ideengut und den sozial-psychologischen Kontext des „Gegner"-Kreises in seiner Schilderung behutsam und doch treffend analysiert. Gelungen scheint mir auch die Behandlung der Phase äußerer und bis zu einem gewissen Grad sogar geistiger Anpassung an das NS-Regime. Hier wird exemplarisch deutlich gemacht, wie die den Eliten verbliebenen Spielräume teils stabilisierend, teils desintegrierend wirken.

Dem Verfasser ist ein überzeugendes Porträt Harro Schulze-Boysens gelungen. Er macht den Weg dieses Mannes bürgerlicher Herkunft und mit national-konservativem Hintergrund nachvollziehbar, erklärt ihn mit hoher Plausibilität aus dem Parallelogramm der persönlichen Voraussetzungen und der vorgegebenen familiären und gesellschaftlichen Bedingungen. Coppi verzichtet in wohltuender Weise darauf, widersprüchliche Aspekte in der Entwicklung Schulze-Boysens zu glätten oder diese als eine vom „Saulus" zum „Paulus" darzustellen. Er schreibt einfühlsam, die Sympathie nicht verleugnend, die aber niemals unkritisch bleibt. Der private Bereich, etwa seine Beziehung zu Frauen, insbesondere seine unkonventionelle Ehe mit Libertas, wird mit der politischen Tätigkeit gut verknüpft. Eine Biographie, wie man sie sich wünscht! Hoffentlich wird es einen zweiten Band geben.

Harro Schulze-Boysen und der „Gegner"-Kreis stehen auch im Mittelpunkt des Interesses der in demselben Verlag erschienenen Frankfurter Dissertation von Alexander Bahar. Faktisch bildet die Analyse des „Gegner" jedoch nur einen Teil der Arbeit, die sich zunächst mit der „Konservativen Revolution", dann mit dem „Nationalbolschewismus" als deren Sonderfall, in diesem Kontext mit dem „Gegner"-Kreis, schließlich mit der Rezeption des Nationalbolschewismus durch die Neue Rechte in der Bundesrepublik beschäftigt. Dabei stützt Bahar sich für die Endphase der Weimarer Republik weitgehend auf dieselben Quellen wie Coppi, dessen Buch aber insgesamt über eine breitere Quellenbasis auch jenseits des im engeren Sinne Biographischen verfügt. In einleitenden Bemerkungen begründet Bahar sein Verfahren, das er als „Verschränkung von historischer und politisch-theoretischer Methode wissenschaftlichen Arbeitens" charakterisiert.

Anders als Coppi, der die Zuordnung des „Gegner" zum Nationalbolschewismus im Hinblick auf das Selbstverständnis wie die Wirkungsgeschichte zurückweist, untersucht Bahar die Zeitschrift, den Zirkel und ihren wichtigsten Kopf, Harro Schulze-Boysen, als eine Variante des Nationalbolschewismus, eine Variante, die er mit Karl Otto Paetel als „Sozialrevolutionären Nationalismus" bezeichnet. Der wissenschaftliche Ertrag der Arbeit liegt denn auch in dem Versuch, den Nationalbolschewismus in all seiner sektiererischen Differenziertheit inhaltlich präzise zu bestimmen und damit auch von der Konservativen Revolution im eigentlichen Sinne

abzugrenzen. Dabei setzt sich der Autor auch scharfsinnig mit anderen Positionen in der Literatur auseinander.

Es geht Bahar – das muß man nachdrücklich unterstreichen – nicht um eine Ehrenrettung Schulze-Boysens oder gar der Nationalbolschewisten. Vielmehr arbeitet er im einzelnen die antiliberal-antiwestlichen und teilweise auch antidemokratischen Elemente ihrer Ideologie(n) heraus: die „Ambivalenz antibürgerlicher Kritik" ebenso wie die elitäre, militärisch-asketische Auffassung der angestrebten Staats- und Gesellschaftsordnung. Im Unterschied zu den Ansätzen der Konservativen Revolution, deren Antikapitalismus gesellschaftspolitisch ohne Substanz, zumindest ohne jede progressive Substanz gewesen sei, hält Bahar die sozialistische Zielsetzung der Nationalbolschewisten nicht für eine unverbindliche Parole. Sie führte teilweise in die Nähe kommunistischer Positionen. Bemerkenswert am „Gegner"-Kreis ist auch die Kooperation mit der französischen nonkonformistischen Zeitschrift „Plans", die der Idee einer die tradierten Scheidelinien zwischen links und rechts aufbrechenden „einheitlichen Front der revolutionären Jugend" eine teilweise andere Stoßrichtung gab als etwa das Querfront-Konzept der „Tat". Die Verbindungen reichten in alle politischen Lager, insbesondere bezogen sie die geistig regen Dissidentengruppen ein. Coppi und Bahar machen aber auch deutlich, wie Schulze-Boysens Ziel der totalen Umgruppierung („Gegner von heute – Kampfgenossen von morgen"), gepaart mit elitärer Überheblichkeit gegenüber den realen Massenparteien, eine realistische Einschätzung der Hitlerbewegung verhinderte.

Während Bahar die Konservative Revolution der radikalen Rechten zuordnet, identifiziert er den Nationalbolschewismus einschließlich des „Gegner"-Kreises als „Weltanschauung im Schwebezustand", Ausdrucksform einer tiefen geistigen Krise sowohl des traditionellen bürgerlichen Nationalismus als auch der tradierten, marxistisch geprägten Arbeiterbewegung. Zu Recht konstatiert der Verfasser nicht nur den Primat des Nationalen im Denken auch Schulze-Boysens (und zwar wahrscheinlich bis zum Schluß), sondern beachtet zugleich den gesellschaftspolitischen Inhalt. Dabei reicht es nicht aus, nach Denkfiguren und Termini zu fahnden, die in rechtsextremen Vorstellungen verankert waren. So wurde etwa der Begriff „Volksgemeinschaft" keineswegs nur von den Nationalsozialisten und anderen Rechtskräften benutzt; bis ins linksrepublikanische und sozialdemokratische Lager (dort häufig mit dem Zusatz „sozial") bediente man sich des Volksgemeinschaftsbegriffs, ohne daß man allein daraus eine Nähe zu faschistischen Ideologien schließen dürfte.

Relativ schwach sind die beiden Kapitel über die Konservative Revolution. So sehr der Autor sich bemüht, die gröbsten Klischees zu vermeiden, bleiben die Ausführungen viel zu schematisch (womit nicht das scharfe kritische Urteil gemeint ist). Es mangelt an differenzierten Kenntnissen über die Geschichte des Konvervatismus, des Nationalismus und über die moderne Geschichte überhaupt; selbst die wichtigste Literatur zu diesen Bereichen ist nur zu einem Teil rezipiert. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: Als „Bestätigung für die These von der allmählichen Verschmelzung von Liberalismus und Konvervatismus in Deutschland im ausgehenden 19. Jahrhundert" (S. 37) führt Bahar den kleinen National-Sozialen Verein Friedrich Naumanns, nicht etwa die Nationalliberale Partei an. Indem Naumanns Konzept aus den konkreten politischen und sozialen Auseinandersetzungen vor 1914 herausgenommen und rein ideologiekritisch betrachtet wird, gerät das Bemerkenswerte, das Besondere aus dem Blick. Das alles müßte nicht so stark hervorgehoben werden, wenn der Verfasser nicht in den beiden Kapiteln über die Konservative Revolution in Deutschland wie als europäisches Phänomen den Interpretationsrahmen für die folgenden eigenen Forschungen zu liefern beanspruchte.

Auch das letzte, die allerjüngste Zeit behandelnde Kapitel bleibt hinter dem Hauptteil zurück. Da der Verfasser zu Recht die großen Unterschiede in den Existenzbedingungen nationalbolschewistischer/nationalrevolutionärer Gruppierungen vor 1933 und nach 1945 (bzw. nach 1969) betont, wäre eine ausführliche Behandlung der bundesdeutschen „Nationalrevolutionäre" nicht zwingend gewesen. Gewiß steht dieses Kapitel im informatorischen und intellektuellen Gehalt über vielen Entlarvungsschriften, die sich mit der Neuen Rechten beschäftigen. Doch ist auch hier, wie bei den Kapiteln über die Konservative Revolution, kritisch nach der Materialbasis zu fragen. Auch ohne aufwendige Feldforschung hätte die Entwicklung der diesbezüglichen Autoren, Zeitschriften und Grüppchen genauer beschrieben werden können. Bahar referiert eher den Stand der späten 70er Jahre. Wiederum nur ein Beispiel: Warum wird der Aufsatzband von Henning Eichberg: „Nationale Identität" (1978) herangezogen, nicht aber der zum Vergleich der Positionen geeignete Band desselben Autors: „Abkoppelung" (1987)? Wohlgemerkt: Maßstab dieser Kritik ist der Anspruch des Autors.

Es ergibt sich also insgesamt ein gemischtes Urteil. Die Schwächen der Arbeit Alexander Bahars entwerten nicht die originäre Leistung des Autors bei der Darstellung und Interpretation des Nationalbolschewismus und speziell des „Gegner"-Kreises; sie mindern aber den Gebrauchswert des Buches, das – wie gerechtigkeitshalber hinzugefügt sei – Hans Coppi bei der Niederschrift seines Textes bereits vorlag.

Peter Brandt

HAMELMANN, Gudrun: **Helene Stöcker, der „Bund für Mutterschutz" und „Die Neue Generation".** – Frankfurt a. M.: Haag und Herchen Verlag 1992. 222 S.

1991 erschienen zwei Bücher zu Helene Stöcker, die sie als „Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin" bzw. als „Philosophin einer ‚Neuen Ethik'" vorstellten: eine hervorragende Biographie von Christl Wickert und eine Analyse ihrer Philosophie von Rolf von Bockel; beide Veröffentlichungen habe ich an dieser Stelle rezensiert (vgl. IWK, Jg. 29 (1993), H. 1, S. 94 f.). Nun hat Gudrun Hamelmann eine weitere Studie vorgelegt, und man konnte gespannt sein, was sie Neues zu sagen hat. Leider jedoch erscheint Hamelmanns Buch fast zehn Jahre zu spät; es ist anscheinend 1983 geschrieben und offensichtlich ohne nachträgliche Überarbeitung 1992 veröffentlicht worden. Hamelmann kennt weder Wickerts noch Bockels Arbeiten; sie kennt aber auch nicht die Aufsätze von Gerda Guttenberg (1983), Heide Schlüpmann (1984), Ann Taylor Allen (1985), Heide Soltau (1986) und Rosemarie Schumann (1987). Bernd Nowockis „Der Bund für Mutterschutz" (1983) ist nicht berücksichtigt, und das Literaturverzeichnis enthält zwar Petra Rantzschs Dissertation von 1980, nicht jedoch ihre Stöcker-Biographie von 1984. Die neueste benutzte Literatur stammt von 1983; die bis dahin gründlichen bibliographischen Recherchen brechen da ab.

Das wäre vielleicht dann zu verschmerzen, wenn Hamelmann Quellen benutzt hätte, die den anderen Autoren und Autorinnen nicht zugänglich waren; das Gegenteil ist jedoch der Fall: Christl Wickert konnte den Nachlaß Helene Stöckers auswerten, der sich in der Peace Collection im Swarthmore College, Pennsylvania, befindet und der Gudrun Hamelmann nicht zugänglich war.

Hamelmann hatte sich die Ziele gesetzt, „1. den beruflichen Lebensweg Helene Stöckers als Publizistin und Vertreterin der bürgerlichen Frauen- und Friedensbewegung [...] aufzuzeigen und 2. den ‚Bund für Mutterschutz' und sein Publikationsorgan zu analysieren" (S. 9 f.). Ein Großteil der Untersuchung gilt der Zeitschrift „Die Neue Generation" (S. 79–119 und S. 142–171). Das Buch ist also, obwohl „chronologisch aufgebaut", wie Hamelmann schreibt, „als kommunikationsgeschichtliche und damit als sozialgeschichtliche Studie angelegt" (S. 10). Entsprechend wird Helene Stöckers privatem Lebenslauf weit weniger Raum gegeben als bei Christl Wickert, die aber sehr überzeugend den engen, wenngleich keinesfalls spannungsfreien Zusammenhang zwischen Stöckers politischem Engagement und ihrem Privatleben dargelegt hat. Hamelmanns Arbeit wäre 1983 hilfreich gewesen; jetzt hätte man sie besser in Form eines auf die Analyse der „Neuen Generation" beschränkten Aufsatzes veröffentlicht. Auf den Überblick über alle Richtungen der bürgerlichen, sozialistischen und konfessionellen Frauenbewegung auf sechseinhalb Seiten (S. 31 ff.) hätte man in der nach Sprache, Form und Umfang der Fußnoten zweifelsfrei sehr akademischen (Diplom- oder Magister-?) Arbeit gut verzichten können. Das gilt auch für das siebeneinhalbseitige Kapitel „Zur historischen Entwicklung der deutschen Frauenzeitschrift", das schließlich in dem blassen Fazit endet, die verschiedenen Zeitschriften „spiegeln die Unterschiedlichkeit der Emanzipationsbestrebungen wider" (S. 77).

Diese Rezension kann nur in der Empfehlung enden: Wer sich für Helene Stöcker interessiert, sollte Christl Wickerts Biographie lesen.

Heinz Niggemann

BERGMANN, Theodor und Wolfgang HAIBLE: **Die Geschwister Thalheimer. Skizzen ihrer Leben und Politik.** Hrsg. vom Kulturverein Obersulm; Freundeskreis der Realschule Obersulm. – Mainz: Decaton Verlag 1993. 96 S.

Am 18. 3. 1984 fand in Obersulm (bei Heilbronn, Württemberg) eine von verschiedenen Institutionen der Gemeinde getragene Gedenkveranstaltung zum 100. Geburtstag August Thalheimers (gest. 1948 in Havanna) statt. Der in der ersten Hälfte der 20er Jahre der KPD-Zentrale angehörende Parteitheoretiker, später führendes Mitglied der KPO und scharfer Kritiker der Stalinschen Politik, wurde in dem heute zur Großgemeinde Obersulm

gehörenden Weinort Affaltrach geboren und ist damit sozusagen ein Sohn der Gemeinde Obersulm. Das von den Veranstaltern herausgegebene Heft mit der Begrüßungsansprache des Bürgermeisters von Obersulm und mit einem Festvortrag von Theodor Bergmann war schnell vergriffen, so daß vom Decaton-Verlag diese Texte – der Bergmann-Vortrag von 1984 (36 S.), um ein kurzes Nachwort (5 S.) erweitert – zusammen mit einer von Wolfgang Haible verfaßten biographischen Skizze über Berta Thalheimer als preiswerte Broschüre (9,80 DM) herausgebracht wurden. Weiterhin enthält der Band (lückenhafte) Literaturhinweise zur Geschichte der linken Arbeiterbewegung und der KPO, biographische und bibliographische Angaben zu August und Berta Thalheimer sowie Kurzbiographien – zum größten Teil mit Fotografien – aller in den Texten erwähnten Politikerinnen und Politiker.

Der Festvortrag von Theodor Bergmann weist alle Charakteristika einer für ein breiteres Publikum gedachten Würdigung durch einen engagierten Mitstreiter auf. Bergmann stellt das politische Handeln und die Theorien August Thalheimers in den zeitgeschichtlichen Rahmen und versteht es, bei dem bisher nicht mit dieser Materie vertrauten Zuhörer bzw. Leser das Interesse für den Menschen, Politiker und politischen Philosophen August Thalheimer zu wecken. Wer sich fundiert mit Thalheimer beschäftigen will, wird zur politischen Biographie von Jürgen Kaestner[1] greifen, auf die sich Theodor Bergmann nach eigenen Angaben gestützt hat.

Wolfgang Haibles biographische Skizze über Berta Thalheimer besteht überwiegend aus Aufzählungen und äußerlichen Beschreibungen der politischen und persönlichen Lebensstationen, angereichert durch einige Auszüge aus (bisher meist unbekannten) Briefen von, an oder über Berta Thalheimer sowie Zeitungsartikeln Berta Thalheimers. Eine einigermaßen fundierte Auswertung der Materialien erfolgt in keinem Falle. Beispielsweise wird auf den knapp drei Seiten über die Zimmerwalder Bewegung die bedeutsame Rolle Berta Thalheimers während der Jahre 1915 und 1916 für diese internationale Initiative sozialdemokratischer Kriegsgegner, als Berta Thalheimer trotz der schwierigen Bedingungen der illegalen Arbeit mit großer Aktivität und Eigeninitiative die Koordinierung der deutschen linken Sozialdemokraten in Richtung Internationale betrieb, nicht einmal im Ansatz herausgearbeitet. Es macht den Eindruck, als ob Haible sich nicht mit den Materialien der Zimmerwalder Bewegung[2] genauer befaßt hat und auch ansonsten nicht mit der Literatur zur Geschichte der Arbeiterbewegung vertraut ist. So hätte er beispielsweise der IWK von Ende 1988[3] entnehmen können, daß Berta Thalheimer im Ersten Weltkrieg von Stuttgart nach Berlin zur Unterstützung des Leiters der Spartakusgruppe Leo Jogiches geholt und wegen dieser illegalen Arbeit verhaftet und verurteilt worden war. Wolfgang Haible erreicht bedauerlicherweise das von ihm selbst gesteckte Ziel, Berta Thalheimers Bedeutung für die Arbeiterbewegung aus ihrer eigenständigen Beteiligung an politischen Entwicklungen darzustellen, auch nicht einmal ansatzweise. Dennoch ist auch sein Beitrag wegen der darin enthaltenen Materialien lesenswert.

1 Jürgen Kaestner, Die politische Theorie August Thalheimers, Frankfurt a. M. und New York 1982.

2 Die Zimmerwalder Bewegung. Protokolle und Korrespondenz. Hrsg. von Horst Lademacher, Bd. I (Protokolle), Bd. II (Korrespondenz), Den Haag und Paris 1967.

3 Mathilde Jacob, Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914–1918. Hrsg. und eingel. von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann, in: IWK, Jg. 24 (1988), H. 4, S. 435–515, hier S. 484. – Einem weiteren Aufsatz mit Dokumentation in der IWK wäre der Standort der Akten zum Untersuchungsverfahren gegen Berta Thalheimer zu entnehmen gewesen: Ulrich Cartarius, Leo Jogiches-Tyszka als Mensch und Politiker in Deutschland. Mit zehn unbekannten Briefen, in: IWK, Jg. 27 (1991), H. 3, S. 314–327.

Ottokar Luban

REITH, Reinhold, Andreas GRIESSINGER und Petra EGGERS: **Streikbewegungen deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Materialien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des städtischen Handwerks 1700–1806** (= Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 17), Göttingen: Verlag Otto Schwartz 1992. 464 S.

Der vorliegende Band ist im Rahmen des an der Universität Konstanz unter Leitung von Dieter Groh durchgeführten Forschungsprojekts „Historische Arbeitskampfstatistik 1700–1889" entstanden. Neben der 55seitigen Einleitung besteht der Hauptteil des Buches aus einer in Form einer tabellarischen Übersicht dargestellten Dokumentation der Arbeitskämpfe deutscher Handwerksgesellen von 1700 bis 1806.

In diesem Zeitraum handelt es sich um Streiks *avant la lettre*, eine Definitionsfrage, die im Zusammenhang mit der Diskussion über die „Modernisierung" des Arbeitskampfes steht. Der Gebrauch des Wortes „Streik" für die Arbeitsniederlegung der Handwerksgesellen wird von den Verf. aufrechterhalten, indem das Wort „Streik," als „jede befristete Arbeitseinstellung [...], die von einer Gruppe abhängiger Produzenten zum Ausdruck einer Beschwerde oder zur Verstärkung einer Forderung durchgeführt wird", definiert wird, wobei die „Unterschiede zwischen den Streiks der vorindustriellen und denen der industriellen Epoche" freilich „nicht in Abrede gestellt werden" (S. 13). Der Gebrauch des Wortes „Streikbewegung" wird durch die Auflistung einer Reihe von gewerbeübergreifenden Streiks, Fällen, in denen Gesellenschaften sich mit streikenden Gesellen eines anderen Handwerks solidarisiert haben, und auch regelrechten Streikwellen begründet.

Fast genau die Hälfte der hier verzeichneten Streiks kommt in der Periode 1789–1806 vor. Auch wenn man hier von der Annahme einer besseren Quellenüberlieferung ausgehen kann, ist die erhöhte Streikfrequenz bemerkenswert. Die Häufigkeit der Streiks in dieser Zeit wird von den Verf. nicht etwa auf jakobinische Einflüsse zurückgeführt, sondern als Defensivreaktion auf die zunehmenden Eingriffe der Obrigkeit in die korporative Autonomie gewertet. Das wird insbesondere am Beispiel von Nürnberg verdeutlicht, wo die Verf. das „außerordentlich hohe Streikaufkommen in den 1790er Jahren" in Zusammenhang mit der „Autoritätskrise" des Nürnberger Rates bringen (S. 40).

In ihrem Bestreben, eine möglichst repräsentative Erhebung der Streikdaten zu erreichen, haben die Verf. Quellen aus 25 Archiven sowie die einschlägige Literatur ausgewertet, wobei sie auch auf ihre früheren Forschungen haben zurückgreifen können, da sie alle schon mit bedeutenden eigenen Veröffentlichungen auf diesem Gebiet hervorgetreten sind. Es fällt auf, daß von den 541 hier verzeichneten Streiks 188 auf vier große Gewerbestädte entfallen (an der Spitze Nürnberg mit 110 erhobenen Streiks, dann Augsburg mit 81, Bremen mit 55 und Würzburg mit 42), was beim Generalisieren dieser Daten im Auge zu behalten wäre.

Die chronologisch geordnete Streiktabelle ist in sieben Spalten gut überschaubar gegliedert: Nummer; Ort, Zeitpunkt, Dauer; Gewerbe, Beteiligung und ggf. Solidarisierung; Forderungen, Mittel und Erfolg (soweit die Daten zu ermitteln sind); Reaktion der Obrigkeit; komprimierte Darstellung von Ursachen und Verlauf des Streiks; Quellenangaben.

Ergänzt wird das Buch durch eine Bibliographie, einen nützlichen Anhang mit Glossar und Registern der Streiks nach Orten und Berufen, und Orts- und Sachregister.

Mit diesem Band haben die Verf. nicht nur einen Baustein zur quantitativen Arbeitskampfforschung geliefert, sondern auch ein wichtiges Nachschlagewerk und eine reiche Fundgrube für die historische Streikforschung und die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Handwerks.

Andrew G. Bonnell

SCHLOTTAU, Klaus: **Von der handwerklichen Lohgerberei zur Lederfabrik des 19. Jahrhunderts. Zur Bedeutung nachwachsender Rohstoffe für die Geschichte der Industrialisierung** (= Sozialwissenschaftliche Studien, H. 29). – Opladen: Leske und Budrich 1993. 324 S.

Das Thema ist reichlich spannend. Mit profunder Sachkenntnis und offenkundiger Liebe zum Detail berichtet der Autor über die Entwicklung einer Industrie, deren Erzeugnisse sich täglich jeder bedient, ohne zu fragen, welch ausgeklügelte Arbeitsprozesse aus dem gleichen Rohstoff sowohl festes Sohlenleder als auch zartes Handschuhleder entstehen lassen. Auch industriegeschichtlich handelt es sich um eine außergewöhnliche Branche, hat sie sich doch – als schließlich drittgrößter Industriezweig – bis zum Ende des letzten Jahrhunderts in Deutschland der Industrialisierung hartnäckig widersetzt und handwerklich organisierten Betrieben ein Reservat geboten. Dies ist um so bemerkenswerter, als das Leder als Bespannung von Webstühlen, vor allem aber als Material der Transmissionsriemen eine enorm wichtige Rolle bei der Gestaltung der gesamten Maschinenwelt gespielt hat. Die Legende, daß eben erst so spät industrietaugliche Gerbverfahren entwickelt worden seien, kann Schlottau widerlegen, denn die Schnellgerbung, die sich am Ende in den großen Lederfabriken durchsetzte, beruhte auf einem bereits 1794 von Armand Seguin entwickelten und schnell in die Praxis eingeführten Verfahren. Als Gründe, warum sich handwerkliche Produktionsweisen so lange hielten, macht der Autor andere aus: Weder die Einführung der Dampfmaschine und der Arbeitsmaschinen noch der Ausbau der innerdeutschen Infrastruktur konnten den Take-off entscheidend beschleunigen. Die eigentliche Gerberei ist nämlich ein chemischer Prozeß, der in kleinem Maßstab

genauso läuft wie im großen und bei dem die manuelle und prinzipiell durch Maschinen zu ersetzende Arbeitsleistung vom Zeitfaktor her nicht die entscheidende Rolle spielt. Wichtiger waren statt dessen die Verfügbarkeit von Tierhäuten, die wegen ihres relativ hohen Materialwerts ein enormes Kapitalrisiko für den Großbetrieb und gute Verdienstmöglichkeiten für den Handwerker boten, wie auch eine günstige Zusammensetzung von Standortfaktoren, zu denen fließendes Wasser und die Eichenwälder zählten, aus denen der verbreitetste Gerbstoff, die Lohe, gewonnen wurde.

Der Band, vom Autor ursprünglich während seiner Tätigkeit als Leiter des Industriemuseums Neumünster als Dissertation verfaßt, gibt einen vollständigen Überblick über die vielgestaltigen Rohstoffe und Gerbverfahren der Rotgerberei, aber auch der Gerberei mit anderen organischen und mit anorganischen Substanzen. Die Geschichte der Verfahren wird genau dokumentiert, noch bevor sich der Autor mit der zünftigen Lederherstellung befaßt. Die Sorgfalt, mit der sich Schlottau der technischen Seite widmet, läßt es verzeihlich erscheinen, daß einige handwerksgeschichtlich interessante Fragen nur gestellt, aber nicht ausführlich geklärt werden. Dazu zählt das Phänomen, daß, da kein einziger Fall einer Schließung des Handwerks bekannt geworden ist, der Gerberberuf nicht nur dem reichen Meister ein stets auskömmliches Metier gewesen sein muß. Schlottau erwähnt auch, daß dem Entstehen des Handwerks ein frühes Umweltdenken zugrunde gelegen hat, denn die Gerber ließen sich an den Stadtrand verbannen, während Schuster und andere lederverarbeitende Berufe schnell die Zentren der Städte verpestet hätten, hätte man ihnen das Recht zur eigenen Gerberei belassen. In seinem Schwerpunktkapitel widmet sich Schlottau der Geschichte der Innovation der Gerbverfahren vom ausgehenden 18. Jahrhundert an. Hierzu hat er alle wichtigen zeitgenössischen Werke ausgewertet und weiß die darin enthaltenen Informationen schlüssig zu strukturieren. Über die für die lederverarbeitenden Betriebe entwickelten ersten Maschinen wird ausführlich – auch in Bildern – berichtet und deutlich gemacht, daß nur die Spaltmaschine von ihrem Charakter her einen bedeutenden Schritt in Richtung Industriebetrieb bedeutet hat. Als schwieriger erweist es sich, die Wirkungsgeschichte der Maschinen genauer zu bestimmen, da Deutschland kaum große Ledermanufakturen besaß wie England oder Frankreich, sondern zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch als Ausfuhrland für Häute und Felle galt.

Hat der Autor bis dahin sehr gute und fachmännische Arbeit geleistet, widmet er sich den Arbeits- und Lebensbedingungen der Gerbereiarbeiter. Leider tut er dies in erster Linie dadurch, daß er die Mängel in der gerbereihistorischen Forschung feststellt und verkündet, diese zu beheben könne nicht Gegenstand seiner Arbeit sein. Das ist für eine Dissertation mehr als verständlich, aber doch etwas ärgerlich für den Leser, der vom Titel und Untertitel des Bandes her solch einschlägige Forschungsergebnisse erwartet und der erst auf Seite 242 enttäuscht wird. Das Kapitel „Arbeits- und Betriebsverhältnisse" nimmt daher nur 25 Seiten ein und enthält in erster Linie Informationen, die auch in die anderen Abschnitte gepaßt hätten. Das abschließende Kapitel „Wirtschaftliche Voraussetzungen der Lederfabrik" beleuchtet die Industrialisierung der Branche von der Unternehmerseite aus und liefert wichtige Fingerzeige, worauf sich künftige Forschungen, die sich auch mit den Menschen beschäftigen, richten könnten.

Ganz am Ende wird schließlich die Frage beantwortet, warum der Aufbau der Lederindustrie so spät erfolgte. Man benötigte nämlich einen umfangreichen Handel mit Häuten aus Übersee, um die Rentabilitätsrechnung mit positiven Vorzeichen zu versehen. In der Zusammenfassung – in der eher weiterführende Informationen geliefert werden – wird die Rolle des Kolonialismus nochmals erwähnt. Dieser wird als der Auslöser für die Zerstörung eines weitgehend regional organisierten Wirtschaftssystems erkannt, das in diesem Fall durch die Konkurrenz zwischen der Aufzucht und restlosen Verwertung von Nutztieren und der Erzeugung pflanzlicher Nahrungsmittel geprägt war und somit den Grundbedürfnissen des Menschen meist den Vorrang vor Luxusartikeln eingeräumt hat. In einer Zeit, in der die Staaten der Welt nicht mehr in drei Kategorien passen und der hemmungslose Warentransfer gewaltige Verkehrs- und Umweltprobleme aufwirft, wird es wohl für die Industrialisierungsforschung immer wichtiger werden, die Grundstrukturen solcher regionaler Systeme zu memorieren und vielleicht das eine oder andere daraus für die Zukunft zurückzugewinnen.

Harald Reissig

Eine Partei in ihrer Region. Zur Geschichte der SPD im Westlichen Westfalen. Hrsg. von Bernd FAULENBACH und Günther HÖGL. – Essen: Klartext-Verlag 1988. 228 S.

Vom Außenposten zur Hochburg der Sozialdemokratie. Der SPD-Bezirk Westliches Westfalen 1893–1993. Hrsg. von Bernd FAULENBACH, Günther HÖGL, Karsten RUDOLF unter Mitarbeit von Uwe SCHLEDORN. – Essen: Klartext-Verlag 1993. 336 S.

Die Reihe SPD-eigener Jubiläumsschriften zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in verschiedenen Städten und Regionen Deutschlands ist ebenso lang wie weitgehend unbekannt. Seit Jahren fügt sich hier, in der Regel abseits des akademischen Betriebes und meist ohne von Außenstehenden überhaupt wahrgenommen zu werden, eine Veröffentlichung an die andere. Aus dieser Reihe ragt seit dem Sommer 1993 eine Publikation hervor, die im Auftrag des SPD-Bezirks Westliches Westfalen und unter Mitarbeit von Uwe Schledorn herausgegeben wurde von Bernd Faulenbach, dem Vorsitzenden der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD, dem Dortmunder Stadtarchivar Günther Högl und Karsten Rudolph, dem Vorsitzenden der Historischen Kommission des Bezirks.
Darin wird die Entwicklung der heute mitgliederstärksten regionalen SPD-Organisation von den Anfängen über die Bezirksgründung im Jahre 1893 (daher der Anlaß der Veröffentlichung) bis in die jüngste Vergangenheit nachgezeichnet. Der Band ist in sieben größere Abschnitte gegliedert, in denen verschiedene Autoren die regionale Parteigeschichte skizzieren, ohne dabei freilich der bisherigen Forschungsgeschichte – soweit vorhanden – etwas wesentliches hinzufügen zu können oder zu wollen. So liefert der Hamburger Historiker Arno Herzig einen Abriß über die Anfänge der Entwicklung bis zum Jahre 1893, bei dem er weitgehend auf eigene Vorarbeiten über sozialen Protest und die Geschichte des ADAV in diesem Raum zurückgreifen kann. Die meisten anderen Beiträge konnten nicht in dem Maße auf vorhandenem Material aufbauen, und allein der von Stefan Goch geschriebene Teil über Widerstand und Verfolgung zur Zeit des Nationalsozialismus behandelt einen auch regionalgeschichtlich mittlerweile bekannteren Zeitraum. Die Texte vor allem über die Jahre von 1918 bis 1933 sowie über die Zeit seit Gründung der Bundesrepublik befassen sich dagegen mit bisher wenig bekanntem Terrain.

Der Wert des vorliegenden Buches ermißt sich nicht nur aus diesen knappen, gleichwohl aber Aspekte der regionalen Sozial- und (Arbeiter-)Kulturgeschichte einschließenden Darstellungen. Ihnen beigegeben ist jeweils ein längerer Anhang, der aus Biographien zu maßgeblichen Persönlichkeiten der SPD im Westlichen Westfalen besteht, sowie Faksimiles oder Abschriften wichtiger Bild- und Textdokumente. Auf diese Weise wird die regionale Parteigeschichte sowohl dem historisch interessierten Laien nahegebracht als auch der schon informierten Leserschaft einiges Neue und Illustrative geboten. Viele dieser Dokumente werden hier offenbar zum ersten Mal veröffentlicht, und nicht wenige Biographien betreffen immerhin politische Persönlichkeiten von überregionalem Gewicht, über die bislang nur wenige verstreute Angaben vorlagen (dies gilt etwa für den Hagener SPD-Linken Walter Oettinghaus).
Zwar ist dem Band entsprechend seines nichtwissenschaftlichen Zwecks kein Anmerkungsapparat beigegeben, weiterführende Literaturhinweise in den biographischen Teilen sowie eine von Goch erarbeitete Auswahlbibliographie schaffen jedoch teilweise Abhilfe. Positiv zu vermerken ist, daß die sozialdemokratische Parteigeschichte, wie die Herausgeber betonen, auch in ihren „Unzulänglichkeiten" dargestellt wird. Daß am Ende der amtierende Bezirksvorsitzende der SPD, Franz Müntefering, eine Standortbestimmung zur heutigen Situation hinzufügt, ist dabei legitim. Im wesentlichen wird die erklärte Absicht, „ein eigenes politisches Selbstverständnis und ein spezifisches sozialdemokratisches Profil" der Region herauszuarbeiten, von den Autoren eingelöst. Der Bezirk Westliches Westfalen, mit dem sich heute vor allem die Vorstellung von einem sozialdemokratisch dominierten (östlichen) Ruhrgebiet verbindet, war in seiner Geschichte in der Regel von politischem Pragmatismus geprägt, bodenständig und industrieorientiert.
Ein Wort der Kritik wird dabei jedoch nicht verschwiegen werden dürfen: Wie eigentlich kaum anders zu erwarten war, liegt das erdrückende Übergewicht der Darstellung auf der Kernregion des Bezirks, dem östlichen Ruhrgebiet mit seinem Vorort Dortmund. Zwar werden viele Hinweise auf die Entwicklung in den anderen Teilen der Region gegeben, auf das Münsterland, das märkische Sauerland, das Siegerland sowie die eher agrarisch strukturierten Gebiete um Soest und im Hochsauerland; diese Hinweise aber bleiben – man muß fast sagen: notgedrungen – unverbunden. Bei näherer Beschäftigung damit wird man zu der These

gelangen, daß der SPD-Bezirk Westliches Westfalen in seiner historischen Entwicklung nicht weniger heterogen war wie in seiner gegenwärtigen Gestalt, während andererseits die historischen Bezüge zwischen dem östlichen und dem westlichen Ruhrgebiet, das dem traditionell weiter „links" stehenden Bezirk Niederrhein angehörte, mitunter sehr eng waren.

Schon fünf Jahre zuvor, 1988, erschien aus Anlaß des 125jährigen Parteijubiläums der SPD ein ähnlich angelegter Band im gleichen Verlag, ebenfalls von Faulenbach und Högl herausgegeben: „Eine Partei in ihrer Region". Anders als die neuere Veröffentlichung bietet dieser zwar auch einen Längsschnitt durch die regionale Geschichte der Sozialdemokratie, diesmal aber in Form einer größeren Zahl von kurzen Abschnitten zu meist eng begrenzten Aspekten, die den Rahmen der politischen Geschichte weit überschreiten.

In vier großen, reichhaltig illustrierten Blöcken geht es dabei um die Zusammenschau von „Arbeit und Leben in der Region", die Geschichte der Sozialdemokratie im Westlichen Westfalen im eigentlichen Sinn, „Sozialdemokratische Profile" vom ADAV-Funktionär Carl Wilhelm Tölcke bis zur weniger bekannten Funktionärin Käthe Schaub und schließlich um eine „Standortbestimmung der SPD". Auch hier war eine gewiß politisch motivierte Introspektive mit im Spiel, ohne aber dem vielseitigen Band den Charakter einer blinden Parteilichkeit zu verleihen. Geboten werden hier eben nicht nur Ausschnitte der Organisationsgeschichte, die durch benachbarte wissenschaftliche Publikationen (beispielsweise von Johannes Volker Wagner über die sog. Machtergreifung der NSDAP in Bochum oder von Frank Bajohr über den Widerstand von Bergarbeitern im Ruhrgebiet) umfassend erschlossen wurden. Man erhält gleichzeitig Einblick in bis dahin weitgehend vernachlässigte Bereiche wie die Wahrnehmung der Umwelt durch die Sozialdemokratie (Franz-Josef Brüggemeier), sozialdemokratische Kommunalpolitik in der Weimarer Republik (Norbert Ranft) oder Frauen in Bergarbeiterfamilien (Jutta de Jong). Auch hier gilt jedoch die Feststellung von einer Akzentuierung des von Kohle und Stahl geprägten Kernraumes.

Man täte den beiden vorliegenden Veröffentlichungen Unrecht, sie wegen ihrer offen zugestandenen Parteibezogenheit zu übersehen. Wer sich mit der regionalen Geschichte der Arbeiterbewegung im westdeutschen Industriegebiet sowie der Entwicklung der SPD in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg auseinandersetzt, ist gut beraten, einen Blick in diese gut lesbaren und vor allem vorzüglich ausgestatteten Bücher zu werfen, die in vielem eine Summe des bisher Erforschten bieten, in manchem aber auch Forschungsdefizite erkennen lassen.

Dietmar Simon

WALTER, Franz, Tobias DÜRR und Klaus SCHMIDTKE: **Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora. Untersuchungen auf lokaler Ebene vom Kaiserreich bis zur Gegenwart** (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte e. V., Braunschweig, Bonn). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1993. 492 S.

Neben einer Einführung von Franz Walter setzt sich der Band aus drei Lokalstudien zusammen: 1) „Freital: Das ‚Rote Wien Sachsens'" (Franz Walter); 2) „Die Sozialdemokratie in Nordhausen und Salza – Bürgerstadt und Arbeiterdorf zwischen Kaiserreich und DDR" (Klaus Schmidtke); 3) „Schmölln: ‚Die rote Knopfstadt'" (Tobias Dürr).

Der Ausgangspunkt der Untersuchungen ist das für die SPD enttäuschende Abschneiden bei den Wahlen des Jahres 1990 in der Noch-DDR. Die Hoffnung auf die Installierung struktureller Mehrheiten auf Bundesebene durch Hinzugewinnung „sozialdemokratischer Stammländer" hatte sich als Illusion erwiesen. Wie konnte aus dem „roten Sachsen und Thüringen" des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, das bei Reichstagswahlen immer deutlich überdurchschnittliche Ergebnisse erzielte, sozialdemokratische Diaspora werden? Die Autoren wollten „wissen, wieso und in welchem Prozeß die Traditionen der Sozialdemokratie in ihren alten Hochburgen Sachsen und Thüringen am Ende der DDR-Gesellschaft ganz offenkundig aufgelöst oder zerstört, jedenfalls verschwunden waren." (S. 22) – Sehr schnell ließ sich im Untersuchungsgang mit der Wahlkampfillusion von 1990 aufräumen. Die Sozialdemokratie und die Arbeiterbewegung insgesamt unterlagen schon vor 1933 einer starken Erosion: „Zum Schluß[!] der Weimarer Republik waren Sachsen und Thüringen nicht mehr rot, schon gar nicht sozialdemokratisch" (S. 16). Andererseits gab es Landesteile, die an dieser Erosion wenig oder gar nicht teilhatten. Ausschlaggebend dafür war, daß in diesen Landesteilen (Leipziger Region, Elbtal um Dresden, Ostthüringen) die Sozialdemokratie nicht nur Wählerbewegung blieb, sondern ein äußerst dichtes Netz

von proletarischen Freizeitvereinen die Konstituierung und dauerhafte Verklammerung des proletarischen Milieus bewirkte. Aufgrund dieses ersten Befundes wurden die drei vorliegenden historischen Längsschnittanalysen in Angriff genommen. Bewußt wurden Orte ausgewählt, „in denen die Welt des demokratischen Sozialismus bis 1933, ja bis 1946 noch in Ordnung war" (S. 22). Repräsentativität für den mitteldeutschen Raum wurde von vornherein nicht angestrebt. Für Freital und Schmölln trifft die Kennzeichnung als Hochburg uneingeschränkt zu, die sehr interessante Studie über Nordhausen und Salza geht etwas anders vor; sie stellt einen Vergleich zwischen den Entwicklungen in der liberal-bürgerlich geprägten Stadt und der vor den Toren der Stadt liegenden Industriearbeitergemeinde an.

In der Gesamtschau der drei Studien stellt sich die Auflösung der sozialdemokratischen Struktur als mehrgliedriger Prozeß unter zwei politischen Systemen dar.

In der Weimarer Republik half die Verklammerung über das proletarische Vereinswesen in den Hochburgen Wählerverluste auch dann noch zu minimieren, als den Sozialdemokraten aufgrund der Weltwirtschafts- bzw. schon der lokalen Strukturkrise (Schmölln ab 1926) der Gestaltungsspielraum für eine eigenständige Kommunalpolitik verlorenging.

Mit dem Verbot der meisten sozialistischen Arbeitervereine 1933 wurde das „Fundament der sozialdemokratischen Mentalität [...] zerbrochen" (S. 26). Der Nationalsozialismus wirkte über die Verbesserung der Lebenslage der Arbeiterschaft sozialintegrativ. Funktionäre der Arbeiterbewegung – gleich, ob Sozialdemokraten oder Kommunisten – machten jedoch einen sozialen Abstieg durch und fanden sich in „eine[r] Art Schicksalsgemeinschaft, die sie emotional und mental einander näherbrachte" (S. 27).

1945 gründeten die Sozialdemokraten zwar ganz selbstverständlich ihre Partei wieder neu, doch war der Einheitsgedanke in ihren Reihen bis in den Herbst 1945 durchaus populär, v. a. weil sich mit dem Bild von der gespaltenen Arbeiterbewegung die Erinnerung an den organisatorisch-politischen Abstieg in der Weimarer Republik verband. Allmählich kühlte jedoch die Begeisterung ab. Für die Vereinigung selbst hatte dies aber kaum noch Bedeutung, v. a. deshalb, weil die Befürworter der Vereinigung zwar offen dafür auftreten konnten, die Ablehner jedoch nur verklausuliert und unter der Hand dagegen, und das erreichte nur sehr wenige in der Partei. In den Hochburgen kam die Illusion hinzu, daß man die Kommunisten angesichts ihrer zahlenmäßigen Schwäche majorisieren könne. Doch war auch die Sozialdemokratie 1946 schon eine „neue" Partei, die Mehrzahl der Parteimitglieder war erst nach 1945 eingetreten und somit in der Einheitsfrage auch „lenkbarer", da nur über wenig Vorprägung verfügend. Angesichts eines Verhaltensspektrums von ehemaligen Sozialdemokraten, das von offenem Widerstand, über Resistenz, Anpassung, Engagement für den neuen Staat bis hin zum Karrierismus reichte, verwenden die Autoren den undifferenzierten Begriff der „Zwangsvereinigung" nicht.

Die neue Arbeiterpartei SED wurde von der Anhängerschaft ihrer beiden Vorgängerparteien vorerst voll akzeptiert. Tatsächlich sah auch alles nach einer Fortsetzung der Weimarer Zeit aus: Die Sozialdemokraten dominierten zahlenmäßig, und in den kommunalen Spitzenpositionen saßen die Funktionsträger der Weimarer Zeit. Anders in Nordhausen mit seinen liberalen Traditionen. Hier mißtrauten die Sozialdemokraten den Kommunisten mehr und eher und wurden deshalb schon bis 1947 aus den entscheidenden Funktionen entfernt. Doch schon die Wahlen zum 3. Deutschen Volkskongreß 1949 deuteten an, daß die Diskreditierung des demokratischen Sozialismus auch die in der SED aufgegangene Sozialdemokratie mit einbezog. Besonders in ihren ehemaligen Hochburgen wurden unterdurchschnittliche Wahlergebnisse erzielt. Sehr bald waren auch ehemalige Sozialdemokraten „die da oben". Die Identifizierung von SED, SPD und Arbeiterbewegung einerseits und das schon nach 1933 analog zu beobachtende Anpassungsverhalten der Arbeiterschaft sorgten insgesamt dafür, daß sich auch keine Gegenidentität aufbaute. Als bedeutsam für die Erosion des alten (sozialdemokratischen) Arbeitermilieus erwiesen sich neben dem Fehlen der verklammernden Arbeitervereine die sozialen Umstrukturierungen im Ergebnis der Wanderungsströme nach Kriegsende. Die 1989 neugebildete SPD steht nicht mehr in der Tradition der lokalen Sozialdemokratie bis 1946: „Heute ist die sächsische SPD faktisch eine Partei ohne Tradition, ohne Organisation, ohne Mitglieder, ohne Bodenhaftung, ohne kommunale Basis und Prominenz, ohne ein zündendes politisches Konzept" (S. 37). Die Kinder und Enkel der alten Sozialdemokraten wurden entweder parteilos oder Mitglieder der SED und sind heute z. T. in der PDS zu finden. Ohne gewachsenes gesellschaftliches Potential für die Mitgliederrekrutierung hat die SPD Schwierigkeiten, überhaupt die ihr zufallenden Mandate zu besetzen, und wird – so die

Einschätzung Walters – zumindest in Sachsen sich noch lange in einer Diasporasituation befinden.
Die Studien sind – verschieden in Art der Darstellung und Umfang – überzeugend ausgeführt. Kritik ist jedoch am konzeptionellen Ansatz angebracht. Die Beschränkung auf ehemalige Hochburgen verstellt den Blick auf entgegengesetzte Diskontinuitäten: Bei den 1990er Wahlen gab es durchaus Orte und Gebiete, die zwar nicht zur Hochburg mutierten, in denen jedoch die SPD ein Wahlergebnis erreichte, das z. T. deutlich über den Ergebnissen der Weimarer Republik lag, so z. B. in Erfurt und Gotha (Thüringen) oder etwa in der „schwarzen Altmark" (Sachsen-Anhalt). Auch die Autoren sehen die Notwendigkeit, die „Perspektive [...] um die Zerfallsregionen der SPD [zu] erweitern" (S. 22), konnten sich aber anscheinend nicht zu einer anderen Aufteilung der Studien – etwa nach dem Muster Studie 1: ständige Hochburg in Kaiserreich und Weimarer Republik, Studie 2: Abstieg von der Hochburg zur Diaspora, Studie 3: ständige Diaspora – durchringen.
Wünschenswert wäre es angesichts der in der Einführung konstatierten Verklammerungsfunktion des proletarischen Vereinswesens und dessen Wirkung auf die Stabilität des sozialistischen Wählerlagers zum Ende der Weimarer Republik hin gewesen, diese auch flächendeckend statistisch nachzuweisen.
Nicht zu akzeptieren ist, daß der Titel des Buches – „zwischen Hochburg und Diaspora" – dem Inhalt nicht adäquat ist: Diaspora-Situationen wurden nicht untersucht. Zudem ist erst aus dem Inhaltsverzeichnis zu erfahren, daß es sich nicht um eine Gesamtdarstellung, wie der Haupttitel suggeriert, oder eine vergleichende Untersuchung, wie der Untertitel suggerieren könnte, handelt.

Torsten Kupfer

Geschichte der Stadt München. Hrsg. von Richard BAUER. – München: Verlag C. H. Beck 1992. 539 S.

„Dies ist die erste umfassende Geschichte der bayerischen Landeshauptstadt, die sich mit der Entwicklung der *Bürgerstadt* beschäftigt. Sie rückt das Rathaus und nicht die Residenz in den Mittelpunkt der Darstellung. Und es ist erstaunlich, zu welch wichtigen Erkenntnissen dieser bloße Wechsel der Blickrichtung führt [...]" – so kündigen Verlag und Herausgeber ein notwendiges, aber auch ein schwieriges und anspruchsvolles Buch an. Wer sonst als der kenntnisreiche Leiter des Münchner Stadtarchives wäre prädestiniert, einen solchen Wurf zu wagen?
Alles in allem, so der Gesamteindruck, entspricht das Ergebnis jedoch nicht ganz den Erwartungen. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß es ein „Sammelband" immer schwer hat, eine klare Konzeption durchzuhalten, sondern es liegt vor allem an der Zurückhaltung der meisten Beiträge gegenüber neueren methodischen Ansätzen (man denke nur an Kocka, Niethammer, Reulecke). Immerhin: Die meisten Beiträge strahlen Solidität aus. Sie wirken zwar etwas konventionell mit einem starken Akzent auf der Verfassungsgeschichte, berücksichtigen aber doch hinreichend wirtschaftliche Fragen. Probleme allerdings, die mit der Religion, der Kultur und dem Alltag zusammenhängen, bleiben deutlich unterbelichtet.
Der Beitrag von Lorenz Maier behandelt die Entwicklung Münchens „Vom Markt zur Stadt", sachnotwendigerweise entgegen der Gesamtintention des Buches aus vorwiegend herrschaftlicher Perspektive. Er überzeugt durch eine sorgfältige Argumentation und das große Detailwissen des Verfassers, ist allerdings – vor allem für den „Laienleser" – reichlich spezialistisch geschrieben. „Münchens Weg zur relativen Selbständigkeit" (1294 bis 1365) behandelt Manfred Döbereiner. Als Residenzstadt König Ludwigs des Bayern und damit als Hauptort des Reiches vollzog München in dieser Phase die Entwicklung von der „stadtherrlich-ministerialisch regierten Herzogsstadt zur genossenschaftlich geleiteten Bürgerstadt" (S. 67). Neben der Schilderung von Ratsverfassung und Stadtrecht bildet die Wirtschaftsgeschichte einen Schwerpunkt der Darstellung. Die Ausführungen zur Sozialgeschichte bleiben demgegenüber knapp und holzschnittartig. Den Niederschlag der Krise des 14. Jahrhunderts thematisiert Christine Rädlinger im Abschnitt über „Finanzielle Probleme und Verfassungskämpfe" 1365 bis 1403. Abgeschlossen wird die Epoche des Mittelalters mit einem Kapitel, das eher einen Querschnitt bietet: Über „Konsolidierung und Ausbau der bürgerlichen Stadt München" im 15. Jahrhundert berichtet Helmuth Stahleder in einem faktenreichen, freilich die wichtigen Linien nicht immer deutlich machenden Abschnitt. Ein Unterkapitel mit der (seltsamen) Überschrift „Der Aufstieg der Kirche" erinnert daran, was in den bisherigen Darstellungen zu kurz gekommen war.
Bei einem Sprung in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts – was zugegebenermaßen eine etwas

willkürliche Auslassung instruktiver Beiträge bedeutet, wie etwa des von Hans-Joachim Hecker („Um Glaube und Recht – Die ‚fürstliche Stadt' 1505/1561"), der auf umfangreichem Aktenstudium beruht, dem von Ingo Schwab („Zeiten der Teuerung – Versorgungsprobleme in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts") oder dem von Ralf Zerback („Unter der Kuratel des Staates – Die Stadt zwischen dem Gemeindeedikt von 1818 und der Gemeindeordnung von 1869") – werden die methodischen Defizite allerdings deutlich sichtbar. Das zeigt geradezu paradigmatisch der Beitrag von Elisabeth Angermair: „München als süddeutsche Metropole – Die Organisation des Großstadtausbaus 1870 bis 1914".

Der Aufsatz ist beileibe nicht schlecht, im Gegenteil, er läßt ein umfangreiches Faktenwissen erkennen und ist dazu sehr akribisch recherchiert. Aber: Er wirkt nicht nur knochentrocken, sondern auch, und das ist schwerwiegender, ihm fehlt der große Bogen, die weiterführende Fragestellung, der innovative Zugriff. Was war an München Besonderes, was war „normal"? – um ein Grundmotiv neuerer Forschungen aufzunehmen. War München vor allem „Musenstadt" oder überwogen die „Hinterhöfe"? – um auf einen vor kurzem veröffentlichten Sammelband[1] anzuspielen. Was machte die Stadt zu einem sozialen und ökonomischen Experimentierfeld, das seinesgleichen suchte? Warum wurden die Arbeiterbewegung evolutionär, die Liberalen kompromißbereit, die Kirchen wenigstens ein wenig tolerant und die Künstler und Gelehrten so produktiv – im Gegensatz zu anderen Städten?

Es reicht nicht aus, eine Vielzahl von Tatsachen aufzuzählen (und dabei wesentliche auszulassen, wie etwa die, daß München die Hochburg des Tarifvertrages war), sie aber nicht zu deuten und in einen Gesamtzusammenhang zu stellen. Wäre hier nicht – so ist anzumerken – der Herausgeber gefordert gewesen, der im Vorwort (S. 10) verspricht, eine „zeitgemäße Stadtgeschichte Münchens" zu liefern? Trotz aller „mäkeligen" Kritik: Hier wird ein erster Baustein einer zukünftigen Geschichte der „Bürgerstadt" München vorgestellt – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dafür sei dem Herausgeber gedankt!

1 München – Musenstadt mit Hinterhöfen – Die Prinzregentenzeit. Hrsg. von Marita Krauss und Friedrich Prinz, München 1988.

Karl Heinrich Pohl

ROHRBACHER, Stefan: **Gewalt im Biedermeier. Antijüdische Ausschreitungen in Vormärz und Revolution (1815–1848/49)** (= Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung Berlin, Bd. 1). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1993. 344 S.

Jahrhundertelang hatten die Juden in Bedrückung und Zurücksetzung gelebt, waren diskriminierenden Gesetzen und Vorschriften der christlichen Obrigkeit unterworfen gewesen. Mit dem Aufklärer Moses Mendelssohn ließen die Juden in Deutschland das „jüdische" Mittelalter hinter sich. Die allmähliche Beseitigung der überkommenen Privilegienordnung und die Säkularisierung aller Lebensbereiche machten die Einführung rechtlicher Gleichheit aller Einwohner zur Notwendigkeit. Das galt auch für die Juden, die seit dem Ende des 18. Jahrhundens den Weg der Emanzipation beschritten, die sie allmählich zu gleichberechtigten Bürgern in einer christlich geprägten Gesellschaft machen sollte. Doch mußten sich die Juden für den Staat als „nützlich" erweisen. Die Emanzipation war die Belohnung für soziales Wohlverhalten und Vorschuß für künftige Leistungen, und die entsprechenden staatlichen Regelungen wurden unter der Bedingung erlassen, daß die Juden bereit waren, den Erwartungen der Obrigkeit zu entsprechen. Das bedeutete, daß die von oben gnädig gewährte Emanzipation jederzeit widerrufbar war.

Die Judenemanzipation in Deutschland war – im Gegensatz zu Holland, England und Frankreich, die auf eine siegreiche (bürgerliche) revolutionäre Entwicklung zurückblicken konnten – ohne die Mitwirkung und Mitbestimmung des Volkes erfolgt. So gesehen waren die demokratischen Strömungen in Deutschland zu schwach, um zur Verankerung der Gleichberechtigung der Juden wesentlich beizutragen. Soziale, wirtschaftliche und politische Krisen konnten in Deutschland jederzeit den Juden angelastet werden, in Unruhen und Exzesse gegen die jüdische Bevölkerung umschlagen, ohne daß der Staat die Rechte, Leib und Leben der Juden nennenswert geschützt hätte. Jahrhundertelang eine unterdrückte Minderheit minderen Rechts par excellence, meint Rohrbacher, mußte eine Verbesserung des rechtlichen und sozialen Status die Juden weit mehr berühren als die allgemeine Frage nach der Moralität der Lebensökonomie oder dem Funktionieren der gemeindlichen Sozialfürsorge.

Das deutsche Nationalbewußtsein, das die Befreiungskriege getragen und das die deutschen Juden ebenso wie die deutschen Christen beseelt hatte,

besaß einen gefährlichen judenfeindlichen Akzent, der in der Hepp-Hepp-Bewegung im Jahre 1819 exzessiv zum Ausbruch kam. In vielen deutschen Städten kam es zu antijüdischen Ausschreitungen mit Einbrüchen, Plünderungen, Mißhandlungen und Morden. Zentrum der judenfeindlichen Ausschreitungen war Würzburg, wo es zur Austreibung von 400 Juden kam. Rohrbacher ortet in seiner quellenreichen Studie die Schwerpunkte der Ausschreitungen gegen Juden im Westen und Süden Deutschlands, in Hessen, Baden und Franken sowie in Hamburg. An den Krawallen beteiligten sich vor allem Studenten, Kleinbürger und verschuldete Bauern, die mit „Hepp-Hepp-Jud'-verreck!"-Rufen als diabolische Volksbelustigung Juden verhöhnten und mißhandelten.

Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit und Erbitterung waren die Kennzeichen dieser Jahre nach dem Aufschwung der Befreiungskriege: das dürftige Ergebnis nach dem Wiener Kongreß, eine Wirtschaftskrise nach Aufhebung der Kontinentalsperre, Polizeischikanen, „Demagogen"-Verfolgung und Karlsbader Beschlüsse nach dem Attentat auf den Diplomaten und Schriftsteller August von Kotzebue, steigende Brotpreise nach den Mißernten von 1816/17. Es genügte schon, wenn ein jüdischer Händler seine Waren billiger verkaufte als sein nichtjüdischer Konkurrent, um Krawalle auszulösen. Eine scharfe Konkurrenzerfahrung löste bei manchen „christlichen" Kaufleuten einen antisemitischen Komplex aus. Gegen die Juden richtete sich die Aggression deshalb, resümiert Rohrbacher, weil ihr die eigentlich gemeinten Objekte, nämlich die bestehende politische und soziale Ordnung und ihre Repräsentanten, entzogen waren, die jüdische Minderheit hingegen als geeignetes Ersatzobjekt erschien.

Neben sozialen Ursachen war ein Zusammenhang zur Emanzipationsdebatte, die den Auslöser der antijüdischen Unruhen bildete, augenfällig. In diesen durchaus nicht marginalen Ausschreitungen bündelte sich ein jahrhundertelang im Christentum tradierter Antijudaismus, der sich jederzeit – und vor allem beim zu kurz gekommenen Kleinbürgertum – Bahn brechen konnte. So gesehen bedeuteten die Attacken gegen die Juden zugleich einen Angriff gegen die Emanzipation und den Gleichheitsgrundsatz der Demokratie.

Die Hepp-Hepp-Unruhen – durchaus keine begrenzten Erscheinungen – zeigen besonders eindringlich die Verflechtung von lokalen Anlässen und politisch-sozialen Bedingungen mit historischen Traditionen. Sie wiederholten sich in den nachfolgenden Jahrzehnten immer wieder. In den revolutionären Jahren 1830 und 1848 erfolgten unter dem Schlachtruf der Hepp-Hepp-Bewegung weitere Gewalttätigkeiten gegen Juden, häufig auch im Zusammenhang mit der Anschuldigung der Hostienschändung und des Ritualmordvorwurfs (vor allem im Rheinland), deren man die Juden bis ins 20. Jahrhundert hinein zieh.

Ludger Heid

SEYPPEL, Marcel: **Die Demokratische Gesellschaft in Köln 1848/49. Städtische Gesellschaft und Parteientstehung während der bürgerlichen Revolution** (= Kölner Schriften zu Geschichte und Kultur, Bd. 15). – Köln: DME-Verlag/Janus-Verlagsgesellschaft 1991. 332 S.

In Köln, 1848 mit rund 80000 Einwohnern eine der größten Städte Preußens, waren die politischen Gegensätze schärfer ausgeprägt als in den meisten anderen Städten Deutschlands. Weit über den lokalen Rahmen hinaus bekannte Namen wie Marx, Engels, D'Ester und Raveaux auf der einen, Camphausen auf der anderen Seite signalisieren dies bereits überdeutlich. Schon deshalb ist es erfreulich, daß mit der Dissertation von Seyppel der demokratisch-revolutionären Bewegung Kölns eine präzise und zudem gut lesbare Untersuchung gewidmet ist. Hatte Dieter Dowe in seiner 1970 veröffentlichten Studie sich vor allem auf die Kölner Arbeiterbewegung besonders der dreißiger und vierziger Jahren konzentriert, so nimmt Seyppel die „Demokratische Gesellschaft" als den größten *bürgerlichen* politischen Verein Kölns unter verschiedenen Gesichtspunkten unter die Lupe. Im Zentrum seiner Darstellung stehen Programmatik, politische wie soziale Binnenstruktur dieser knapp tausend Mitglieder zählenden Vereinigung, außerdem deren Verhältnis zu den anderen politischen Organisationen und Strömungen. Ferner geht der Verf. ausführlich auf die wichtigsten Lokalereignisse und die Stellung der Demokraten dazu sowie ferner auch auf eine so bedeutsame Institution wie die Bürgerwehr ein (S. 187 ff.).

Die Vorgänge in Köln als dem politischen Zentrum der Rheinprovinz strahlten auf die ganze Region aus. Aber nicht allein deshalb sprengt Seyppels Arbeit den Rahmen einer Lokalstudie. Darüber hinaus geben manche Feststellungen Seyppels Hinweise auf *allgemeine* Entwicklungen der *städtischen* Revolution des Jahres 1848. So mag man z. B. die herausragende Rolle der „Allgemeinen

Karnevalsgesellschaft" als organisatorischer Kristallisationspunkt für die Formierung der vorrevolutionären, linksliberal-demokratischen Bewegung (S. 355 f.) noch als Kölner bzw. rheinische Besonderheit abtun. Für andere Ergebnisse gilt dies jedoch nicht. Bemerkenswert ist z. B., daß nicht nur für die demokratische Bewegung östlich der Elbe, sondern auch für die Kölner Demokratische Gesellschaft die Debatten der Preußischen Nationalversammlung in Berlin offenbar einen deutlich höheren Stellenwert besaßen als die der Deutschen Nationalversammlung. Sollte dieser leider nur in einem Nebensatz plazierte Hinweis (S. 89) auch für andere Revolutionszentren West- und Nordwestdeutschlands gelten, müßte möglicherweise die vielfach immer noch sehr stark auf Frankfurt und die Paulskirche verengte Perspektive der Revolutions- und Parlamentshistoriographie verändert oder doch zumindest erweitert werden.

Aufschlußreich sind außerdem Seyppels Bemerkungen zum Einfluß der demokratischen Bewegung auf das preußische Militär: Entgegen einer verbreiteten Ansicht erwiesen sich Soldaten der Linie keineswegs als resistent gegenüber demokratischer „Agitation". Gemeine wie auch Offiziere niederer Ränge, vor allem Leutnants, besuchten zahlreich die Versammlungen der Demokratischen Gesellschaft und bekannten sich offen zur Revolution (vgl. S. 138, S. 153–156). Noch nach dem Zusammenbruch der Berliner Revolution im November 1848 waren einzelne der nach Tausenden zählenden demokratischen Volksversammlungen zur Hälfte von Soldaten besucht (vgl. S. 237, S. 241, S. 244). Nicht nur die Landwehr (vgl. S. 245), auch die „Linie" stand also keineswegs geschlossen hinter der Politik der Krone und der konservativen Gegenrevolution. Die Frage, warum dennoch die preußische Garnison in Köln stabil blieb und warum es trotz partieller „Verbrüderung" zwischen Militär- und Zivilpersonen immer wieder zu mitunter scharfen Konflikten zwischen beiden Seiten kommen konnte (z. B. S. 218 f., S. 238), wird von Seyppel freilich nicht systematisch verfolgt. Waren es die „altpreußischen" Soldaten, die loyal blieben und das Rückgrat der Garnison bildeten, während die im Rheinland rekrutierten sich stärker demokratischen Einflüssen öffneten? Warum kam es zu keinen Massendesertionen? Der Forschung bleibt in dieser Hinsicht, trotz der von Seyppel nicht berücksichtigten, verdienstvollen Arbeiten von Manfred Messerschmidt, die manche Hinweise zur Beantwortung dieser Fragen geben, noch ein weites Feld: Über die innere Verfassung der preußischen Armee 1848 ist bisher sehr wenig bekannt.

Höchst interessant sind außerdem Seyppels Ausführungen zur Stellung der Demokraten zur deutschen Einigung und zur sog. Polenfrage: Die Ablehnung des nationalen Selbstbestimmungsrechtes der Polen durch die Paulskirche Ende Juli stieß unter den Kölner Demokraten auf massive Kritik (S. 200 f.). Am Beispiel der Polenfrage macht Seyppel überzeugend deutlich, daß die Forderung nach nationaler Einigung spätestens seit Sommer 1848 *kein* gemeinsamer Nenner von Liberalen und Demokraten war. „Die Solidarität mit unterdrückten Minderheiten und der plakative Protest gegen Aspekte der preußischen Großmachtpolitik, insbesondere nach der Annexion Posens, waren von Verbitterung über die frömmelnde und mystisch aufgeputschte Nationalbegeisterung geprägt." Die ursprünglich geeinte „Deutsche Bewegung" wurde, so Seyppel in Anlehnung an Siemann, in eine national-antagonistische und eine national-demokratische Spielart „polarisiert" (S. 205 ff.).

In anderer Hinsicht wiederum bestätigt Seyppel mit seiner Untersuchung, was die neuere Forschung auch in weiteren städtischen Revolutionszentren beobachtet hat: Frauen seien auf den Sitzungen der Demokratischen Gesellschaft „nicht gern gesehen" gewesen; die Kölner Demokraten waren sich „der Emanzipationsproblematik nicht bewußt, vielmehr lebten Vorstellungen von einer patriarchalischen Bürgerpolitik auch bei den Demokraten unreflektiert fort" (S. 92). Politisch tonangebend waren im demokratischen Verein Kölns Journalisten, Literaten, Künstler, Armenärzte und andere bürgerliche Berufsgruppen, die eher „den Status einer Randgruppe" eingenommen hätten (S. 138). Treffend ist in diesem Zusammenhang die Skizze des Persönlichkeitsprofils dieser Führungsgruppe. „Sensibilität, ja Überempfindlichkeit, Neid" und „Eitelkeit vieler demokratischer Wortführer" sind Charakterisierungen, die wohl auch auf die führenden Persönlichkeiten vieler anderer demokratischer Vereine passen (S. 139 f.). Intern waren Kölns Demokraten in mehrere Fraktionen zerrissen, mit den „demokratischen Monarchisten" als dem rechten und den in der rheinischen Hauptstadt starken „roten Republikanern" als dem linken Flügel. In den sozialprogrammatischen Erklärungen der Demokratischen Gesellschaft wiederum fand sich „eine verwirrende Mischung von sozialkonservativen und fortschrittsoptimistischen Ideen" (S. 295). Gescheitert sei die demokratische Bewegung des Rheinlands daran, so das Resümee Seyppels, daß sie die „Autonomieansprüche" der lokalen Vereine zu „generell respektierte"; das für einen dauerhaften politischen Erfolg notwendige

einheitliche Handeln kam weder auf nationaler noch auf regionaler Ebene zustande (S. 293).

Rüdiger Hachtmann

DE-BOTAZZI, Giuseppe: **Italiani in Germania. Als Italiener im Deutschland der Jahrhundertwende.** Ins Deutsche übertragen von Alberto FAUSSONE. Hrsg. von Carmine CHIELLINO. – Essen: Klartext Verlag 1993. 183 S.

In der bereits 1876 einsetzenden ersten Emigrationswelle wanderten jährlich im Durchschnitt 100000 Italiener in das europäische Ausland aus. Die bevorzugten Zielländer waren Frankreich, Österreich und Deutschland. In der Dekade von 1891 bis 1900 emigrierten 230931 Italiener nach Deutschland („Annuario di Statistiche Demografiche 1973", Rom 1975). Als Giuseppe De-Botazzis Werk „Italiani in Germania" 1895 in Turin erscheint, leben in Deutschland 22693 Italiener.
Vergeblich sucht man im genannten Werk nach solchen Zahlen. Noch weniger ist über die Motive der Auswanderung und die Befindlichkeit der Italiener im Deutschen Kaiserreich zu erfahren. Warum verließen so viele Italiener ein junges, prosperierendes Italien? Die Ideale des *Risorgimento* führten 1861 zur Einheit Italiens; welche Auswirkungen hatte diese aber auf die soziale, wirtschaftliche Lage? War die Auswanderung ein notwendiges „ventile sociale" (Pasquale Villari) oder „una grandiosa rivoluzione silenziosa" (Francesco S. Nitti), die für das industriell rückständige Italien den notwendigen Modernitätsschub brachte? Zugegeben, das sind nicht die Fragen, die De-Botazzi stellt, und er erhebt auch nicht den Anspruch auf ein hohes Reflexionsniveau. Als italienischer „Handlungsreisender" sucht er Positives über Italiener und das wilhelminische Kaiserreich zu notieren, in der positivistischen Manier eines wilhelminisch-biedermeierischen Buchhalters und Untertans.
„Anfangs wollte ich nur über die angesehensten der in Deutschland residierenden Italiener berichten. Da sich deren Kreis jedoch als sehr begrenzt erwies, sah ich mich gezwungen, mein Forschungsfeld auch auf die Arbeiter auszuweiten" (S. 9).
Gezwungen wirken dann auch tatsächlich die „Fakten", die der Autor über die Arbeiterkolonien zu berichten weiß. Diese bestehen im allgemeinen im Abdruck eines Briefes des jeweiligen Geschäftsführers der Betriebe, die De-Botazzi um eine Stellungnahme gebeten hatte.

Der Dozent für italienische Sprache und Gründer eines italienischen Zirkels in Stuttgart *ordnet* die Kapitel des Werkes in der Art einer Rundreise an: vom hohen Norden Hamburgs, über die preußische Hauptstadt Berlin, Breslau, Köln am Rhein, Dortmund, Dresden, Frankfurt am Main, Kiel, Königsberg, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, um am Ende zu seiner Wahlheimat Stuttgart zu gelangen. Dem immergleichen Schema verpflichtet, stellt De-Botazzi den Zuständigkeitsbereich des Konsuls dar, erzählt lang und gern über die Verdienste der königlichen Konsuln, sucht nach Personen und Instituten, die den italienischen Ruhm zu preisen wissen, und findet sich nichts Passendes, dann muß auch mal ein Arbeiter Erwähnung finden, wenn er denn zumindest den Rang eines Betriebsführers bekleidet: „*Raimondo Silva* hat als Grubenleiter 30 bis 40 Landsleute unter sich [...] Was das Betragen der italienischen Arbeiter betrifft, wurde von Seiten der örtlichen Behörden niemals Klage erhoben [...]" (S. 60).
Tatsächlich werden Assoziierungen zu berühmten, zeitgenössischen Reportagen der Emigration geweckt, wie Edmondo De Amicis „Dagli Apennini alle Ande" (1886) und „Sull'Oceano" (1889) sowie Enrico Corradinis „La patria lontana" (1910). Das zeitgenössische Sendungsbewußtsein, das sich im Streben nach Kolonialherrschaft und dem Ethos der starken Nation manifestiert, ist das strukturell Verbindende dieser Literatur. Doch gibt z. B. De Amicis „Sull'Oceano", im Gegensatz zu De-Botazzi, darüber hinaus ein authentisches Bild der Emigration und der Schicksale der Emigranten, in dem er die soziologischen, politischen und insbesondere die psychologischen Facetten aufzeigt.
De-Botazzis „patriotisches Werk" (S. 9) aber zielt einzig und allein auf ausgezeichnete und verdiente Persönlichkeiten, und dem Leser bleibt nicht verborgen, daß der Autor selbst in dieser Gesellschaft um Aufnahme bittet. Mit dieser Methode kann er einiges streifen; so werden z. B. die Preise des italienischen Weines in Deutschland pro Flasche und in Litern sowie lückenlose Studentenlisten berühmter Akademien und Konservatorien mitgeteilt. Es gelingt ihm gar, die Anzahl der Akademiemitglieder zu korrigieren: „Dem Personenregister zufolge zählte die Akademie zwischen 1695 und 1894 insgesamt 831 Mitglieder, wie ich selbst feststellen konnte, waren es nur 830, da die Nr. 788 ausgelassen wurde" (S. 46).
Den geweckten Erwartungen kann De-Botazzi, mit der Ausnahme des Beispiels der Stadt Dortmund (S. 58–64), für die er einen tieferen Einblick in Herkunft, reale Lebensumstände und Mitgliederzahl

der italienischen Enklave gibt, am Ende nicht gerecht werden. Das Aufzeigen weit zurückreichender Verflechtungen und Traditionen im kulturellen Segment der deutsch-italienischen Beziehungen jedoch gibt dem Werk eine relative Bedeutung. Hervorzuheben ist hier De-Botazzis Exkurs über „Die Waldenser in Württemberg" (S. 158–163), die Ende des 17. Jahrhunderts aus Norditalien vertrieben wurden und in Deutschland Asyl fanden. Diese Stärke wird durch die demonstrierte Einseitigkeit der Betrachtung, trotz allem Positivismus, und die fehlende Wissenschaftlichkeit der Recherche sanktioniert. Interessanter erscheint das Politische, da wir in dem Band eine repräsentative gesellschaftspolitische Stimmung finden. Zu dieser Zeit hat der wilhelminisch-obrigkeitsgläubige und auf preußisch-militärischer Ordnung basierende Nationalismus, der erst im Verlaufe des Ersten Weltkrieges Schaden nehmen sollte, noch Bestand. Auch spricht aus der Sicht eines Italieners die junge Nation Italien, die ein Vorbild sucht und sie in der parlamentarischen Monarchie des Deutschen Kaiserreichs zu finden meint.

Der These im Nachwort des Herausgebers Carmine Chiellino, das Werk von Giuseppe De-Botazzi könne heute als Argumentation gegen die Wortführer dienen, die im bi- wie multikulturellen Kulturaustausch nur eine Antithese zu sehen vermögen, muß eine Absage erteilt werden. Gewiß zeigt De-Botazzi, wie Kulturen sich gegenseitig bereichern können. Doch hat das ja gerade heute zu einer Verlagerung der Diskussion geführt, auf eine Ebene, auf der die Bürgerrechte von Emigranten bzw. Immigranten ausgeklammert werden konnten. Das ist der Sieg der Konservativen und Nationalisten; und daher betonen sie immer wieder die Negation der These der Vitalisierung von Kulturen durch Austausch. Und wenn Chiellino richtig feststellt, daß „die italienische Minderheit sich, aus welchen Gründen auch immer, aus der hiesigen Öffentlichkeit längst verabschiedet hat" (S. 173), so sollte er sich die Mühe machen und dieses Verhalten hinterfragen. Unschwer wird er feststellen können, daß einer der Gründe darin besteht, „die Italiener" immer im Fokus einer reduzierten, positiven Silhouette darstellen zu wollen – die Stichworte sind leicht zu finden: Dante, Leonardo da Vinci, Macchiavelli, italienische Oper, autostrada del sole, pasta e vino etc. Das sind bestimmt wichtige Elemente, die die Kultur eines jeden Italieners ausmachen. In dieser Kulturarroganz geht jedoch unter, daß die Mehrheit der Auswanderer der letzten Jahrhundertwende sowie die Emigranten der 50er und 60er Jahre des ausgehenden Jahrhunderts nie einen Dante gelesen haben und wohl kaum in einer italienischen Oper gewesen sind.

Der italienische Kulturmythos hat überlebt, die „Italiener" in Deutschland sind verschwunden. Das ist die Tragödie, von der Giuseppe De-Botazzi nichts wissen konnte, dem bei der bourgeoisen Arroganz gegenüber der Arbeiterklasse auch der Weitblick gefehlt hätte, und die von Carmine Chiellino trotz besseren Wissens nicht wahrgenommen wird.

Francesco Patti

HOLSTE, Christine: **Der Forte-Kreis (1910–1915). Rekonstruktion eines utopischen Versuchs.** – Stuttgart: M und P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1992. 324 S.

Unter den zahlreichen intellektuellen Gruppierungen, die seit der Jahrhundertwende die Krise des Bürgertums zu überwinden oder geistesaristokratisch zu überhöhen suchten, hat der von 1910 bis 1915 existierende Forte-Kreis, genannt nach einem für September 1914 in dem italienischen Fischereihafen Forte dei Marmi, nahe Carrara, geplanten Treffen, bisher noch keine Beachtung gefunden. Die bei Wolf Lepenies eingereichte Dissertation kann diese Forschungslücke nutzen, indem sie weniger die – ohnehin diffusen – Inhalte der Kreis-Diskussionen referiert als nach Organisationsformen und intellektuellen Biographien wichtiger Mitglieder – Erich Gutkind und Wassily Kandinsky, Frederik van Eeden, Gustav Landauer und Florens Christian Rang – fragt. Die nicht verifizierbare Annahme, daß die „Parallelaktion" in Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" den Forte-Kreis als Vorbild genutzt habe, erweist sich insofern als Inspiration für das methodische Vorgehen, als sie dazu zwingt, den intellektuellen Selbstentwurf wie seine Organisationsform als „Symptom einer Epochenschwelle zu deuten" (S. 3 f.). Was bei Musil als selbstzweckhafte Geschäftigkeit erscheint, findet seine Parallele in der Sammlung „freier Geister" unter dem Zeichen „geistesaristokratischer Selbststilisierung" (S. 23). Entsprechend ist das erste Manifest in die „kosmische Farbe Blau" gebunden, wird der Gründungsakt effektvoll „natürlich" am Rande Berlins „im städtischen Teil der Potsdamer Parkanlagen" (S. 33) inszeniert, finden Gespräche nach dem Modell der platonischen Akademie statt. „Jeder empfand die Feierlichkeit, und damit war der

Kreis schon eine Tatsache" – so das Tagungsprotokoll (S. 38). Nicht zufällig führt der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu einem im Rotationsverfahren gemeinsam erstellten Kriegstagebuch, das das Gründungserlebnis im Kriegserlebnis fortführen und intensivieren soll. Wie für viele Künstler der expressionistischen Generation ist auch für den Forte-Kreis der Krieg die Gelegenheit zur identitätsstiftenden Verbindung von Intelligenz und Leben – und er führt in dem Moment zum Bruch, in dem konkurrierende Organisationsmodelle, wie etwa Landauers zunehmend messianisch getönter Aktivismus, eine Realisierungschance erhalten. Mit Landauers Austrittserklärung und seiner heftigen Kritik an der „illusionäre[n] Erwartung von den handlungsmächtigen Geschichtssubjekten im Krieg" (S. 69) ist denn auch das Ende des Kreises besiegelt.

Am begrenzten Gegenstand des Forte-Kreises lassen sich modellhaft Herausforderungen für die Historiographie kleinerer Gruppen, auch innerhalb der Arbeiterbewegung, erkennen, die die Verf. auf ihrem Untersuchungsfeld geschickt gelöst hat: die Verbindung von Analyse der Organisationsstruktur und inhaltlicher Konzeption, die Aufmerksamkeit für eine Intellektuellenschicht auf der Suche nach gesellschaftlichen Wirkungsmöglichkeiten, die Sensibilität für die Zirkularität von Argumentations- und Organisationsformen, in denen der Arbeiter eher zur Verfügungsmasse intellektueller Selbstinszenierung als zum Subjekt der Geschichte wird.

In den ausführlichen Biographien der Kreis-Mitglieder wird noch einmal deutlich, daß zwischen Theosophie, Lebensreform, Messianismus und den Architektur- und Siedlungsphantasien Thoreaus und van Eedens die verschiedensten Mischungsverhältnisse existieren. So wird die Intellektuellenutopie zum Indiz eines Umwertungsprozesses in den Funktionen der Intelligenz, an dessen Ende entweder das „notwendige [...] Unbeheimatetsein" (S. 276) oder aber die tagesaktuell wirksame parteipolitische Organisation steht. Das bislang unveröffentlichte, vor allem in Amsterdam aufbewahrte Archivmaterial wird durch eine geschickte Auswahl von Bild- und Textdokumenten (je 16) zugänglich gemacht.

Claudia Albert

HARTEWIG, Karin: **Das unberechenbare Jahrzehnt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914–1924** (= Bergbau und Bergarbeit). – München: C. H. Beck 1993. 485 S.

Mit dieser in der von Klaus Tenfelde herausgegebenen Buchreihe *Bergbau und Bergarbeit* erschienenen Studie setzt Karin Hartewig die Vielzahl der Arbeiten über die Bergarbeiter des Ruhrgebiets fort. Die Autorin möchte besonders den weiblichen Lebenszusammenhang des Reproduktionsbereichs enger mit der von männlichen Arbeitern geprägten Welt des Bergbaus verbinden und gleichzeitig die strukturgeschichtlichen Fragen der sozialen Protest- und Konfliktforschung ins Blickfeld rücken. Hierfür eignet sich natürlich die gewählte Zeitspanne – die Jahre 1914 bis 1924 – vorzüglich. In diesem von Hartewig korrekt als „Krisenjahrzehnt" bezeichneten Zeitraum erlitten die Bergarbeiter und ihre Familien nicht nur eine drastische Senkung ihrer Lebenshaltung, sie verloren auch die relativ privilegierte Stellung, die der Bergbauberuf in der Kaiserzeit noch einnahm. Und dies, obwohl die Kriegsjahre wie auch die Nachkriegszeit durch eine anhaltende Kohlekonjunktur und somit eine – für die Bergarbeiter günstige – Ausweitung des Arbeitsmarktes auf dem Montansektor gekennzeichnet sind.

Insgesamt acht Kapitel behandeln die Bevölkerungsentwicklung des Ruhrgebiets, die substantielle Umwandlung der Belegschaftsstruktur, technische Innovationen, die sich arg verschlechternde Wohnungs- und Ernährungslage, „Frauenarbeit in einer Männerwelt" und abschließend die politischen Folgen der sozialen Probleme.

Weitreichende Statistiken vermitteln ein detailliertes Bild der großen Umwälzungen, die Krieg und Nachkriegszeit hervorriefen. Zitate aus Interviews mit früheren Bergleuten oder publizierten Erinnerungen illustrieren, was sich hinter dem Zahlenmaterial an persönlichen Erfahrungen verbirgt. Permanente Unterernährung (unter anderem gab es in dem „Krisenjahrzehnt" zwei Steckrübenwinter) und chronische Unterversorgung mit Kleidung, Medikamenten und anderen notwendigen Bedarfsartikeln führten zu einer langfristigen Verschlechterung des Lebensstandards. So war es nicht überraschend, daß die Bergarbeiter nach Kriegsende versuchten, ihre soziale Lage zu verbessern. Verkürzung der Arbeitszeit, bessere Arbeitsbedingungen, höhere Reallöhne, kurz ein Ende des von den Bergarbeitern nicht zu Unrecht als ausbeuterisch betrachteten Unternehmertums standen bald auf der Tagesordnung. Hartewig warnt jedoch

davor, die radikalen Protestaktionen in den Nachkriegsjahren allein als ein Produkt der materiellen Verschlechterung der Lebenslage und der Veränderung der Arbeitsbedingungen zu betrachten. Die industrielle Militanz muß auch zum Teil durch die starke Position der Bergarbeiter auf einem expandierenden Arbeitsmarkt erklärt werden. Und weiter argumentiert die Autorin, daß strukturelle Bedingungen für die industrielle Militanz der Bergarbeiter von der lokalen Wirtschaftsstruktur einer Gemeinde, der Betriebsstruktur der Zeche, dem Grad der technischen und betriebsorganisatorischen Modernisierung und der Intensität der Kommunikation am Arbeitsplatz und in der Zechenkolonie abhängig waren. So waren Gemeinden oder Städte, „in denen sich die unternehmerische Macht nur auf wenige oder gar nur einen schwerindustriellen oder bergbaulichen Betrieb am Ort konzentrierte wie in Hamborn" (S. 319), entschieden stärker für Formen der industriellen Militanz prädestiniert als Orte mit gemischten Strukturen.
Die Bergleute gingen aus den Konflikten der Nachkriegszeit nicht als Sieger hervor. Die Wiedereinführung der acht- und zehnstündigen Schichtzeit nach dem Bergarbeiterstreik vom Mai 1924 beseitigte alle Zweifel, daß die Unternehmer den sozialen Verteilungskampf gewonnen hatten. Hierzu trug auch die einfallslose Politik der traditionellen Gewerkschaften bei, die es nicht verstanden, die günstige Verhandlungsposition der unmittelbaren Nachkriegszeit gewerkschaftspolitisch konsequent zu nutzen. Die Folge war natürlich, daß viele, in der Tat die Mehrheit der Bergleute den herkömmlichen Organisationen (und Parteien) nicht die Treue hielt. – Fazit: eine informative und interessante Arbeit.

Jürgen Tampke

NEULAND, Franz: **Die Matrosen von Frankfurt. Ein Kapitel Novemberrevolution 1918/19.** Hrsg. vom Verein für Frankfurter Arbeitergeschichte e. V. – Frankfurt a. M.: Union-Druckerei und Verlagsanstalt 1991. 121 S.

Einleitend erinnert der Autor dieser lokalgeschichtlichen Abhandlung an den Aufruf des vormaligen sozialdemokratischen Bundespräsidenten Gustav W. Heinemann, endlich all jenen „Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann". Die angemahnte Gerechtigkeit erfährt zuerst dadurch eine Förderung, daß an die Vorkämpfer eines politisch mündigen Lebens erinnert und ihr Tun der Vergessenheit entrissen wird.
Dieser Aufgabe unterzieht sich Franz Neuland im Hinblick auf jene „Matrosen von Frankfurt", die während der deutschen Revolution von 1918/19 ihren Beitrag zur Geburt der ersten deutschen Demokratie leisteten. Die Matrosen taten dies auf doppelte Weise: erstens, indem sie im Oktober 1918 der Führung der kaiserlichen Marine massenhaft den Gehorsam versagten, weil sie weder „verheizt" werden noch den Krieg verlängern helfen wollten. Zweitens leisteten sie einen Beitrag zur Erkämpfung der Republik, indem sie von Kiel aus den revolutionären Funken in das ganze Reich hinaustrugen, auch nach Frankfurt am Main, und dort in den Übergangsmonaten vom November 1918 bis zum Zusammentritt der gewählten Nationalversammlung im Februar 1919 im lokalen Bereich wichtige Ordnungsaufgaben übernahmen. Diese wurden in Frankfurt von einem „Marinesicherungsdienst" wahrgenommen. Er unterstand dem von der Revolution eingesetzten Polizeipräsidenten und späteren sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Hugo Sinzheimer.
Den Anstoß zur näheren Beschäftigung mit dieser Thematik gab dem Autor das Buch „Die Revolutionsversicherung. Bekenntnisse aus rechtsverjährter Zeit" (Frankfurt o. J.) des ehemaligen Offiziers, Journalisten und Schriftstellers Carl Haensel. Dieses Buch muß bereits in den 60er Jahren erschienen sein, wie sich aus dem Tatbestand rückschließen läßt, daß Franz Neuland laut eigener Aussage (S. 93) bereits 1966/67 mit dem Quellenstudium über die revolutionären Ereignisse in Frankfurt begann. Man merkt der Darstellung die anhaltende Empörung an über „eine ganze Reihe von Behauptungen und Fehlern, von denen das ganze Buch nur so strotzt" (S. 8).
Insbesondere geht es um die Rolle des Matrosenführers Hermann Stickelmann, der in der Revolutionszeit in Frankfurt eine dominierende Rolle spielte und der von allen, die ihn kannten, als ein ebenso zupackender wie charakterfester Mann geschildert wird. Weil er drei Deutsche, die für die Franzosen spioniert hatten, nach Frankreich hatte fliehen lassen, wurde er später wegen Landesverrats angeklagt. In mehreren – mit Recht als „politisch" bezeichneten – Prozessen (man lese die entsprechenden Texte im Quellenteil von Neulands Broschüre!) verurteilte ihn die Weimarer Justiz zu einer hohen Zuchthausstrafe. Es war das schwere Schicksal des Matrosenführers Stickelmann, daß er

schließlich in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit neunzehn (!) Jahre in Zuchthäusern und Konzentrationslagern verbringen mußte.
Neuland will diesem Mann mit seiner Darstellung endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dies geschieht zum einen mit erkennbar großem politischen Engagement, zum anderen auf der Basis sorgfältigen Quellenstudiums, besonders der damals in Frankfurt a. M. erschienenen Zeitungen. Zudem konnte auf die authentischen Aufzeichnungen eines Mitstreiters von Stickelmann zurückgegriffen werden, nämlich des Frankfurter Matrosenführers Wilhelm Grönke (1896–1986), mit dem der Autor in den Jahren 1968 bis 1975 einen ausgiebigen Schriftwechsel über die damaligen Revolutionsereignisse führte.
Die in acht chronologische Abschnitte gegliederte Darstellung umschließt neben der eigentlichen Revolutionszeit auch deren juristische und literarische Nachspiele und reicht, was das Schicksal der Matrosenführer Stickelmann und Grönke angeht, bis in die 70er Jahre hinein. Gut ausgewählte Fotos und Faksimiles erhöhen den Informationswert der Broschüre.

Wolfram Wette

BRUNNER, Detlev: **Bürokratie und Politik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes 1918/19 bis 1933** (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 55). – Köln: Bund-Verlag 1992. 524 S.

Detlev Brunner beschäftigt sich in seiner anregenden Studie zunächst mit der Entwicklung von Organisation und Bürokratie des ADGB, dem organisatorischen Aufbau des Dachverbandes, der Aufgabenverteilung zwischen Bund und Mitgliedsgewerkschaften, arbeitet Funktionärsgenerationen und -typen heraus, um vor dem so gewonnenen Hintergrund die Politik des ADGB kritisch zu durchleuchten.
Erweiterte Mitbestimmungs- und Einflußmöglichkeiten der Gewerkschaften waren Voraussetzung für den von den Einzelgewerkschaften zunächst wenig problematisierten „Machtzuwachs der Dachorganisation" (S.60). Der Ausbau des ADGB-Bundesbüros ging mit der Erweiterung des organisatorischen Unterbaus einher und brachte neue Funktionärstypen in die Zentrale des ADGB. „Die Anstellung qualifizierter, teils akademisch ausgebildeter Fachkräfte ist Ausdruck einer Professionalisierung der gewerkschaftlichen Arbeit" (S. 465). Zentrales Element für die jüngeren Funktionäre war „das ‚Fronterlebnis', als Überwindung der Klassengrenzen, als ‚volksgemeinschaftliches' Erlebnis überhöht" (S. 465).
Veränderung und Tradition liefen im ADGB parallel. Im gewählten Vorstand waren weiterhin nur Funktionäre vertreten, „die als Arbeiter aus der Gewerkschaftsbewegung kamen und langjährige Erfahrung in den Organisationen besaßen" (S. 160). Der Willensbildungsprozeß im ADGB wurde zunehmend zentralisiert und verlief von oben nach unten. Bundesvorstand des ADGB und Angestelltenstab besaßen einen deutlichen Informations- und Handlungsvorsprung, aufgrund dessen sie schließlich die Richtung gewerkschaftlicher Politik in der Weimarer Republik bestimmten. Der ADGB war alles andere als ein schwacher Dachverband. Der Bundesausschuß, als „Plattform des föderalistischen Elements im ADGB" geschaffen, entwickelte sich „zu einem Organ, das die Führungsrolle des ADGB akzeptierte und unterstrich" (S. 221), während der Kongreß mehr und mehr an Bedeutung verlor, ab 1925 nur noch bedingt als Ort demokratischer Diskussion und Kontrolle angesehen werden konnte.
Vor allem die jüngeren Angestellten im ADGB-Vorstand waren Träger der Diskussion um das Verhältnis zur Nation, für die sich die Mitglieder kaum interessierten. Das Staatsverständnis des ADGB wandelte sich ebenfalls unter dem Einfluß der jüngeren Sachbearbeiter: „Von der Betonung des demokratischen Staates als Grundbedingung gewerkschaftlichen Handelns und vor allem auch als Voraussetzung zur Erreichung zukünftiger Ziele veränderte sich das Verständnis dahingehend, daß gewerkschaftliche Interessenvertretung auch unter den Bedingungen autoritärer Regime vorstellbar wurde" (S. 271). Gewerkschaftliche Autonomie trat in den Hintergrund, konnte eingeschränkt werden zugunsten des mit autoritären Zügen ausgestatteten Interventionsstaates, der als Vollstrecker des Allgemeininteresses auftrat. „Der gewerkschaftliche Doppelanspruch, für die gesamte Nation und für die Arbeiterschaft gleichermaßen Verantwortung tragen zu wollen und Interessen zu vertreten, verhinderte eine effektive Interessenvertretung der Gewerkschaften" (S. 470).
Der Autor untermauert seine These anhand der vergeblichen Auseinandersetzungen um die Aufrechterhaltung des Achtstundentages, anhand der reparationspolitischen Wende des ADGB ab Herbst 1930 und der Tolerierungspolitik. Auf Brünings Strategie, reparationspolitische Ziele und Sozialabbau miteinander zu verknüpfen, fand der ADGB dann auch keine Antwort. Brunner zeigt auf, daß

die Kritik Lothar Erdmanns und anderer an den starren Strukturen der Gewerkschaften zwar einen wahren Kern enthielt, gleichzeitig aber am Problem vorbeiging. „Nicht mangelnde nationale Verantwortung oder der nicht gefundene Zugang zur Nation waren das Problem der Gewerkschaften, sondern mangelnde Effizienz ihrer Interessenvertretung wegen der Rücksichtnahme auf staatspolitische, nationale Notwendigkeiten, die von den Gewerkschaften zu wenig in Frage gestellt wurden bzw. an deren Definition sie unzureichend beteiligt waren" (S. 474).

Willy Buschak

ZEIDLER, Manfred: **Reichswehr und Rote Armee 1920–1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit.** (= Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 36) – München: R. Oldenbourg Verlag 1993. 374 S.

Es existiert kaum eine Monographie oder Abhandlung über die Geschichte der Weimarer Republik, in der nicht die geheime Zusammenarbeit zwischen der deutschen Reichswehr und der Roten Armee erwähnt wird. Meist bleibt es jedoch bei der bloßen Erwähnung; kaum ein Autor konnte sich bisher auf gesicherte Quellenkenntnisse zu diesem Thema berufen, um seine jeweilige Interpretation der ungewöhnlichen Partnerschaft zwischen demokratischem und totalitärem Militärapparat zu belegen. Zudem galt dieses Thema, zumindest aus sowjetischer Sicht, als „eines der bestgehüteten Geheimnisse der zeitgenössischen Geschichte". Mit der nun von Manfred Zeidler vorgelegten Untersuchung, bei der es sich im Kern um seine mit neueren Moskauer Quellenfunden aktualisierte Frankfurter Dissertation von 1990 handelt, wird ein weiteres, bisher im Dunkel der Spekulationen vernachlässigtes Thema der Geschichtsforschung mit wissenschaftlicher Akribie aufgehellt. Es ist dem Autor dabei gelungen, das komplizierte Netzwerk politischer, militärischer und wirtschaftlicher Verflechtungen zu analysieren und in sachlicher Form zu erklären.

Die Grundlage für die 1920 einsetzenden – zunächst noch tastenden – Kontaktversuche auf diplomatischer und militärischer Ebene sieht Zeidler in der vergleichbaren Ausgangssituation beider Länder am Ende des Weltkrieges. Beide gehörten nicht nur zu den Verlierern, sie waren als Initiator eines Angriffskrieges bzw. als Störenfried der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Weltordnung am Anfang der zwanziger Jahre von der kriegsmüden Völkergemeinschaft ausgegrenzt worden. Zudem umfaßten die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages für Deutschland den Verzicht auf Forschung und Produktion auf dem Gebiet moderner Waffensysteme wie Panzerkampfwagen und Flugzeuge. Trotz der gegensätzlichen politischen Systeme setzte sich daher schon bald auf deutscher wie sowjetischer Seite die Erkenntnis durch, im gemeinsamen Handeln die Grundlage für den wehrtechnischen Anschluß an die Ententemächte zu suchen. Dabei wurde im Austausch für deutsches „Know-how" der Reichswehr von der Sowjetunion Gelegenheit gegeben, die neuentwickelten Erzeugnisse der offiziell verbotenen Rüstungsindustrie ungestört auszuprobieren. Daß die politische Führung in Deutschland dies im Bewußtsein tat, völkerrechtliche Bestimmungen eklatant zu verletzen, weist Zeidler anhand der Quellen ebenso nach, wie die vielschichtige Verknüpfung militärischer und industrieller Interessen, so bei der Beschreibung von zum Teil abenteuerlich anmutenden Finanzierungsgesellschaften, mit denen die finanzielle Grundlage für die Errichtung der geheimen Versuchsstationen in der Sowjetunion gelegt wurde.

Bei der den Hauptteil des Buches einnehmenden Untersuchung des Aufbaus und der Arbeitsweise der verschiedenen Stützpunkte in Einzeldarstellungen zeigt der Autor, daß die Anlage zur Giftgasproduktion in Ivascenkovo und die Junkers-Flugzeugwerke in Fili letztendlich nur wenig befriedigende Ergebnisse für die Militärs brachten, während sich sowohl die Fliegerschule in Lipeck wie die Panzerversuchsstation in Kazan nach anfänglichen Problemen als voller Erfolg erwiesen. Trotz eines von Anfang an bestehenden gegenseitigen Mißtrauens – vor allem auf der Führungsebene – absolvierten Kursanten der Reichswehr wie der Roten Armee bis in das Jahr 1933 hinein die gemeinsamen Lehrgänge zur vollen Zufriedenheit der jeweiligen Führung. Als nicht weniger wichtig stuft der Autor die regelmäßigen Besuchsprogramme ein, bei denen hochrangige Offiziersdelegationen – Zeidler erwähnt u. a. den Aufenthalt Michael Tuchachewskis in Frankfurt/Oder im September 1932 anläßlich der Herbstmanöver der Reichswehr – Rüstungsbetriebe, Militärakademien und Truppenübungen besichtigen konnten. Während Zeidler die Initiatoren der Zusammenarbeit bis in die Spitzen von Reichswehrministerium und Kriegskommissariat benennt und ihre gegenseitigen Kontakte quellenmäßig belegen kann, wäre es doch wünschenswert, mehr über die Einstellung

der politischen sowjetischen Führungsspitze, sprich Stalin, zu den Vorgängen zu erfahren. So ist man auch hier leider weiterhin auf Spekulationen angewiesen, welche Absichten den Führer des kommunistischen Reiches zur Zusammenarbeit mit dem „Klassenfeind" bewogen haben. Für die sowjetischen Militärs, das macht Zeidler deutlich, ging es vorrangig um den Umbau der mit veraltetem Material ausgerüsteten und durch unzeitgemäßen Führungsstil belasteten Bürgerkriegsarmee zu modernen, „Technik entscheidet", taktisch und strategisch ausgebildeten Streitkräften, die zunächst noch mit defensiver, später mit offensiver Militärdoktrin als Rote Armee die Speerspitze der Weltrevolution bilden sollten.

Zu teilweise überraschenden Ergebnissen kommt der Autor hinsichtlich Ausmaß und Umfang des Engagements der Reichswehr sowie der Größe der geheimen Stützpunkte in der Sowjetunion. Lediglich bei der Giftgasproduktion und den Flugzeugwerken von Junkers bestanden bescheidene Fertigungskapazitäten, die Stationen in Kazan und Lipeck wurden fast ausschließlich zu Versuchs- und Ausbildungszwecken genutzt. Die diffuse Vorstellung von ausgedehnten deutschen Manövern mit Panzern und Flugzeuggeschwadern auf sowjetischem Boden sollte damit in der ernsthaften Forschung endlich ausgedient haben. Der Autor betont jedoch zu Recht die nicht zu unterschätzenden Auswirkungen der Zusammenarbeit auf den unter dem Nationalsozialismus folgenden rasanten Aufbau der Streitkräfte im Dritten Reich. So fielen wichtige Entscheidungen über die Tauglichkeit von kriegsentscheidendem Gerät aufgrund der Auswertung der Versuche, die mit deutschen Prototypen in der Sowjetunion angestellt worden waren.

In einem detaillierten Anhang faßt der Autor schließlich in erfreulich übersichtlichen Tabellen und Diagrammen die Struktur der wichtigsten Ministerien der Weimarer Republik und der Sowjetunion zusammen, die maßgeblich an der geheimen Zusammenarbeit beteiligt waren. Anhand von Gehaltslisten ist es ihm möglich, ein fast lückenloses Bild der beteiligten zivilen und militärischen Mitarbeiter – vom Leiter bis zum Monteur – aufzuzeigen. Aufschlußreich sind auch die in die Anmerkungen eingefügten persönlichen Daten der deutschen Kursteilnehmer, die deutlich machen, daß die Absolventen der Lehrgänge der Panzer- wie der Fliegerschule später im Dritten Reich in hohe und höchste Stellungen aufrückten. Zeidlers Fazit lautet denn auch, daß die Republik von Weimar dem Nationalsozialismus unwillentlich die Voraussetzungen schuf, „innerhalb weniger Jahre moderne Streitkräfte schaffen zu können", die auf dem Lehrstamm und den Prototypen aufbauten, die in den geheimen Stationen in der Sowjetunion geschaffen wurden.

Andreas Baldauf

HEIMANN, Siegfried und Franz WALTER: **Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisation in der Weimarer Republik, Band 4.** Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche (= Reihe: Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 31). – Bonn: Verlag J. H.W. Dietz Nachf. 1993. 338 S.

Der vorliegende Band schließt das auf vier Bände angelegte „Handbuch exemplarischer sozialdemokratischer Kultur- und Freizeitorganisationen" ab. Der Titel führt jedoch in die Irre. Er läßt eine etwa gleichwertige Darstellung von religiös-sozialistischen und Freidenkerorganisationen, eventuell sogar in ihrer Beziehung zueinander, erwarten. Sollten laut Ankündigung des die Reihe eröffnenden Bandes die Freidenker an erster Stelle der Untersuchung stehen, kommen sie nun nur noch vermittelt vor, in einem sechsseitigen Unterkapitel über das Verhältnis von Freidenkern und religiösen Sozialisten und in dem etwa ein Drittel des Buches ausmachenden Beitrag über den Bund der freien Schulgesellschaften. Dies muß als empfindlicher Mangel einer beabsichtigten Gesamtdarstellung empfunden werden. Mag die Beschäftigung mit der verästelten und daher schwer überschaubaren Freidenkerbewegung intellektuell auch nicht so interessant erscheinen, ist der Verzicht auf einen eigenständigen Überblick aus mehreren Gründen ausgesprochen ärgerlich: Im Gegensatz zu den religiös-sozialistischen Organisationen, deren bedeutendste etwa 30000 Mitglieder zählte, waren die proletarischen Freidenker eine Millionenbewegung, wobei freilich ihre wesentlich größere Anziehungskraft in erster Linie auf der Bestattungskasse beruhte. Gerade hier war aber das Bestreben, eine eigenständige antibürgerliche Gegenkultur zu entwickeln, am weitesten fortgeschritten. Zudem ist die Literatur über die Freidenkerbewegung immer noch äußerst spärlich; wissenschaftliche Publikationen über diesen wesentlichen Zweig der Arbeiterbewegung lassen sich an einer Hand abzählen.

Statt dessen enthält das Buch eine umfassende und detaillierte Darstellung der Organisationsgeschichte

der religiös-sozialistischen Bewegung. – Um ihre befremdlich anmutende Schwerpunktsetzung zu begründen, weisen die Autoren darauf hin, daß die Geschichtsschreibung über die religiös-sozialistische Bewegung als wenig beackertes Feld gelte. Tatsächlich fristet sie in den Standardwerken zur Geschichte der Arbeiterbewegung wie der Kirchengeschichte bislang ein Fußnotendasein, ist sie Gegenstand etwas abgelegener Spezialuntersuchungen, die allerdings kaum noch zu überblicken sind. Heimann und Walter messen diesen in der Mehrzahl jedoch lediglich eingeschränkten wissenschaftlichen Wert zu, da es sich zumeist um Arbeiten von Theologen mit einem „eigenen politischen Vorverständnis", die zum Teil in der DDR entstanden seien, handele. Einmal abgesehen von der Frage, inwieweit dieses „Vorverständnis" die wissenschaftliche Beschäftigung sozialdemokratischer Historiker mit der Geschichte der eigenen Partei beeinflussen mag, kannten sich die Theologen zumindest in der politischen Geographie der Weimarer Republik – besonders des Teils, der später die DDR bildete – besser aus: Die Autoren legen der preußischen Provinz Sachsen die Grenzen des heutigen Sachsen-Anhalt zugrunde und verwechseln es mit dem Land Anhalt-Dessau. Damit erklärt sich, weshalb sie den anhaltinischen Landesverband der religiös-sozialistischen Diaspora zuschlagen und mit 15 Zeilen abhandeln, obwohl es sich um einen annähernd flächendeckenden Verband handelte, der sich zeitweilig sogar eine professionell aufgemachte Monatszeitschrift leisten konnte und einen interessanten Schnittpunkt zur Freidenkerbewegung (Heinrich Pëus) bildete.[1]

Neben einer systematischen Auswertung der zentralen Publikationen der religiösen Sozialisten stützt sich die Arbeit hauptsächlich auf recht selektiv zur Kenntnis genommene Sekundärquellen; Archivbestände wurden kaum herangezogen. Die Rekonstruktion der Geschichte der Landesverbände auf der Basis der Berichte im Bundesorgan hat allerdings ihre Tücken. Werden diese seltener, muß das nicht immer auf einen Niedergang der regionalen Verbände hindeuten, es kann ebenso auf die Erschließung regionaler Publikationsmöglichkeiten zurückzuführen sein. Das Grundproblem der vorliegenden Publikation ist damit angedeutet: Der überzeugend begründeten Widerlegung zahlreicher, auch in der wissenschaftlichen Literatur tradierter Klischees – etwa daß es sich bei der religiös-sozialistischen Bewegung um eine rechtssozialdemokratische Pfarrerorganisation, eine Ansammlung kurioser Individualisten bzw. einen Versuch der SPD zur Einflußnahme auf bürgerliche Schichten gehandelt habe – steht eine Häufung von Fehlern gegenüber, wie sie in einer Veröffentlichung dieses Anspruchs kaum vorstellbar ist. Da werden permanent Namen verwechselt und verdreht, entstehen durch Namensverdopplungen im Register neue Genealogien (Körber/Köhler, Herpel/Hertel[2]). Beispielsweise war der Verfasser des von den religiösen Sozialisten gern vorgetragenen „Gesanges der Völker" nicht Eisler, sondern Kurt Eisner, werden über längere Passagen Paul und Ernst Tillich miteinander verwechselt, Zeitungstitel und Organisationsnamen[3] nicht exakt zitiert. Über Rittelmeyer wird mitgeteilt, er habe „eine anthroposophisch ausgerichtete ‚Christusgemeinschaft'" gegründet, gemeint ist die aus der Begegnung mit Rudolf Steiner heraus entstandene, heute noch bestehende *Christengemeinschaft*.

Schwerer wiegen aber die der immer wieder anzutreffenden Oberflächlichkeit geschuldeten Urteile über Landesverbände und Ortsgruppen, die von der Realität nicht gedeckt sind. Organisationen werden mitunter als aufgelöst oder lediglich auf dem Papier existierend beschrieben, obwohl die von den Verfassern genutzten Quellen über Veranstaltungen und sogar eigene Publikationen Auskunft geben.

Herausgeber und Autoren charakterisieren den Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands als eine „sozialdemokratische ‚Vorfeldorganisation der besonderen Art'". Die „besondere Art" bestand – wie die Lektüre des Buches verdeutlicht – in der Zwitterstellung zwischen Arbeiterbewegung und den Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften sowie dem eigenständigen politischen Anspruch, der über die Beschränkung auf eine Kultur- und Freizeitorganisation hinausging; keinesfalls aber darin, daß die religiösen Sozialisten darauf verzichtet hätten, die Parteimitglieder „von der Wiege bis zur Bahre" zu begleiten, wie auf S. 257 behauptet. Gerade ihre regional unterschiedlich ausgeprägte Ausgrenzung aus Arbeiterbewegung, Kirche und bürgerlicher Gesellschaft erzwang dies. Auf diese Weise entstanden zu den sozialisischen Milieuorganisationen, wie den Chören, Wander- und Jugendgruppen, religiös-sozialistische Parallelorganisationen.

Die einleitend wie zusammenfassend hervorgehobene „interfraktionelle" Vermittlung zwischen den Strömungen der Arbeiterbewegung macht es bei aller sozialdemokratischen Dominanz problematisch, den Bund als *sozialdemokratische* Vorfeldorganisation zu bezeichnen.

Die Geschichte und die Fernwirkungen der religiös-sozialistischen Bewegung werden mit Sympathie

beschrieben. In dem Versuch, zwischen gesellschaftlichen Gruppen, die sich „traditionell mit Unverständnis, Mißtrauen oder sogar Feindschaft begegneten", zu vermitteln, sehen die Autoren den wesentlichen Beitrag der religiösen Sozialisten zur politischen Kultur. Selbst der auf den ersten Blick weit hergeholt erscheinende Zusammenhang mit der maßgeblichen Beteiligung von Pfarrern an der SDP/SPD-Gründung in der DDR wird in dieser Betrachtungsweise plausibel.

1 Eine gründliche Studie über diesen Landesverband ist zwar angegeben, aber offensichtlich nicht zur Kenntnis genommen worden: Angelika Weiland, Die religiösen Sozialisten in der evangelischen Landeskirche Anhalts, Halle-Wittenberg 1975/76 (nicht Wittenberg 1933!).

2 Dadurch konnte auch „Der Christliche Demokrat" nicht als Vorgänger des „Neuwerk" identifiziert werden.

3 Die Bleier-Organisation hieß: Freunde von Religion und Völkerfrieden (nicht: Freunde für ...). Derselbe Fehler im entsprechenden Beitrag in: IWK, Jg. 28 (1992), H. 1, S. 52 ff.

Michael Rudloff

Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen. Hrsg. von Heinrich August WINKLER unter Mitarbeit von Elisabeth MÜLLER-LUCKNER (= Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien, Bd. 26). – München: Oldenbourg Verlag 1992. XIII, 296 S.

Der Band versammelt die Referate und Diskussionsbeiträge einer 1991 in München veranstalteten Tagung zur Krise der deutschen Demokratie in den Jahren der Präsidialkabinette. Die Beschränkung auf die letzten Jahre der Weimarer Republik und eine Bündelung verschiedener Beiträge zu übergeordneten Fragestellungen ermöglichen eine kräftige Konturierung von Positionen der Forschung.

Bereits in der ersten Sektion des Kolloquiums zu den Leitideen und Spielräumen der Akteure des Präsidialsystems werden interessante Schwerpunkte gesetzt. Hans Mommsen betont in seinem Eröffnungsbeitrag über konservative Pläne zum „Verfassungsumbau" am Ende der Weimarer Republik den Einfluß von Theoretikern der „Konservativen Revolution" auf die Praktiker der Politik um Franz von Papen und Kurt von Schleicher. Ihre antiparlamentarische Disposition führte sie unter dem Eindruck der fortdauernden Krise zum Versuch, die Massenbasis der NSDAP zu funktionalisieren. Die Annahme, daß die Einbeziehung Hitlers und der NSDAP in die Regierung letztendlich die zu bevorzugende Lösung gegenüber einer „volle[n] Diktatur" und einer „Rückkehr zum alten Vollparlamentarismus" sei (S. 17 f.), wie es Edgar Julius Jung Anfang 1933 proklamierte, bezeugt einen Prozeß des Realitätsverlustes und der Resignation im Lager der Rechten. Auch Gerhard Schulz weist mit seinen Bemerkungen zur Wegscheide zwischen parlamentarischer und autoritärer Entwicklung auf den bloßen Schlagwortcharakter von Begriffen wie dem des „Neuen Staates" hin, die sich weder mit Visionen verbanden, noch in der konkreten Politik Niederschlag finden konnten. So verwundert es dann auch nicht, daß Ian Kershaw in einem Diskussionsbeitrag konstatiert, daß das „Verhalten der Eliten eher durch Schwäche als durch Stärke gekennzeichnet war" und deswegen auch kaum von einem „Komplott" von Machteliten die Rede sein könne (S. 54).

Die Positionen der Parteien der Arbeiterbewegung beschäftigen die Autoren im nächsten Abschnitt. Während Klaus Schönhovens Betonung unüberbrückbarer Gegensätze zwischen SPD und KPD von der Forschung mittlerweile weitgehend bestätigt wird, macht sich Joachim Petzold auf die Suche nach „ungenutzten Möglichkeiten" der Kooperation in einer „Einheitsfront". Er kritisiert die Haltung der sozialdemokratischen Führung, der „das Schlimme gegenüber dem noch Schlimmeren stets tolerierungswürdig" erschienen sei (S. 82), und zitiert Lageberichte des Innenministeriums aus dem Jahre 1932, in denen erwähnt wird, daß „die Massen und sogar auch die lokalen Führer die Einheitsfront in immer größerem Ausmaße praktisch her[stellen]" (S. 94). Petzold versucht, für beide Parteien einen bemerkenswerten „Gegensatz zwischen den Parteiführungen und der Parteibasis" aufzuzeigen (S. 94), hingegen wird in der Diskussion mehrfach auf die unterschiedlichen Milieus von SPD und KPD verwiesen und der Bruch stärker akzentuiert.

Mit der Wirtschaftspolitik der Ära Brüning befassen sich Knut Borchardt und Carl-Ludwig Holtfrerich. Ersterer erweitert seine Darlegungen um einen Beitrag zur Rolle der Wirtschaftswissenschaft bei der Entwicklung von Krisenstrategien. Zentrale Quelle ist dabei das Protokoll einer „Geheim-Konferenz" der Friedrich-List-Gesellschaft vom September 1931, das kürzlich auch durch Borchardt veröffentlicht worden ist. Reichsbankführung und

Vertreter der Wissenschaft kamen darin überein, daß kreditfinanzierte Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen ein Mittel zur Überwindung der Krise sein könnten. Bezüglich der Größenordnung eines Programms gingen aber die Meinungen auseinander. Gemäß seiner bisherigen Argumentation beschreibt Borchardt die engen Handlungsspielräume der verantwortlichen Beamten und Politiker: „*Vor* der großen Katastrophe war die Zeit noch nicht reif für das Wagnis, wirtschaftspolitisch alles auf eine Karte zu setzen" (S. 132).

Holtfrerich befindet sich wiederum in der reizvollen, aber auch schwierigen Lage, mögliche Alternativen zur faktischen Gestaltung der Brüningschen Wirtschaftspolitik aufzuzeigen. Mit Blick auf die Fiskalpolitik, die Unternehmensbesteuerung, die Abwertung der Reichsmark im November 1931 und deren Effekten erfaßt er wichtige Bereiche, die von der Wirtschaftsgeschichte noch ungenügend gewürdigt worden sind. Peter Krüger gibt in der Debatte zu bedenken, daß Erklärungsansätze in der Borchardt-Kontroverse häufig zu sehr auf ein „Entweder-Oder" hinausliefen (S. 151).

Der Staatsnotstandsplanung der Regierungen Papen und Schleicher ist der vierte Teil des Buches gewidmet. Eberhard Kolb und Wolfram Pyta bemerken mit Recht, daß die Beurteilung der Politik dieser Kabinette noch immer zu sehr im Banne des 30. Januar 1933 stehe. Das Ziel einer Umkonstituierung der parlamentarischen Republik hatte durchaus reale Erfolgschancen. Fraglich war, wie eine „Revolution von oben" von Nationalsozialisten, bürgerlichen Parteien und der Arbeiterbewegung aufgenommen worden wäre. Die Einschätzung der Situation von Seiten der Reichswehrführung erlangte dabei außerordentliche Bedeutung, denn das Menetekel des Bürgerkriegs, das Schleicher selbst an die Wand malte, ließ die autoritären Kräfte im entscheidenden Moment zögern. Schleichers Perzeption im Dezember 1932 war bestimmt von der „Sorge, daß man in wenigen Tagen gegen $^{9}/_{10}$ des Volkes mit M. G. auf d(er) Straße" stehe (S. 173). Auch wenn ein Verfassungsbruch auf keine organisierte Resistenz großen Ausmaßes gestoßen wäre, blieb die Sicht der Protagonisten eine andere.

In der Staatslehre der letzten Jahre der Republik von Weimar unterscheidet Dieter Grimm drei Positionen hinsichtlich der Frage, „wie eine Verfassungsänderung [...] zustande kommen konnte, obwohl der Weg, den die Verfassung selber dafür vorsah, versperrt war" (S. 186). Die Verfechter der Verfassungserfüllung und -bewahrung sahen sich jenen der Abkehr von der Verfassung gegenüber, die jedoch nicht notwendigerweise den Nationalsozialisten in die Hände spielen wollten. In Grimmscher Lesart der Studie „Legalität und Legitimität" von Carl Schmitt sollte „im Gegenteil die rechtliche Begründung für ein Verbot der extremen, auf den Umsturz der bestehenden Sozialordnung gerichteten Parteien auf der linken *und* der rechten Seite" geliefert werden (S. 195). Wobei – auch wenn man diese These annimmt – fraglich bleibt, welche Durchsetzungsmöglichkeiten etwa Ende 1932 für ein Verbot der NSDAP bestanden hätten.

Die Rolle von Machteliten in der Staatskrise wird im fünften Abschnitt untersucht. Henry Turner belegt eindrucksvoll, daß eine Allianz von Großagrariern und Großindustriellen nach 1930 nicht vorhanden war. Besonders die handelspolitischen Vorstellungen der beiden Interessengruppen divergierten. Mit der Krise der dreißiger Jahre endeten auch Versuche einer pragmatischen Zusammenarbeit im Rahmen des Systems der parlamentarischen Demokratie.

Für die Großindustrie beharrt Jürgen John darauf, daß die NSDAP zwar eine risikobehaftete Bewegung verkörperte, auf die man aber zur Not zurückgreifen konnte, „um die akuten Probleme zu bewältigen, Gewerkschaftsbewegung und politische Gegner in Schach zu halten und weiterreichende Ziele und Interessen durchzusetzen" (S. 219).

Wolfgang Zollitsch behandelt die Rolle des Adels in der Endphase der Weimarer Republik. Dabei sei trotz zahlreicher Berührungspunkte zwischen Adel und Nationalsozialismus davon auszugehen, daß diese „alte" Elite zwischen „Fundamentalopposition und gouvernementaler Haltung" gespalten war (S. 252) und eine gemeinsame Interessenvertretung nicht mehr zustande kam.

Im ersten der beiden Abschlußreferate zum historischen Ort des 30. Januar 1933 untersucht Gerald Feldman die politische Kultur von Weimar und zeigt auf, daß die Krise für die autoritären Kräfte „vielversprechend" war, da sie die langerhoffte „Chance für eine Systemveränderung mit sich brachte" (S. 269).

Ian Kershaw beschließt das Kolloquium mit seiner Deutung der Legitimationskrise der Demokratie in Deutschland.

Der Tagungsband kann zum einen als gelungener Überblick und als weitere Zwischenbilanz zu zentralen Problemfeldern der Forschung zur Weimarer Republik gewertet werden und verdeutlicht andererseits, daß auch nach Jahrzehnten intensiver Auseinandersetzung noch neue Fragestellungen erschlossen werden können.

Thomas Franz

Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952. Hrsg. von Cornelia RAUH-KÜHNE und Michael RUCK (= Nationalsozialismus und Nachkriegszeit in Südwestdeutschland, Bd. 1). – München: Oldenbourg Verlag 1993. 418 S.

Drei thematische Blöcke stehen im Mittelpunkt des Sammelbandes: Verwaltung in Baden und Württemberg unter dem Nationalsozialismus, südwestdeutsche Wirtschaft und nationalsozialistische Wirtschaftspolitik sowie Entnazifizierung und demokratischer Neubeginn in der französischen Besatzungszone.

Die 15 Darstellungen zum ersten Thema widmen sich den Beamtenkarrieren, den Gauämtern für Beamte und Kommunalpolitik, untersuchen badische Beamte vor dem Sondergericht Mannheim sowie die NS-Parteigerichtsbarkeit und die öffentliche Verwaltung 1933 bis 1945, ferner die Aufgaben der Gauinspekteure.

Im Rahmen des zweiten Themenblocks wird die badische Rüstungsindustrie untersucht, die nationalsozialistische Wirtschaftslenkung und die württembergische Wirtschaft, drei Einzelschicksale badischer Unternehmer werden vorgestellt, die Berichterstattung des württembergischen „Kampfblatts" „Flammenzeichen" über unangepaßtes Verhalten von Gewerbetreibenden analysiert und die Rolle von Gewerbetreibenden als Angeklagte vor dem Sondergericht Mannheim darstellt.

Der dritte Block schließlich gilt dem Scheitern der „Selbstreinigung" in Baden nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes, den Unternehmern und der Entnazifizierung, den Universitäten in der französischen Besatzungszone, den Sonderwegen der südwestdeutschen Sozialdemokratie und der Entwicklung von der badischen Heimat- und Staatspartei zur CDU.

Der Blick wird in allen Darstellungen auf die unteren Herrschaftsebenen und -eliten gerichtet. Die Autoren weisen nach, daß die von den Nationalsozialisten so genannte „Revolution" an der inneren Verwaltung Südwestdeutschlands zwar nicht spurlos vorüberging, die personelle Substanz aber unangetastet ließ. Verhaltensweisen, die zu Sanktionen durch die politische Strafjustiz des Dritten Reiches führten, bildeten unter der Beamtenschaft die krasse Ausnahme. In der Hauptsache waren es nicht die Sanktionen selbst, sondern ihre Androhung, die zur gewünschten Disziplinierung führte. Das Fehlen klarer Prozeßvorschriften und präziser Regeln, Normenunsicherheit charakterisierten die NS-interne Justiz.

Die Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschaft zeigen auf, daß von einer einheitlichen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zu keinem Zeitpunkt die Rede sein konnte, und demonstrieren, wie sehr sich die regionale Wirtschaftspolitik auch im ökonomisch begünstigten Württemberg von jenen Erwartungen abhob, die man vor 1933 in Unternehmerkreisen hatte. Immer wieder tritt auch hier das Kompetenzchaos zutage zwischen regionalen und nationalen Stellen, kommt es zu Koalitionen gegen reichsweit angeordnete Maßnahmen. Überlieferungen zu den Verhaltensweisen von Unternehmern sind nur spärlich in den Quellen dokumentiert, was den vergleichenden individualbiographischen Ansatz in diesem Sammelband um so wichtiger macht.

Die personelle Kontinuität der Eliten in Verwaltung, Wirtschaft und Universitäten über die politische Zäsur des Jahres 1945 hinweg ist Leitmotiv für den dritten Teil des Bandes. Die Entnazifizierung, als auto-épuration in Gang gesetzt, sollte den in der US-amerikanischen Zone praktizierten Schematismus vermeiden, ließ die wirtschaftliche Funktionselite aber nahezu unberührt, weil ihr mit den ebenso formalen Beurteilungskriterien keine Schuld nachgewiesen werden konnte. Sanktionen betrafen vor allem kleine Gewerbetreibende. Zwar wurde seitens der Besatzungsmacht 1946 mit der Gründung der Universität Mainz ein Versuch unternommen, an einer von NS-Traditionen unbelasteten Hochschule eine demokratische Elite heranzubilden, indes blieben die Ambitionen weitgehend unerfüllt. Alten und neuen politischen Eliten fehlte die Kraft, die in Weimarer Republik und NS-Zeit gesammelten Erfahrungen in durchgreifende Strukturreformen umzusetzen. – Personen-, Orts- und Firmenregister machen den Sammelband sehr benutzerfreundlich.

Willy Buschak

HAASE, Norbert: **Das Reichskriegsgericht und der Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft.** Katalog zur Sonderausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Zusammenarbeit mit der neuen Richtervereinigung. Hrsg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Justiz. – Berlin: Gedenkstätte Deutscher Widerstand 1993. 280 S.

Legenden haben ein zähes und langes Leben. Das Reichskriegsgericht ist – aufgrund der Geschichtsklitterung und Geschichtsverfälschung ehemaliger

Militärrichter und Pseudohistoriker – jahrzehntelang nach 1945 als „Enklave des Widerstands" und „Bastion der Rechtsstaatlichkeit" apostrophiert worden. Erst in jüngster Vergangenheit war es Historikern aufgrund ausgedehnter Aktenfunde und Forschungen möglich, diesen bewußt in die Welt gesetzten apologetischen Mythen ein Ende zu setzen.[1]

Das Berliner Reichsgericht, als höchster deutscher Militärgerichtshof und seit 1936 als Nachfolger des kaiserlichen Reichsmilitärgerichts zuständig für Hoch-, Landes- und Kriegsverrat, Spionage, Wehrkraftzersetzung und andere Fälle von staatspolitischer und militärischer Bedeutung, für Strafverfahren gegen Generäle und Admirale oder als Volksgerichtshof bei besonderen militärischen Belangen, mit dem Admiral Max Bastian (1883–1985) an der Spitze von 1939 bis 1944, war schon wegen der fehlenden Gewaltenteilung eine rechtsstaatswidrige Einrichtung. Daß die Rechtsprechung der vier Senate nahezu bruchlos den politischen Zielen der NS-Justiz mit seiner extremen Ausweitung von Straftatbeständen und Strafmaß auch praktisch entsprach, zeigt diese Publikation in eindrucksvoller Weise. „Recht ist, was dem Volk frommt", schrieb Oberreichskriegsanwalt Walter Rehdans 1941 in der Zeitschrift der Akademie für deutsches Recht in einem Resümee über „Das Reichskriegsgericht im Kriege".

Norbert Haase, ausgewiesen durch eine exzellente Studie über „Deutsche Deserteure" (1987), hat in dem Ausstellungskatalog die „Rechtsprechung" (1189 Todesurteile, davon 1049 vollstreckt) von 1939 bis 1945 dargestellt und dokumentiert. Sie bildete nur einen Teil der drakonischen NS-Militärjustiz, die in der gleichen Zeit mehr als 30000, vermutlich sogar bis zu 50000 Todesurteile verhängte.

„Als herrschaftsstabilisierendes Instrument bekämpfte die Militärgerichtsbarkeit, die zu einem Großteil für die herkömmliche Strafrechtspflege in den Streitkräften verantwortlich zeichnete, den Widerstand nach außen und innen. Die hierin zum Ausdruck kommende Teilhabe der Wehrmacht an der politischen Verfolgung zählt gewiß zu den am wenigsten aufgearbeiteten Kapiteln der Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Für eine abschließende Bewertung der Praxis des Reichskriegsgerichts und der anderen Wehrmachtsgerichte bedarf es zweifelsohne weitergehender Forschungen. Es ist jedoch schwer verständlich und wohl nur aus der Situation des Kalten Krieges und der personellen Kontinuitäten der deutschen Justiz nach 1945 zu erklären, daß die pauschale These von der ‚Rechtsstaatlichkeit' der Wehrmachtjustiz als heimlicher Hort des Widerstandes so lange unwidersprochen blieb." (S. 18).

Wir wissen dank der Aktenfunde und der Forschungen dieses Autors und einiger anderer inzwischen genau, welches Ausmaß an Willkür gegen innere und äußere Feinde des Regimes hier herrschte: gegen Kriegsdienstverweigerer, gegen die „Rote Kapelle", gegen andere Angehörige des Widerstandes im In- und Ausland. Das letzte Todesurteil trägt das Datum des 10. 4. 1945, später Ausdruck der in den Kriegsjahren sich allenthalben manifestierenden juristischen Durchhalteparolen. Die Richter sind – trotz extensiver Auslegung extremster Gesetze – bekanntlich nie zur Rechenschaft gezogen worden. In der Nachkriegsgeschichte haben sie im Gegenteil hohe und höchste Ämter bekleidet, in der „Dienststelle Blank", im späteren Bundesverteidigungsministerium (wo sie unter anderem auf Angehörige des Widerstandes trafen) oder in anderen Bundesministerien, beim Bundesgerichtshof oder bei Land- und Oberlandesgerichten, im Disziplinarwesen des Bundes oder bei der Neufassung des bundesdeutschen Wehrrechts (S. 21).

Der Generation, der auch der Rezensent angehört, wurde damit der deprimierende Eindruck vermittelt, daß sich Traditionen eines Unrechtsstaates und einer Unrechtsjustiz entgegen allen scheinheiligen Nachkriegsbeteuerungen auch personell nach dem Zweiten Weltkrieg fast bruchlos fortsetzten. Wie sich dies im bundesrepublikanischen Wehrrecht ausgewirkt hat, wäre an einzelnen Entwicklungen der Rechtsprechung noch genauer zu untersuchen. Der „Kameradschaftsgeist" der ehemaligen Heeresrichter hat sich jedenfalls in den fünfziger und sechziger Jahren und zum Teil danach zunächst in erheblichem Maße durchgesetzt. Ihr Einfluß auf die Geschichtswissenschaft und das bundesdeutsche Militärstrafgesetzbuch war immens. Dies belegen nicht nur die Kommentare von Martin Rittaus und Erich Schwinge zum Militärstrafgesetzbuch (S. 21). Über Prof. Erich Schwinges (Marburg) verfälschende und irreführende Darstellung der Wehrmachtsjustiz ist die Öffentlichkeit inzwischen gut informiert. Auf welche illustren Weggefährten er auch nach 1945 zählen durfte, läßt sich der Darstellung von Haase entnehmen. Es gehört zu den besonders makabren Episoden der Nachkriegsgeschichte, daß ausgerechnet die Wiesbadener Anwaltskanzlei von Rechtsanwalt Fabian von Schlabrendorff, einem nicht unbedeutenden Protagonisten des Widerstands gegen Hitler und späteren Bundesverfassungsrichter, beauftragt

war, den vom Reichskriegsgericht 1943 zum Tode verurteilten Widerstandskämpfer Rudolf von Scheliha zu rehabilitieren. Die Bemühungen scheiterten. Eine mögliche Erklärung könnte sein, daß der Sozietät von Schlabrendorff damals nicht nur der frühere Wehrmachtsrichter Weinheimer, sondern auch Alexander Kraell (1894–1964) angehörten, selbst seit 1943 Chef der Reichskriegsanwaltschaft dann Präsident des zweiten Senats des Reichskriegsgerichts, ausgerechnet des Senates, der Scheliha zum Tode verurteilt hatte (S. 26)!

Solchen Spuren des Unrechts vor und nach 1945, „unaufgearbeiteten Hypotheken" (S. 26) einer rechtsstaatswidrigen Tradition und ihrer Bestätigungen nach dem Zweiten Weltkrieg geht Norbert Haase nach. Der Katalog bietet ein breites Anschauungsmaterial für die Unrechtsjustiz, und er zeigt materiellrechtliche und personelle Kontinuitäten auf. Die deutsche Geschichtswissenschaft, die offizielle und inoffizielle Personalpolitik und Politik namentlich in der Zeit des „Kalten Krieges" haben diese Erbschaft des NS-Regimes erst in den letzten Jahren in ein neues Licht gerückt. Die Kurzbiographien der Richter mit ihren Karrieren nach dem Zweiten Weltkrieg zeigen, daß die Belastungen aus der Zeit zwischen 1939 und 1945 einem überaus erfolgreichen Werdegang im Nachkriegsdeutschland keineswegs hinderlich waren. Der Einfluß auf das Nachkriegswehrrecht war nicht gering. Im Grunde sehen wir aber auch in einer so vorzüglich aufbereiteten Darstellung und Dokumentation nur die Spitze des Eisbergs.

Das Buch ist weit mehr als nur ein Begleitbuch zur Ausstellung. Es bietet am Beispiel des Reichskriegsgerichts eine sehr anschauliche, ungemein präzise und übersichtliche Zusammenfassung des gegenwärtigen Forschungsstandes zur Wehrmachtsjustiz. Darüber hinaus macht derjenige, der sich, wie der Rezensent, noch gut an die zahlreichen Fälle der sechziger Jahre im Kampf um die Aufklärung dieses dunklen Kapitels deutscher Justiz und Rechtsgeschichte erinnert, Bekanntschaft mit einer dokumentierenden Darstellung aus der Sicht der „alten Kameraden", die, wie Prof. Schwinge nicht müde wurden, viele Kritiker mit aufwendigen Prozessen zu überziehen, die ihr Wirken vor 1945 unter die Lupe nahmen (S. 263 ff.). Die Geschichte und die Nachkriegsgeschichte dieser Justiz stellt sich in doppelter Weise als Tragödie, zuweilen aber retrospektiv auch als Farce dar. Es ist mehr als ein Symptom für den Geist und Ungeist der sechziger Jahre, wenn damals einer der eifrigsten Aufklärer, der Journalist Rolf Seeliger (im Buch merkwürdigerweise anonymisiert, obwohl es zahlreiche Publikationen von ihm und über ihn gibt), unter dem massiven Druck Schwingescher Prozeßfreude sich in einem Vergleich bereit finden mußte, „sich nie wieder mit mir zu befassen" (so Schwinge in einem Bericht an Hanns Dombrowski 1967, S. 269). Zur Ehrenrettung der Geschichtswissenschaft der Gegenwart ist es allerdings dabei nicht geblieben. Nicht zuletzt ist es den Forschungsleistungen Manfred Messerschmidts und Fritz Wüllners zu verdanken, daß die historische Wahrheit über die Geschichtsfälschung triumphierte.[2]

1 *Vgl. Fritz Wüllner, Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Ein grundlegender Forschungsbericht, Baden-Baden 1990.*

2 *Manfred Messerschmidt und Fritz Wüllner, Die Wehrmachtjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende, Baden-Baden 1987.*

Albrecht Götz von Olenhusen

UHL, Heidemarie, unter Mitarbeit von Ursula LEINER: **Geschichte der steirischen Kammer für Arbeiter und Angestellte in der Ersten Republik** (= Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung). – Wien und Zürich: Europa-Verlag 1991. 316 S.

Die vorliegende Forschungsarbeit, die im Auftrag der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Steiermark verfaßt wurde, thematisiert im wesentlichen die spezifische Entwicklung der steirischen Kammer zwischen den ersten Kammerwahlen 1921 und deren Auflösung 1938.

Einleitend ermöglicht ein informativer Überblick zur Geschichte der Arbeiterkammer-Idee den Zugang zu einer, zumindest für nichtösterreichische LeserInnen, eher unbekannteren Materie. Referiert werden Victor Adlers und Karl Renners Arbeiterkammer-Vorstellungen, die sicherlich mit in das Gesetz über die Errichtung der Arbeiterkammern vom 26. 2. 1920 einflossen. „Der Gesetzesabschluß war Teil und in mancher Hinsicht Schlußpunkt einer umfassenden Sozialreform, die innerhalb von zwei Jahren (1918–1920) grundliegende Anliegen der Arbeiterschaft im Sozialrecht verankerte" (S. 17). Danach wurde in Österreich – ähnlich wie auch in Deutschland – der Spielraum für Reformen zugunsten der lohnabhängigen Klassen immer geringer.

Im Vordergrund dieser Studie zur Geschichte der Arbeiterkammern – das Kammersystem der Ersten

Republik wird hier als Organ der wirtschaftlichen und beruflichen Selbstverwaltung der lohnabhängigen Bevölkerung vermittels ihrer Interessenorganisationen: der verschiedenen Richtungsgewerkschaften verstanden – steht der Aspekt des „Wandels" (S. X). Geschildert werden die unterschiedlichen Wirkungsmöglichkeiten und der faktische Einfluß dieser Institution im Kontext der sozioökonomischen Rahmenbedingungen. Dazu gehören die steirischen Kammerwahlen samt der damit verbundenen Wahlkämpfe von 1921 und 1926, die unterschiedlichen Interessenlagen der Richtungsgewerkschaften, das zunehmende Desinteresse der arbeitenden Bevölkerung, die organisatorische Entwicklung der steirischen Kammer, ihre Sozialpolitik, die Arbeit der juristischen und statistischen Abteilung sowie die Bautätigkeit der steirischen Arbeiterkammer; last but not least ihre Gleichschaltung im „autoritären Ständestaat" (1933–1938).

Gestützt auf die Jahrbücher und Jahresberichte sowie auf zeitgenössische Presseberichte (die archivalische Quellenbasis ist nach Angaben der Autorin äußerst gering) hat Heidemarie Uhl eine profunde, solide recherchierte Regionalstudie über eine Arbeiter- und Angestelltenin stitution erarbeitet, die hoffentlich dazu beiträgt, „sich der historischen Grundlagen und Zusammenhänge zu besinnen und der Frage nach dem historischen Konzept der Kammerselbstverwaltung nachzugehen", um in einer Zeit, wo die „Lösung der sozialen Frage" immer dringender wird (S. IX), Orientierungshilfen, möglicherweise, in der Geschichte zu finden.

Jens Becker

SCHMIDT, Jochen: **Populismus oder Marxismus? Zur Ideengeschichte der radikalen Intelligenz Rumäniens 1875–1915** (= Tübinger Gesellschaft; Wissenschaftliche Reihe, Bd. 1). – Tübingen: Verlag der Tübinger Gesellschaft 1992. 280 S.

Das Buch beschäftigt sich mit einem in Westeuropa kaum behandelten Thema: den intensiven Einflüssen russischer Revolutionäre auf die ersten Organisationen der Balkansozialisten. In Rumänien hatten die Parteihistoriker bis Mitte der sechziger Jahre die Geburtshelferfunktion der Russen unterstrichen, doch im Zuge von Ceausescus Unabhängigkeitskurs paßte dieses Bild nicht mehr. In der rumänischen Öffentlichkeit galt es als große Emanzipation, die russischen Lehrmeister überall aus der gesamten Geschichte der Arbeiterbewegung herauszubefördern. Das war keine Aufarbeitung der Dogmen aus der Stalinära, sondern die Konstruktion einer neuen nationalkommunistischen Interpretation. In den achtziger Jahren erklärten die rumänischen Kommunisten sich gar zu den eigentlichen Erben der Nationalbewegung, deren vorrangiges Ziel ein großer rumänischer Nationalstaat gewesen sei. Tatsächlich hatte nur eine Strömung der Nationalbewegung in Siebenbürgen vor 1918 auf den Zerfall der Habsburger Monarchie gesetzt, andere Strömungen propagierten einen föderalen Umbau. Die Sozialisten hatten besonders jene Strömung bekämpft, die bereits seit den Balkankriegen eine Großrumänienlösung anstrebte und 1914 Rumäniens Kriegseintritt forderte. Weil die Positionen jener Sozialisten aber im Gegensatz zum neuen Schema der Parteihistoriker standen, wurden ihre Aussagen selbst in Dokumentenbänden nur noch in entstellter Form wiedergegeben.

Aufgrund dieser Ausgangslage ist Schmidts sachliche Darstellung des starken russischen Einflusses auf die rumänische Intelligenz besonders bedeutsam. In dem Buch wird nur in einigen Fußnoten auf die Verzerrungen in vielen rumänischen Arbeiten hingewiesen. Überhaupt stellt es den Leser vor das Problem, die zentrale Fragestellung des Autors zwischen den Zeilen zu suchen. Statt einer methodischen Einleitung beginnt es mit einer Fülle von Detailinformationen über die wirtschaftliche und politische Struktur Rumäniens. Nur zwei Sätze im Vorwort geben darüber Aufschluß, daß ursprünglich nur die sozialistische Bewegung ab 1905 behandelt werden sollte und die „Ursprungsfrage" dann aber die Ausweitung des Untersuchungszeitraumes erzwang. Warum die Darstellung gerade mit dem Jahr 1915 endet, wird nicht erläutert. Die drei ersten Kapitel widmen sich in chronologischer Reihenfolge der zahlenmäßig relativ unbedeutenden sozialistischen Bewegung Rumäniens vor der Jahrhundertwende. Die nächsten drei – etwas umfangreicheren – Kapitel sind der „neuen Bewegung" gewidmet, die sich nach dem völligen Zerfall der ersten Sozialdemokratie 1899 unter dem Einfluß der russischen Revolution von 1905 herausbildete.

Dem Autor geht es vor allem um die ideologische Ausrichtung der beiden Organisationsansätze, ihre soziale Trägerschaft wird nur umrissen. Der Leser muß erraten, warum Schmidt im Untertitel von „radikaler Intelligenz" spricht. Es handelt sich vermutlich um einen Sammelbegriff, der drei verschiedene Gruppen zusammenfassen soll: die ersten, mit

den russischen Narodniki verbundenen Zirkel der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, die späteren, am Modell der deutschen Sozialdemokratie orientierten Sozialisten sowie einige ihrer Kritiker. Von letzteren beschäftigt sich Schmidt am ausführlichsten mit Constantin Stere, der aus dem zaristischen Bessarabien stammte. Dieser war als Narodnik nach Sibirien verbannt worden, kam dann nach Rumänien und setzte sich in der Sozialdemokratie für die Bauernagitation ein. Aufgrund deren Resonanz geriet die Partei unter starken Druck und zerfiel. Stere trat 1900 gemeinsam mit einigen anderen Intellektuellen zu den Liberalen über und propagierte dort dorfgemeinschaftliche Pachtgenossenschaften. Da die Liberalen auf die Industrialisierung setzten, blieb er in einer Minderheitsposition. Wenn Stere die Fortschrittsgläubigkeit der Sozialisten kritisierte, meinte er nicht nur sie. Er ging davon aus, daß Rumänien weiterhin ein Agrarland bleiben würde, weil die fortgeschritteneren westlichen Gesellschaften die für ein Wachstum unabdingbaren Märkte dauerhaft in Besitz genommen hätten.

Steres Kritik zwang die Sozialisten zu einer gründlicheren Analyse der ländlichen Abhängigkeitsformen und deren Entwicklungstendenzen. Ihr wichtigster Theoretiker, der aus Rußland stammende Jude Solomon Katz, verfaßte 1910 unter dem Namen Constantin Dobrogeanu-Gherea die aufsehenerregende Studie „Neoiobagia" (Die Neuleibeigenschaft). Darin stellte er dar, daß im Unterschied zu Westeuropa, wo die bürgerlich-liberalen Institutionen am Ende des Umbruchprozesses vom Feudalismus zum Kapitalismus entstanden, dies in unterentwickelten Gesellschaften an der Peripherie Europas umgekehrt sei. In Rumänien seien per Nachahmung eine Verfassung, Verwaltungsorganisation etc. wie „exotische Gewächse" in eine rückständige Gesellschaft eingepflanzt worden. Diese Institutionen und die importierte Technik beschleunigen jedoch die Durchsetzung der neuen Produktionsweise. Obwohl es in Rumänien erst Ansätze für einen industriellen Sektor gab, verteidigte Gherea die Konzentration der Sozialdemokratie auf die Arbeiterschaft als funktional.

Schmidt zeigt auf, wie die führende Kraft der „neuen Bewegung", Christian Racovski, in einem zentralen Aspekt Gherea neu interpretierte. Weil Racovski die westliche Imperialismusdiskussion verfolgte, teilte er nicht mehr Ghereas Vorstellung einer nachholenden Entwicklung in den Ländern an der Peripherie Europas, sondern betonte den Entwicklungsabstand der Wirtschaftssysteme. Um die Kleinstaaten jedoch aus ihrer Stagnation und Unterlegenheit gegenüber dem Block der Großnationen zu befreien, propagierte Racovski den Zusammenschluß der Balkanstaaten zu einer Föderation. Da dieser supranationale Ansatz auch eine Lösung der vielfältigen Minderheitenprobleme versprach, wurde er auch von den Sozialisten in Bulgarien, Serbien und Saloniki aufgegriffen. Zwar war die Arbeiterbewegung in diesen Ländern wie auch in Rumänien zahlenmäßig noch schwach, doch konnte sie mit dem Konzept der Balkanföderation zumindest einen Gegenpol gegen die nationalistische Hysterie bilden, die seit den Balkankriegen 1912/13 immer breitere Kreise erfaßte. Selbst nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges einigten sich die meisten Parteien der Balkansozialisten noch auf eine gemeinsame Plattform und schlossen sich als Parteienblock der Zimmerwalder Bewegung an.

In der vorliegenden Arbeit wird zwar kein neues Archivmaterial präsentiert, doch sie beruht auf einer breiten Dokumentation aus der sozialistischen Presse jener Jahre und seltenen Broschüren. Die ausführliche Literaturliste ermöglicht zudem dem Leser, sich auch über Seitenstränge der Darstellung gut zu informieren. Als Schwäche muß angemerkt werden, daß nicht nur die methodische Präzisierung der Fragestellung fehlt, sondern auch eine Zusammenfassung. Dies liegt vermutlich daran, daß es sich um eine stark gekürzte Fassung der 1981 abgeschlossenen Dissertation handelt.

Mariana Hausleitner

TREICHLER, Hans Peter: **Die stillen Revolutionen. Arbeitswelt und Häuslichkeit im Umbruch (1880–1900).** – Zürich: Schweizer Verlagshaus 1992. 288 S.

Firmenarchiv Lindt und Sprüngli, Firmenarchiv Maggi, Akten zu Straßenbeleuchtung, Elektrizitätswerk, Gasversorgung, Dorfbeleuchtungsgesellschaft – diese Quellenangaben zeigen, daß es sich um ein ungewöhnliches Buch handelt.

Maggi vor allem, die bekannte Suppenwürze und der weniger bekannte Namensträger und Firmenchef, seine Biographie, seine Firma, seine Familie, sind Ausgangspunkt der Untersuchung. Der Abriß seiner „Villa Sumatra" in Zürich 1970 dient zum Einstieg in eine umfassende Recherche der Schweizer Gesellschaft von 1880 bis 1900, des Schweizer Alltags und Lebensgefühls in der „Belle Epoque".

Aus vielen Mosaiksteinen setzt Treichler ein fakten- und facettenreiches Gesamtbild zusammen: „Und wer die täglichen Praxisformen untersucht, erhält irgendwann auch Aufschluß über den ideologischen Überbau, wenn er das Mosaik nur geduldig genug zusammensetzt: also Aufschluß über Denkgewohnheiten und Bewußtseinsformen, über Leitbilder des Alltags. Mit ihnen will sich dieser Band auseinandersetzen, jedenfalls vorzugsweise. Angepeilt sind ja nicht die kulturellen Leitplanken der Oberschicht, die ‚Kulturgeschichte', vielmehr will sich dieses Buch den populären Bildern und Strukturen widmen, den Suppenpackungen und den Vorstellungen von Wesen und Aufgabe der Hausfrau etwa. Es soll beispielsweise das Ritual des morgendlichen Reinemachens und die Zusammensetzung der Küchenausstattung ernst nehmen und hier Zusammenhänge suchen – hochgeschraubt formuliert: diese Dinge ‚als signifikante Strukturen diagnostizieren'" (S. 77).

Und so erfährt man etwas über ländliche und städtische Küchen, über Maggireklame, über die Ausstattung der Fabrik, des Kontors; von dort geht die Tour weiter zur Frage nach der Einführung der Schreibmaschine, zur Frauenarbeit, zur Beleuchtung von Fabrik, Kontor und Wohnräumen, zur Geschichte von Gaslicht und Elektrizität, der „demokratischen Energie". Die Bilder in den Wohnzimmern führen uns zu Kunst, Wandschmuck, Malerei, die Treichler mit dem Begriff „episodischer Realismus" (S. 131) kennzeichnet. Wir gelangen schließlich zu Schokolade und ihrer Verpackung – „eine Art Traumfabrik" –, zu Tourismus, „zweckfreiem" Urlaub und in die „Eßkathedrale" des Hotels Victoria. All das ist mit zahlreichen Abbildungen in der Buchmitte dokumentiert, auf die leider im Text nicht verwiesen wird.

Daß der Autor auf Verweisziffern im Text verzichtet und statt dessen im Anhang Seite für Seite seine Quellen nennt, ist unüblich, beeinträchtigt den wissenschaftlichen Charakter des Werkes aber nicht. Es ist vielmehr eine besondere Stärke Treichlers, seinen Lesern den Forschungsprozeß selbst transparent zu machen: Er berichtet sehr persönlich von seinen Besichtigungen vor Ort, von den Fragen, die ihm beim Betrachten von Bildern, beim Lesen von Quellen in den Kopf kommen, von seinen Recherchen in Zeitschriften, Dissertationen, Literatur. So ist sein Buch auch eine faszinierende Studie über die Arbeitsweisen der Geschichtswissenschaft: „Wenn ich genau wissen will, wie der Kochherd der Zeit aussah, wie man ihn einfeuert usw., muß ich ausweichen auf Lehrbücher, Ratgeber für den Haushalt, praktische Tips von damals [...]. Und ich habe auch keine Bedenken, aus diesen Ratgebern direkt auf die Praxis zu schließen, halte mich hier an Stephen Mennells Untersuchung über Kochkolumnen. Wenn sich der Abstand zwischen Anleitung und täglicher Praxis allzusehr vergrößerte, verschwanden die Ratgeber nämlich automatisch von der Bildfläche; die von mir konsultierten Autorinnen aber erlebten oft mehrere Neuauflagen ihrer Werke [...]" (S. 78).

„Die stillen Revolutionen" verraten uns, wie sie entstanden sind.

Heinz Niggemann

NAGEL, Klaus-Jürgen: **Arbeiterschaft und nationale Frage in Katalonien zwischen 1898 und 1923** (= Forschungen zu Spanien, Bd. 7). – Saarbrücken und Fort Lauderdale: Verlag Breitenbach Publishers 1991. 798 S.

Der Verfasser versucht die Frage zu beantworten, welche Beziehungen zwischen Arbeitern und Nation im Falle Kataloniens bestehen. Dazu untersucht er die industrielle Entwicklung in Katalonien, die Arbeiterschaft und ihre Integration in die Gesellschaft.

Nagels Buch hat die Frage in ihrer ganzen Komplexität angeschnitten, denn er behandelt nicht nur sprachliche Probleme (katalanisch-spanisch), sondern auch die Gewohnheiten und Traditionen der Arbeiter, ihre Gruppierungen in Gewerkschaft, Partei, Vereinen (Sport, Musik, Theater, Kino, Wandern, etc.). So entsteht für den Leser eine komplexe Welt, in der die Vielfalt der Fäden geprüft wird, die die Arbeiter mit den verschiedenen Parteien, mit ihrem Bezirk, mit den Bildungsinstitutionen, mit der Kultur verbinden.

Nagel versucht nicht so sehr die mehrmals gestellte Frage zu beantworten, warum der Anarchismus in Katalonien so tiefe Wurzeln geschlagen hat, sondern vielmehr zu zeigen, daß der Anarchismus, so wie er in Katalonien verstanden und praktiziert wurde, gar nicht so utopisch oder millenaristisch war, wie oft vermutet wird, und daß die dort geltenden Prinzipien keine festen Schranken darstellten, die nicht überschritten werden durften: „Nicht genügend kann man meiner Meinung nach betonen, daß selbst ‚Prinzipien' wie direkte Aktion und Gegnerschaft zur Politik von der katalanischen Arbeiterschaft auch immer wieder über Bord geworfen wurden, wenn dies opportun erschien. Arbeiterschaft und Arbeitsbewegung in Katalonien waren gemäßigter, als es die Etikettierung mit

dem Begriff ‚Anarchismus' vermuten läßt, und sie widmeten sich in erster Linie der Verbesserung der Arbeitsbedingungen und dem Aufbau starker Gewerkschaften." (S. 176)

Dank eines ausgewogenen Gebrauchs der Quellen und Sekundärliteratur gelingt es Nagel, dem Leser ein ebenso interessantes wie komplexes Panorama des Thema zu zeigen. Wahrscheinlich ist diese Komplexität für die Mehrzahl der Leser verwirrend, der eine Behandlung lieber wäre, die sich enger an das Thema Arbeiterschaft und nationale Frage hielte, ohne so viele Nebenbetrachtungen anzustellen (Lliga, einzelne Parteien, einzelne Biographien, einzelne Streiks), die zwar eine globale Übersicht der Geschichte Kataloniens in der untersuchten Zeitspanne vermitteln, die aber gleichzeitig das Buch in ein schwer zu durchdringendes Dickicht verwandeln. Ohne Zweifel hat Nagel in seinem Buch gezeigt, daß der katalanische Nationalismus keine einheitliche Strömung war, sondern daß über Alleinvertretungsansprüche hinaus große Unterschiede zwischen Prat de la Riba oder Cambó (Lliga), Rovira i Virgili oder Alomar (UFNR) und Salvador Seguí (CNT) bestanden. Ebenso wird ersichtlich, daß die von Madrid aus geleitete Arbeiterpartei PSOE einen eigenständigen Weg der katalanischen Sozialisten nicht akzeptierte, was zur Folge hatte, daß der Sozialismus als Feind des Katalanismus galt.

Eines der wichtigsten Resultate, die man in Nagels Buch findet, besteht darin, daß die Arbeiterkultur im untersuchten Zeitraum keine Subkultur ausmacht, sondern sich in föderalistische, republikanische, katalanistische, anarchistische Inhalte eingliedert. Nagel spricht von der „geringen Abgrenzung des Proletariats" im Vergleich zu Mitteleuropa (S. 627).

Das Buch enthält ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 726–781) sowie einen Anhang über Periodika, Wahlen und Organisationen (S. 782–798), wohingegen man ein Namenregister vermißt.

Pedro Ribas

Drehscheibe Prag. Zur deutschen Emigration in der Tschechoslowakei 1933–1939. Hrsg. von Peter BECHER und Peter HEUMOS (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 75). – München: Oldenbourg Verlag 1992. 206 S.

Der vorliegende Sammelband faßt die Referate eines internationalen Kolloqiums zum Thema „Drehscheibe Prag. Deutsche Emigranten 1933 bis 1939" zusammen, das 1988 in München stattfand, veranstaltet vom Adalbert-Stifter-Verein in Zusammenarbeit mit dem Collegium Carolinum, dem Institut für Zeitgeschichte und der Münchner Stadtbibliothek. Es handelt sich hier um den ersten größeren „Länderbericht", wie sie bisher schon für Schweden, Frankreich, die Türkei, Großbritannien und die USA existierten, noch nicht aber für das böhmische Nachbarland Deutschlands – und die Herausgeber hoffen, damit „auf dem Weg zu einer umfassenden Darstellung des Exillandes Tschechoslowakei ein Stück voranzukommen".

Prag war einer der bedeutenden Fluchtpunkte der Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland, war Drehscheibe der Emigration für Menschen, die von hier aus in andere europäische Länder und nach Übersee weiterwanderten, war die erste Bleibe für etwa 20000 Flüchtlinge vor dem Naziterror in Deutschland und dann auch in Österreich. Mitbestimmend für die Emigranten, gerade in Prag Zuflucht zu suchen, waren u. a. die kurzen Fluchtdistanzen aus dem Einflußbereich des Naziregimes, die vergleichsweise liberalen Einreisebestimmungen und ein kulturell vertrautes und sprachlich leicht zugängliches Umfeld.

Über Grundbedingungen des Exils in der Tschechoslowakei informieren anschaulich die Beiträge von Werner Röder („Drehscheibe – Kampfposten – Fluchtstation. Deutsche Emigranten in der Tschechoslowakei") und von Květa Hyršlová („Die ČSR als Asylland. Historisch-politische Voraussetzungen"). Speziellen politischen Aspekten wenden sich die Referate von Martin K. Bachstein („Die Beziehungen zwischen sudetendeutschen Sozialdemokraten und dem deutschen Exil: dialektische Freundschaft") und Peter Becher („Kurt R. Grossmann und die Demokratische Flüchtlingsfürsorge") zu. Mit der jüdischen Emigration nach Prag und über Prag hinaus beschäftigt sich Fred Hahn („Gegner und Opfer des Nationalsozialismus als Emigranten aus den böhmischen Ländern nach Amerika"). „Soziale Aspekte der Emigration aus der Tschechoslowakei 1938–1945" schildert der Beitrag von Peter Heumos. Eine Untersuchung behandelt das Thema „Zuflucht in Großbritannien.

Zur Emigration deutschsprachiger Prager Wissenschaftler nach 1938" (Gerhard Hirschfeld). Und ein großer Teil der Referate befaßt sich auch in dieser Sammlung – vergleichbar mit den bisherigen Teildarstellungen des Exils in der Tschechoslowakei – dezidiert mit der künstlerischen und der literarischen Emigration: „John Heartfield und der Künstlerverein Mánes" (Jan M. Tomeš), „Kokoschka und Prag" (Heinz Spielmann), „Prag 1933 – Der Prager Kreis und die Emigration" (Margarita Pazi), „Zur Zusammenarbeit tschechischer und deutscher Schriftsteller in Prag in den dreißiger Jahren" (Květa Hyršlová), „‚Wie geht es euch? Was macht ihr?' Oskar Maria Graf in Prag und Brünn 1934–1938" (Thomas Kraft), „Johannes Urzidils Tätigkeit als Pressebeirat an der Gesandtschaft des Deutschen Reiches 1918–1934" (Gerhard Trapp) und „Stimmen aus Böhmen. Die deutschsprachige literarische Emigration aus der Tschechoslowakei in Großbritannien nach 1938: Rudolf Fuchs, Ernst Sommer und Ludwig Winder" (Jennifer A. Taylor).

Eine an Facetten reiche Darstellung des Exillandes Tschechoslowakei liege hier endlich vor, könnte man auf Grund der behandelten Themen meinen – doch trifft das nur bedingt zu. In ihrer Zusammenhanglosigkeit und zum Teil auch Beliebigkeit runden sich die Referate nämlich nicht zu der angestrebten Vorstufe einer „umfassenden Darstellung" (das tun noch am ehesten die grundsätzlichen Darstellungen von Werner Röder und Peter Heumos). Vielleicht wäre das aber wenigstens in Ansätzen gelungen, wenn nicht nur die Referate abgedruckt worden wären, sondern auch die sich ihnen anschließenden Diskussionen, auf denen ja bei Kolloquien in der Regel erst das eigentlich Wesentliche zur Sprache kommt.

Helmar Klier

REITER, Herbert: **Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA** (= Historische Forschungen, Bd. 47). – Berlin: Duncker und Humblot 1992. 391 S.

Asylrecht und Asylpolitik gehören seit den 70er Jahren zu den wichtigsten innenpolitischen Themen. Umso mehr kann eine Arbeit Aufmerksamkeit beanspruchen, die Entwicklung und Probleme des politischen Asyls im 19. Jahrhundert umfassend unter historischen Perspektiven untersucht. Die Florenzer Dissertation stellt die Situation der politischen Flüchtlinge, die aus politischen oder ideologischen Gründen ihren Wohnsitz wechseln mußten, und insbesondere der politisch Verfolgten, nicht jedoch der sog. Sozialflüchtlinge (S. 71) im Sinne der Kategorisierung von Otto Kirchheimer dar. Reiters Überblick über das Asylrecht und das Asylrechtsverständnis im 19. Jahrhundert zeigt den politischen Hintergrund der Entstehung des politischen Asyls als Teil eines umfassenden, auf der Idee der Privilegierung des politischen Straftäters basierenden Umdenkens auf dem Gebiet des politischen Strafrechts auf (S. 19). Nach den Revolutionen von 1830 setzte sich der Gedanke des politischen Asylrechts allmählich, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen, durch (S. 28 ff.). Das Recht anderer Staaten, Asyl zu gewähren, und der Grundsatz der Nichtauslieferung politischer Straftäter werden in der praktischen Asylpolitik in Europa von Einschränkung und Willkür geprägt. In Deutschland kann der Gedanke der privilegierten Behandlung des politischen Straftäters auch bei den Liberalen nur mühsam Boden gewinnen. Erst nach den Revolutionen von 1848/49 kann man von einer Regelung der Nichtauslieferung politischer Straftäter sprechen. Bemerkenswert ist auch die Haltung der Deutschen Nationalversammlung zur Flüchtlingsfrage. Das Parlament sah die Revolution als beendet an und sprach sich gegen eine Amnestie aus (S. 150).

Völkerrechtlich hat sich das politische Asyl erst Mitte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt. Innenpolitisch verband sich mit der Niederschlagung der Revolution eine Verschärfung des politischen Strafrechts. Das ursprünglich weitgefaßte politische Delikt wurde jetzt eingeengt. Das wirkte sich besonders auf dem Gebiet der Auslieferung aus, wo nur mehr bei „rein politischen" Delikten nicht ausgeliefert wurde, nicht aber bei den sog. „crimes connexes". Mit der belgischen Attentatsklausel von 1856, welche Attentate gegen ein Staatsoberhaupt weder als politisches Delikt noch als „crime connexe" anerkannte, wurde ein Höhepunkt der Einschränkung des politischen Straf-, Asyl- und Auslieferungsrechts erreicht, auch wenn in Europa zum Beispiel die Schweiz und England sich weigerten, diesen Weg mitzugehen. „Die Gewährung des politischen Asyls war ihrer rechtlichen Basis nach nie mehr als ein humanitäres Zugeständnis, das jederzeit verweigert bzw. zurückgezogen werden konnte. Hier ist eine bis heute relevante grundsätzliche Problematik in der Asyldebatte angelegt." (S. 343).

Reiter kontrastiert die rechtliche und politische Realität des politischen Asyls im 19. Jahrhundert

mit dem vom Wunschdenken der Liberalen und Radikalen geprägten Mythos vom Anrecht auf Asylgewährung in den Ländern des europäischen Kontinents. Nur in den USA und England bestand im Vormärz aufgrund der Einwanderungs- und Niederlassungsfreiheit ein Recht auf Asyl.

Die politische Emigration von 1849 und danach mußte sich zwangsläufig ebenfalls auf die angelsächsischen Länder als einzige Zufluchtsstätten konzentrieren. Mit dem „Revolutionstrauma" der europäischen Regierungen fielen die Ansätze eines veränderten Asylrechtsverständnisses von 1848 dem politischen Klimawechsel zum Opfer. Die Furcht vor dem Umsturz durch die in England und anderwärts lebenden Emigranten war freilich auch Produkt eines Mythos: Angesichts der Spaltung der politischen Emigranten, von Reiter ebenfalls sehr differenziert und aufschlußreich dargestellt, erscheint die angebliche Bedrohung aus dem Ausland als Ausdruck von fiktiven oder aufgebauschten Darstellungen der Geheimpolizei.

Die kontinentaleuropäische Flüchtlingspolitik nach 1849 bot den politischen Flüchtlingen – eine kleine Minderheit Privilegierter ausgenommen – keinen Raum. Sie lief darauf hinaus, die Flüchtlinge, wenn nicht zurückzuschicken, so jedenfalls ins Ausland, d. h. vor allem nach England oder in die USA zu vertreiben. Diesen Zwecken dienten auch internationale Abkommen. In der Praxis war z. B. auch in der Schweiz das Asyl einer Reihe von Einschränkungen unterworfen (S. 238 ff.). In der nachrevolutionären Reaktionszeit fielen Asylrecht und Asylpraxis auf das vormärzliche Niveau zurück. Die Flüchtlingsbewegungen, namentlich nach den USA, sind, wie Reiter überzeugend begründet, stark durch die resignative Haltung gekennzeichnet, etwa bei den Flüchtlingen aus Baden, Bayern und Sachsen (S. 255), die Revolution als endgültig gescheitert anzusehen. Ein Überblick über die Situation der deutschen Flüchtlinge in England und in den USA macht deutlich, daß auch ihre publizistisch-agitatorische Wirkung vergleichsweise gering war. „Die Periode aktiver Exilpolitiker endete 1852/53. Als politische Gruppen existierten die Revolutionsflüchtlinge nach diesem Zeitpunkt nicht mehr." (S. 333). Erst aufgrund von Amnestien der 1860er Jahre konnten sie nach Deutschland zurückkehren. Der nach den USA geflohene Revolutionär wurde allerdings in der Literatur eine populäre Figur oder blieb, wie der Heckerkult zeigt, in gewisser, sehr abgeschwächter Weise, auch politisch präsent.

Eine so weitgespannte und die Fülle des Stoffes souverän meisternde Arbeit wie diese erleidet bedauerlicherweise das Schicksal vieler wissenschaftlicher Arbeiten. Im Jahre 1988 im wesentlichen abgeschlossen, aber erst 1992 gedruckt, wird sie – so will es der Literatur- und Rezensionsbetrieb der Gegenwart – wohl nicht vor dem Jahre 1994 rezensiert. In der Zwischenzeit sind bereits weitere Arbeiten aus dem Umfeld, zu Einzelproblemen oder zu weiterführenden Aspekten erschienen. Auf dem Hintergrunde dieser ausgezeichneten historischen Analyse wird deutlich, daß – wie im 19. Jahrhundert – nach wie vor nach dem Völkergewohnheitsrecht jeder Staat auf seinem Territorium tun darf, was er will, es sei denn, daß Rechte anderer Staaten oder Völkerrecht verletzt würden, daß es kein völkerrechtliches subjektives Recht auf Asyl gibt und lediglich der Grundsatz des nonrefoulements, das Gebot der Nichtauslieferung politischer Flüchtlinge, heute völkerrechtliche Qualität hat (Art. 33 Nr. 1 Genfer Flüchtlingskonvention 1951 u. a.), der auch die Nichtunterzeichnerstaaten der Konvention bindet. Reiters Arbeit würde nicht nur bei Historikern, sondern auch bei anderen wissenschaftlichen Disziplinen noch größeres Interesse beanspruchen können, hätte er etwas umfassender die Ergebnisse auf dem Gebiet der Rechts- und Politikwissenschaften mit einbezogen. Hannah Arendt hat (in: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, 1955) gezeigt, wie die Verwandlung von Flüchtlingen in Staatenlose später den Zusammenbruch des Asylrechts bedeutet – mit allen außen- und innenpolitischen Konsequenzen. Aus der rechtswissenschaftlichen Literatur sei das große Werk von Hans Ingo von Pollern „Das moderne Asylrecht" (1980) erwähnt, in welchem die dort dargestellten Grundzüge des historischen Asylrechts für das Verständnis des heutigen völkerrechtlichen Asylrechts unerläßlich sind. Hier findet sich auch die wesentliche rechtsgeschichtliche und historisch geprägte rechtswissenschaftliche Forschungsliteratur, von der Reiter aus seiner Perspektive nur zum Teil Gebrauch gemacht hat. Unter den Arbeiten, die von Reiter bis zur Drucklegung nicht berücksichtigt werden konnten, sei für die Schweiz z. B. auf Marc Vuilleumier, „Flüchtlinge und Immigranten in der Schweiz. Ein historischer Überblick", 1989, verwiesen.

Albrecht Götz von Olenhusen

WATLIN, Alexander: **Die Komintern, 1919–1929. Historische Studien.** Mit einem Vorwort von Fridrich I. FIRSOW (= Studien zur Geschichte der Komintern, Bd. 1). – Mainz: Decaton 1993. 192 S.

Mit der vorliegenden Publikation des jungen russischen Historikers Alexander Watlin hat der Decaton-Verlag den ersten Band seiner Reihe „Studien zur Geschichte der Komintern" vorgelegt. Er umfaßt neben einem Vorwort des Moskauer Kominternforschers Fridrich Firsow zehn Aufsätze zu verschiedenen Aspekten des Wirkens der Komintern, die sich in zwei Gruppen unterteilen lassen: 1919–1925 (Aufsätze 2–5) und 1926–1928/29 (Aufsätze 6–10). Einige der Aufsätze wie auch das Vorwort von Firsow sind bereits in Watlins russischer Aufsatzsammlung „Komintern: Pervye desjat' let" (Moskau 1993) und in deutscher Sprache zum größten Teil schon andernorts erschienen.

Der einleitende Aufsatz, der die Entwicklung der Vorstellungen Lenins von der Weltrevolution anhand seiner Werke der „Vor-Komintern-Zeit" nachvollzieht, fällt aus dem Rahmen dieser Aufsatzsammlung. Er bringt keine neuen Erkenntnisse, sondern erinnert an die in der sowjetischen Historiographie übliche Aneinanderreihung von Lenin-Zitaten, mit der sich die Autoren ideologisch unangreifbar machen wollten. Der zweite Aufsatz, der die den Zeitraum 1919–1925 umfassende Gruppe einleitet, stellt zweifellos den besten Aufsatz dieser Sammlung dar. Er beschäftigt sich mit der Tätigkeit des Westeuropäischen Sekretariats der Komintern und dessen Leiter „Genosse Thomas" im Deutschland der frühen 20er Jahre. Im Zentrum steht die Aufklärung der Verbindungen der Komintern zu den verschiedenen in Deutschland tätigen Tarnorganisationen, deren Zweck die Entfachung der proletarischen Revolution in Deutschland war und zu deren Realisierung der KPD mehrere Millionen Mark von russischer Seite zur Verfügung gestellt wurden. Diese Gelder verschwanden mangels Kontrolle zum Teil spurlos, was dann auch zu einer Untersuchung des Finanzgebarens von „Thomas" und seiner schließlichen Amtsenthebung führte. Der Aufsatz ragt unter den anderen deshalb heraus, weil er nicht nur neue Forschungsergebnisse aus Moskauer Archiven präsentiert, sondern auch die zahlreichen bereits vorhandenen Informationen, die über zahlreiche Quellen und Forschungsarbeiten verstreut sind, zusammenträgt und auf ihre Kohärenz überprüft. Hätte sich der Verlag die Mühe gemacht und sich an die IWK oder den Co-Autor Markus Wehner gewandt, der aus unerfindlichen Gründen in die Fußnoten verbannt wurde, dann hätten noch einige weiterführende Informationen von Udo Vorholt über den „Genossen Thomas" mit in das Buch aufgenommen werden können [vgl. IWK, 29. Jg. (1993), H. 3, S. 413–415].

Der dritte Aufsatz, der das Verständnis der Einheitsfronttaktik in der russischen KP zum Thema hat, macht deutlich, wie das Selbsterhaltungsinteresse des sowjetischen Staates zu Beginn der 20er Jahre immer stärker die Definition und konkrete Anwendung der herrschenden Linie bestimmte. Anhand der Einheitsfronttaktik wird sichtbar, wie die Interessen der europäischen Arbeiterklasse mal offensiv vertreten, mal offen fallengelassen wurden – je nachdem, wie die Situation, sprich: das staatliche Interesse der Sowjetunion, es erforderte.

Im vierten Beitrag geht es um die Auseinandersetzungen mit den sog. „Ultralinken" in der KPD, die nach dem Scheitern des „deutschen Oktober" 1923 die „rechte" Führung um Brandler und Thalheimer ablösten. Die Handschrift des Co-Autors Theodor Bergmann, der ebenfalls nur in der Fußnote genannt wird, ist überdeutlich zu spüren. Das Ergebnis ist eine einseitige Darstellung der Auseinandersetzungen in den Spitzen von Komintern und KPD über die Ursachen des gescheiterten Revolutionsversuchs in Deutschland und der sich anschließenden Suche nach den vermeintlich Schuldigen. Die „Rechten" werden allein als Opfer der putschistischen Linken dargestellt. Zudem seien sie die einzigen „realistischen" Kräfte in der KPD bzw. KPdSU gewesen. Dies stellt im übrigen die Botschaft sämtlicher Aufsätze dar. Diese Sicht hat leider wenig mit den damaligen Realitäten zu tun, da die Tatsache, daß zentrale ideologische Verblendungen von allen Fraktionen geteilt wurden, ignoriert wird.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn Watlin im folgenden Beitrag, der sich dem Verhältnis von KPdSU und Komintern widmet, die Stalin-Bucharinsche Mehrheit des ZK im Herbst 1924 in der Kontroverse um den „Aufbau des Sozialismus in einem Lande" als Vertreter der Vernunft auftreten läßt (S. 93). Zudem werden hier Trotzki-Stereotype präsentiert, die an bis in die jüngste Vergangenheit wiederholte Qualifizierungen Trotzkis als des eigentlich Schuldigen am Stalinismus erinnern.

Die letzten fünf Aufsätze umfassen die Jahre 1926 bis 1928/29. Thematisch kreisen sie allesamt um die Machtkämpfe in den Führungen der Komintern bzw. KPdSU. Diese Konflikte werden hier an den Fragen des Anglo-russischen Komitees der Gewerkschaften, an den Wiener Unruhen von 1927 sowie an den Tätigkeiten Jules Humbert-Droz' und Bucharins in der Komintern exemplifiziert und

kommen – abgesehen von den konkreten Besonderheiten – über die Wiederholung der Lobpreisungen der „Rechten", insbesondere Bucharins, nicht hinaus. Auch hier werden die Moskauer Archivfunde nicht an den aktuellen Forschungsstand angebunden und der Leser im unklaren gelassen, was wirklich neu ist. Dies ist eine – bis auf den „Thomas"-Aufsatz – durchgehende Schwäche des Buches, die das Lesen nicht gerade erleichtert, da der Autor fast nur Dokumente sprechen läßt und das Nachdenken dem Leser überläßt.
So begrüßenswert es ist, daß es Verlage gibt, die russischen Historikern, jungen zumal, in Deutschland Veröffentlichungsmöglichkeiten bieten, so wünschte man sich doch ein gerüttelt Maß mehr an Sorgfalt. Sowohl die häufigen Druckfehler, als auch vor allem die schlechte Qualität der Übersetzung mit zum Teil einfach keinen Sinn ergebenden Passagen, machen die leider wenig anregend geschriebenen Aufsätze zu einer mühevollen Lektüre.

Ralf Zwengel

Kommunisten verfolgen Kommunisten: Stalinistischer Terror und „Säuberungen" in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren (= Beiträge des internationalen wissenschaftlichen Symposions an der Universität Mannheim „‚Weiße Flecken' in der Geschichte des Weltkommunismus – Stalinistischer Terror und ‚Säuberungen' in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren" vom 22. bis 25. Februar 1992; veranstaltet vom Lehrstuhl für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte der Universität Mannheim und vom Arbeitsbereich IV – DDR-Geschichte im Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung). Hrsg. von Hermann WEBER und Dietrich STARITZ in Verbindung mit Siegfried BAHNE und Richard LORENZ. – Berlin: Akademie Verlag 1993. 576 S.

Die in diesem Sammelband zusammengefaßten Beiträge zum stalinistischen Terror und zur Gesamtproblematik der „Säuberungen" innerhalb der kommunistischen Parteien vermitteln einen ersten und umfassenden Einblick in den aktuellen Stand der jüngsten Stalinismus-Forschung. Vorgelegt wurden diese Beiträge auf dem u. a. vom Lehrstuhl für Politikwissenschaft und Zeitgeschichte der Universität Mannheim organisierten internationalen wissenschaftlichen Symposion „‚Weiße Flecken' in der Geschichte des Weltkommunismus – Stalinistischer Terror und ‚Säuberungen' in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren". Die Diskussionen über die einzelnen Beitrage sind hier leider nicht abgedruckt (vgl. den Tagungsbericht von Markus Wehner in: IWK, Jg. 28 (1992), H. 1, S. 92–96), was auch deshalb zu bedauern ist, weil die Herausgeber in ihrem Vorwort darauf hinweisen, daß die unterschiedliche und oft gegensätzliche Einschätzung von Fakten erkennen läßt, „daß die Wertungen auch bei Kenntnis neuerer Materialien kontrovers bleiben" werden (S. 16). Dies gilt auch und besonders für die Einschätzung der Person Stalins, für die Frage nach Kontinuitäten vom Leninismus zum Stalinismus, für die Rolle der Ideologie des Marxismus-Leninismus und für die Eigendynamik der „Säuberungen". Dabei setzen sich nicht alle Beiträge direkt mit der Problematik der „Säuberungen" auseinander, verdeutlichen allerdings typische kommunistische Strategien und Verhaltensweisen und tragen deshalb erheblich zum Verständnis der „Säuberungen" selbst bei.
Der Band ist in drei Themenblöcke gegliedert, wobei der erste Komplex, der sich mit den stalinistischen „Säuberungen" der dreißiger Jahre beschäftigt, sich zusätzlich in vier Blöcke unterteilt. In diesen wird dem Verhältnis zwischen KPdSU und Komintern, der Entwicklung in einzelnen kommunistischen Parteien, dem exemplarischen Beispiel der KPD und den Aspekten „der politischen und literarischen ‚Verarbeitung' der Moskauer Prozesse" nachgespürt. Vorangestellt ist allen Beiträgen die kenntnisreiche Einleitung des Moskauer Historikers Alexander Watlin (Bolschewismus – Ideologische Wurzeln des Terrors). Watlin sieht dabei die Wurzeln in der Ideologie des Bolschewismus selbst, der von Anfang an totalitäre Züge aufgewiesen habe. Die Schlüsselbegriffe in seinem Beitrag sind deshalb auch „Bolschewismus", „Leninismus", „Stalinismus" und „Terror". Die inhaltliche Verknüpfung dieser Termini erfolgt durch die Tatsache, daß im Begriff „Bolschewismus" der „Leninismus" „als wesentliche theoretische und praktische Säule der Machtausübung in den ersten Jahren Sowjetrußlands" enthalten ist. (S. 22) „‚Stalinismus' ist [...] ein System mehr des totalen Terrors und der gesellschaftlichen Degradierung im Namen der industriellen Modernisierung des Landes als im Namen der Verwirklichung der utopischen Weltrevolutionspläne. ‚Stalinismus' ist auch mehr als unbegrenzte Herrschaft der Bürokratie, der Apparate." (S. 22) Für Watlin ist „Stalinismus" die Fortsetzung und Degenerierung der bolschewistischen Revolution, denn die

stringente Verbindungslinie zwischen „Bolschewismus" und „Stalinismus" führt seiner Meinung nach über den „Terror". Zwar räumt er ein, daß die bolschewistische und die stalinistische Gesellschaft zu unterscheiden sind, weil auch die gesellschaftlichen Realitäten unterschiedlich waren. „Der Stalinismus wurde nur zu einer Variante in der Weiterentwicklung und im Untergang des Bolschewismus, aber er war eine Variante, die sich im politischen Kampf durchsetzen konnte. Davon muß man ausgehen, wenn man behauptet, daß der ‚Stalinismus' – sowohl ideologisch als auch politisch – ein Teil des ‚Bolschewismus' blieb. Sein Kernbestandteil war weiterhin die leninistische Lehre über die Allmächtigkeit der aufgeklärten Gesellschaftssteuerung [...]" (S. 22 f.).

Auf diese Zusammenhänge verweist Watlin zu Recht und rückt damit die Person Lenins ins Zentrum der Betrachtungen. Lange wurde übersehen und auch von der Person Stalins verdeckt, daß die aus den Begriffen „proletarische Revolution – Bürgerkrieg – Gewalt – Terror" bestehende Kausalkette ein fester Bestandteil innerhalb Lenins Sozialismuskonzept war. Den Terror verstand er dabei als ein legitimes Element im Bürgerkrieg, setzte es allerdings häufiger als verbales und ideologisches Abschreckungsmittel gegenüber dem „Klassenfeind" ein. „Doch muß der Begriff ‚Terror' weiter gefaßt und nicht nur auf die physische Vernichtung der politischen Gegner bezogen werden. Der bolschewistischen Diktatur war ständiger ideologischer Terror immanent [...]" (S. 23). Ähnlich verhält es sich auch mit dem Begriff „Säuberung", der seit 1920 zum Wortschatz der kommunistischen Organisationslehre gehörte. „Ursprünglich [...] ein innerparteiliches Organisationsinstrument, das eine ganze Reihe gegeneinander abgestufter organisatorischer und disziplinarischer Maßnahmen beinhaltete, wurde es mit der Errichtung der Diktatur der marxistisch-leninistischen Partei sowohl nach der passiven als auch nach der aktiven Seite hin im gesamten sozialen und politischen Kontext angewandt. Insbesondere folgt daraus auch die Praxis, innerparteiliche Willensbildungsprozesse mit den legislativen und exekutiven Mitteln des Staates zu steuern" (S. 402). Der Unterschied zwischen Lenin und Stalin liegt nach Auffassung Watlins in der grundsätzlich anderen Zielkonzeption beider. „Lenin war von der Idee des Aufbaus einer prinzipiell neuen Gesellschaft besessen, bei Stalin hingegen ging es um die Sicherung seiner Alleinherrschaft und um die Erweiterung seiner Macht" (S. 24). Einen direkten Vergleich zwischen beiden hält Watlin deshalb auch für unzweckmäßig, schon gar nicht auf der Basis einer Opferdiskussion. Für die Bolschewiki war Terror ausschließlich ein Mittel zur Zersetzung der Staatsmacht. Als sie diese dann selbst besaßen, wurde das Konzept umgekehrt und der Terror zum legitimen Mittel der Vernichtung der Demokratie und zur Rettung der Revolution. „Als der Terror sich einmal als erfolgreiches Instrument gegen ‚offene' Feinde erwiesen hatte, waren die Bolschewiken in Versuchung geführt, ihn auch für den Zusammenschluß ihrer eigenen Reihen zu instrumentalisieren" (S. 31). Dieser Versuchung konnte insbesondere Stalin nicht widerstehen. „Terror" und „Säuberungen" bekamen eine zentrale Bedeutung für die Disziplinierung von Anhängern und Funktionären. Die Herrschaftsausübung insgesamt basierte auf Terror, und auch die kommunistischen Parteien wurden zu Maschinen, zu hermetischen Menschenfallen.

Der These vom kontinuierlichen Verlauf der Entwicklung des Terrorsystems widerspricht Steinberger (Zu den Hintergründen der Säuberungen) in seinem Beitrag vehement, denn er unterstellt Watlin unzutreffende Prämissen. Dabei begeht er selbst den Fehler, mit Unterstellungen zu arbeiten. Er überspitzt bewußt die Aussage Watlins von einem einheitlichen und kontinuierlichen Entwicklungsprozeß des staatlich gelenkten Terrors, „der sich auf alle Perioden der Sowjetgeschichte" (S. 55) erstreckte, und baut darauf sein eigenes Gedankenkonstrukt auf. Sicherlich ist ihm beizupflichten, daß das Stalinsche System für sich allein genommen einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der sowjetischen Gesellschaft darstellte. Aber bei der Lektüre des Steinbergerschen Beitrages kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß die Person Stalins dämonisiert wird, um Lenin zu schützen und rein zu erhalten.

Ohne auf alle Beiträge einzugehen, muß festgehalten werden, daß hier neues Material sowohl über den Umfang der „Säuberungen" wie über die Verhaltensweisen von Verfolgern und Verfolgten vorgelegt wird. Ebenso werden die Auswirkungen der „Säuberungen" bei der Entstehung und Entwicklung der Satellitenstaaten, insbesondere der DDR, in die Überlegungen einbezogen. Der zeitliche Rahmen des Sammelbandes erstreckt sich somit weit über das Zentrum der „Säuberungen" in den dreißiger Jahren hinaus, thematisiert die Nachkriegszeit und auch die poststalinistische Ära.

Die bereits im Titel des Bandes deutlich werdende (Selbst-)Beschränkung auf einen Teilaspekt der stalinistischen Verfolgungen ergibt sich dabei zwangsläufig aus dem Gesamtkomplex des Terrors.

Da gerade die kommunistische Bewegung selbst wie keine andere Massenbewegung des 20. Jahrhunderts von der Vernichtung der inneren „Feinde mit Parteibuch" betroffen war, macht die getroffene Beschränkung verständlich. Es ist ohnehin schwer genug, eine derart große Zahl (immerhin über achtzig Teilnehmer) von kompetenten Forschern auf gemeinsame Fragestellungen festzulegen, und es ist immer problematisch, alle Komplexe abzuarbeiten und die aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Die Herausgeber weisen darüber hinaus eindringlich auf das Ziel der Tagung und dieses Sammelbandes hin: „einen internationalen Austausch über die seit dem Umbruch in Osteuropa neuen Forschungsmöglichkeiten einzuleiten [...] Darüber hinaus hatten die Veranstalter gehofft, bei der Zusammenkunft einen internationalen Verbund anregen zu können, in dessen Rahmen Projekte abgestimmt und mit dessen Hilfe Archive gesichert und ihre Bestände erschlossen werden sollten." (S. 18) Dieses Streben wurde noch durch die „Mannheimer Erklärung" konkretisiert, denn sie ist als Willenserklärung einer internationalen Initiative zur Sicherung, Erschließung und Erforschung der einschlägigen Archive, vor allem des umfangreichen Kominternarchivs zu verstehen. In diesem Zusammenhang ist diese Tagung und damit auch der voluminöse Sammelband als ein erster Schritt zur Verifizierung bisher gut begründeter Annahmen über die Ursachen, Ziele und Ergebnisse des stalinistischen Terrors anzusehen.

Anhand der hier abgedruckten 36 Beiträge lassen sich bereits jetzt einige weitreichende Schlußfolgerungen ziehen, obwohl die quellennahe Aufarbeitung erst am Anfang steht und es noch einige Zeit dauern wird, bis umfangreiche Gesamtdarstellungen vorliegen werden. „Es zeigt sich zum einen, daß bereits in den innerkommunistischen ‚Säuberungen' der zwanziger Jahre die formalen Verfahren, ideologischen Argumentationsmuster und individuellen Verhaltensweisen ausgeprägt werden, die für die blutigen Verfolgungen in den dreißiger Jahren in der Sowjetunion und dann Ende der vierziger / Anfang der fünfziger Jahre auch in den sogenannten Volksdemokratien charakteristisch werden sollten." (S. 16)

Auf dieses Strukturelement stalinistischer Repression und Vernichtung gehen zahlreiche Autoren ein. Bayerlein (Vom Geflecht des Terrors zum Kartell des Todes?) spricht dabei zutreffend von einer Art „‚Clone' der Repression" (S. 105), die einem beliebig übertrag- und kopierbaren Grundmuster folgt und mit den jeweils gewünschten, unterschiedlichen Inhalten gefüllt werden konnte. „Zum zweiten wird auch deutlich, daß schon die ‚Säuberungen' der zwanziger Jahre Anteil am Entstehen eines Typus des kommunistischen Funktionärs hatten, der sich freiwillig unterordnete, [...] der schließlich die Parteidisziplin über alles stellte – so, als gehöre er einem strengen Orden an." (S. 16) Beide Elemente zusammen ergaben schließlich eine recht eigentümliche Täter-Opfer-Konstellation, aus der heraus sich immer neue „Fälle" mit häufig tödlicher Konsequenz reproduzierten. Die „‚eherne Logik' jener innerparteilichen ‚Kontrollmaschine', die um Parteimitglieder und Funktionäre einen Beobachtungs-, Registrier- und Dressurapparat aufgebaut" (S. 245) hatte, entwickelte eine Interdependenz zwischen terroristischem Chaos und bürokratischer Herrschaftslogik, aus der zwangsläufig ein permanentes Angsttrauma entstehen mußte.

Die Ausformung zur „Partei-Maschine" trifft dabei, und dies wird aus zahlreichen Beiträgen überdeutlich, nicht nur auf die KPdSU und die KPD, als größte Sektion nach der KPdSU innerhalb der Komintern, zu, sondern auf alle kommunistischen Parteien. Zu unterscheiden ist dabei nur die Art und Weise der Repressionen, denn außerhalb der Sowjetunion konnte der Terror selten mit unerbittlicher Gewalt ausgeführt werden. Lange war es nur in der Sowjetunion möglich, der Parteilinie rigoros zu folgen, d. h. „Abweichler", „Versöhnler" und „Trotzkisten" physisch zu vernichten, weil Staats- und Parteimacht kongruent waren. Die grausame Möglichkeit, die „Säuberungen" auch auf die nichtsowjetischen Parteien auszudehnen und diese auf „Linie" zu bringen, ergab sich erst nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus. Zwar waren auch vorher „Säuberungen" an der Tagesordnung, denn sie waren eine bindende Verpflichtung für die nationalen Sektionen der Komintern, aber nur in den seltensten Fällen nahmen sie einen tödlichen Ausgang. Erst mit dem Zustrom von Emigranten in die Sowjetunion eröffnete sich für die Komintern die Möglichkeit, aktiv in die Emigrationsverfahren einzugreifen. Dies war die Rolle der Komintern, eine Rolle, die bis heute häufig völlig anders interpretiert und bewertet wird. Die Komintern spielte nicht mehr den Part des Direktiven- und Geldgebers, sondern sie machte direkte Kaderpolitik in den Exilparteien. Dies bedeutete nicht nur, daß das einst vorhandene Bemühen um realitätsbezogene Analysen zugunsten aufgezwungener, wirklichkeitsfremder stalinistischer Dogmen und Schemata aufgegeben wurde, sondern auch, daß die Kaderpolitik jetzt ausschließlich durch Komintern und NKWD betrieben wurde.

Der Aufsatz von Peter Huber (Die Ermordung des Ignaz Reiss in der Schweiz (1937) und die Verhaftung dissidenter Schweizer Spanienkämpfer durch den Geheimapparat der Komintern) legt dafür beredetes Zeugnis ab, denn er offenbart, wie perfide die Methoden von Komintern und NKWD waren und wie weit ihre Macht tatsächlich reichte. Im Endeffekt führte dies aber dazu, daß der gesamte Kominternapparat funktionsunfähig wurde, weil alle Emigranten zu Verdächtigen erklärt wurden, zu Geiseln und potentiellen Opfern. Aber nicht nur die Komintern, sondern auch andere Organisationen wie die „Internationale Rote Hilfe" (IRH), einst eine Hilfsorganisation zur Unterstützung von revolutionären Kämpfern, degenerierten zu Helfern der „Säuberung". Carola Tischler zeichnet diese Wandlung der IRH in ihrem Beitrag (Vom Helfer zum Verräter? Reaktionen der Internationalen Roten Hilfe auf die Massenverhaftungen deutscher Emigranten in der Sowjetunion 1936 bis 1938) exemplarisch nach. Das Zusammenspiel von Komintern und NKWD wird gerade auch am Beispiel der KPD bzw. der in die Sowjetunion emigrierenden KPD-Mitglieder deutlich. Reinhard Müller (Permanenter Verdacht und „Zivilhinrichtung". Zur Genesis der „Säuberungen" in der KPD) belegt in überzeugender Weise, daß es eine Kontinuität der Überwachungs- und Überprüfungspraxis gab, die bis weit in die Weimarer Republik zurückreichte und die offensichtlich unverändert auch für die Zeit nach 1950 angewendet wurde. Ein Kartell aus KPD, KPdSU und Komintern, institutionell und personell mit dem NKWD verbunden, praktizierte bis 1950 eine gnadenlose Praxis, welche in der SBZ/DDR geleugnet und bestritten wurde. Während in der SBZ/DDR bereits wieder Sozialdemokraten verfolgt und der Repression ausgeliefert wurden, behinderte die SED die Rückführung der Opfer des stalinistischen Terrors oder verweigerte die Aufklärung über den Verbleib zahlreicher deutscher Emigranten in der Sowjetunion (vgl. dazu den Beitrag von Peter Erler: Die Rückführung deutscher Opfer des Stalinismus aus der UdSSR und ihre Eingliederung in das gesellschaftliche Leben der SBZ/DDR). Wie Hermann Weber (Schauprozeß-Vorbereitungen in der DDR) in der bekannt souveränen Manier darlegt, wurde in der DDR, wie in den anderen Volksdemokratien auch, bereits wieder an Schauprozessen gearbeitet, was beweist, daß die Repression dem stalinistischen System immanent war. „Das parteiamtliche Bestrafungsritual wurde zumeist zweimal aufgeführt, als klandestine Verfolgung und als öffentliche Verurteilung des Häretikers." (S. 252) Das politisch-ideologische Disziplinierungsinstrumentarium der „Reinigung" und „Kontrolle" kam hauptsächlich wegen der permanenten Feindsuche periodisch immer wieder zum Einsatz. Die dichotomische Lagermentalität machte die administrative „Liquidierung" des ideologischen Widerspruchs und der politischen Devianz unumgänglich. Seitdem dieser Weg von den Bolschewiki beschritten worden war, wurde der Terror zum alleinigen Mittel der Herausbildung disziplinierter Kader.

Die Forschungslage zum gesamten Themenkomplex „Säuberung" hat sich, aufgrund der Öffnung der Archive vor knapp zweieinhalb Jahren, entscheidend verändert. Es ist zu erwarten, daß in den nächsten Jahren weitere wichtige Erkenntnisse aus den Archiven zu Tage gefördert werden, gerade auch durch die angeregte Initiative. Dieser Sammelband ist dabei eine erste Bestandsaufnahme und, bei aller intellektuellen Brillanz, die z. T. in den Aufsätzen enthalten ist, nur eine Momentaufnahme, denn die „Stalinismus"-Forschung eilt weiter durch die Archive und verifiziert eifrig ihre alten Annahmen. Daß es dabei zu allerlei wissenschaftlichen Kontroversen und zu unterschiedlichen Gewichtungen von Sachverhalten kommen wird, ist notwendig und wichtig, denn dem Wissenschaftsbetrieb inhärent.

Andreas Wolf

GOTOVITCH, José, Pascal DELWIT und Jean-Michel DE WAELE: **L'Europe des communistes** (= Questions au XX^{e} siècle). – Brüssel: Editions complexe 1992. 352 S.

Zwar schreiben die drei Autoren in der Einleitung zu dieser knappen Gesamtdarstellung des westeuropäischen Kommunismus (der Titel ist nicht exakt, denn Osteuropa kommt, auch für die Zeit vor 1945, praktisch nicht vor), dies wäre nicht die erste und auch eine ganz und gar nicht originelle. Dennoch muß man sagen, daß sich das Ergebnis der drei an der Brüsseler Universität lehrenden Zeithistoriker bzw. Politologen durchaus sehen lassen kann. In diesem für eine populäre Geschichtsreihe geschriebenen Taschenbuch wird knapp und gedrängt, aber mit Blick auf das Wesentliche, die Entwicklung der kommunistischen Parteien von ihren Ursprüngen in der Linken der Zweiten Internationale vor 1914 (die Rolle der revolutionären Syndikalisten gerät hier leider zu sehr in den Hintergrund) über die Kominternphase,

die Zeit des Kalten Kriegs und des Kominform, die Entstalinisierung, die 68er Ereignisse, den Eurokommunismus bis hin zum Epochenjahr 1989 (nach dessen Ereignissen der Kommunismus „das Jahr 2000 nicht mehr überschreiten wird" – so auf S. 11) beschrieben.

Positiv hervorzuheben ist, daß die Autoren sich nicht auf die großen und bekannten Parteien wie etwa die KPD (vor 1933), KPF und KPI beschränken, sondern bei aller Schwerpunktsetzung auch die weniger bekannten nationalen Organisationen heranziehen. So führen sie etwa als Beispiel für die Säuberungen nach 1947 den Ausschluß des Generalsekretärs der norwegischen KP, Peder Furubotn, an. Dadurch wird ihre Darstellung zu einer wirklichen „Gesamtschau", die zeigt, wie sich die generelle Entwicklung in den einzelnen Parteien konkret durchgesetzt hat. Ein knapper Anmerkungsapparat, der nur das Wichtigste nachweist, und eine Bibliographie, die fast nur französischsprachige Monographien und Aufsätze aufführt, schließen mit einer Chronologie das Buch ab.

Sicherlich sind die Zeiten nach 1989 geeigneter dafür, eine Geschichte des Kommunismus zu schreiben, die nicht mehr im wesentlichen auf unmittelbaren politischen Fragestellungen und Wertungen beruht, was ja fast schon das Wesen der bisherigen Historiographie zu diesem Thema ausmachte. Der von ihnen verfolgte Ansatz, der an die „frankophone" Diskussion anknüpft, wie sie in der an der Universität Nanterre herausgegebenen Zeitschrift „Communisme" oder nicht zuletzt in der von ihnen selbst wesentlich gestalteten Arbeitsgruppe zur Geschichte und Soziologie des Kommunismus an der Universität Brüssel geführt wird, besteht in der Klärung der „Identität" der Kommunistischen Parteien nicht nur als Repräsentanten der Politik „Moskaus", sondern ebenso als Ausdruck gesellschaftlicher Kräfte. Dies zu betonen ist zwar richtig, kann aber auch zu Idealisierungen der Parteien führen, womit dann die von ihnen verfolgte Politik mit ihrer gesellschaftlichen Basis und Verwurzelung, mit den Motiven ihrer Mitglieder verwechselt wird. Doch die Klärung der verschiedenen Faktoren, die nun genau den Charakter der kommunistischen Parteien bestimmen, wird zweifellos der zentrale Gegenstand der Forschungen und Diskussionen sein, die jetzt auf der Grundlage der sich langsam öffnenden Archive auf einer gesicherten Basis durchgeführt werden können.

Insgesamt ist das Buch der drei Autoren ein empfehlenswerter Überblick, mit dem sie im übrigen einen ersten Versuch für eine geplante umfangreiche Darstellung vorlegen wollen.

Reiner Tosstorff

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Lexikon der Anarchie / Encyclopaedia of Anarchy / Lexique de l'anarchie. Hrsg. von Hans Jürgen DEGEN. – Bösdorf: Verlag Schwarzer Nachtschatten; Grundwerk: 1993. Loseblatt-Ausg., ca. 150 S.

Ein ehrgeiziges Unternehmen ist anzuzeigen, ein „Lexikon der Anarchie", geheftet in einem Ringbuchordner. Die erste Lieferung liegt mit ca. 150 Seiten vor. Geplant sind halbjährliche Ergänzungslieferungen von ca. 50 Seiten. Der Verlag hat sein ambitioniertes Programm so formuliert: „Das Lexikon der Anarchie will versuchen, für den deutschsprachigen Raum eine umfassende Darstellung aller Personen, aller Sachgebiete und aller Organisationen zu bieten, die in direktem oder indirektem Bezug zum Anarchismus standen oder stehen; soll zu einem Standardwerk anwachsen, das leicht aktualisierbar ist und verständlich abgefaßt sein wird; soll eine Quelle zum Nachforschen, Nachlesen und Informieren sein und als Arbeitsgrundlage über anarchistische Theorie und Praxis dienen."

Verschiedene Autoren haben an der ersten Lieferung mitgearbeitet, weitere Autoren sind zur Mitarbeit aufgerufen. Im einzelnen werden verschiedene Personen (so William Godwin, Emma Goldman, Peter Kropotkin), verschiedene Organisationen (so die Federación Anarquista Ibérica) und verschiedene Themen (Marxismus, Neoanarchismus, spanischer Bürgerkrieg) abgehandelt. Im Anhang findet sich u. a. ein Autorenverzeichnis sowie ein kombiniertes Personen-und Sachregister.

Die Anfertigung der Stichworte für die erste Lieferung erscheint eher zufällig. So fehlt eine Erläuterung des Begriffs „Anarchismus", so daß das Selbstverständnis des Herausgebers im Dunkeln bleibt. Weitere, für die Geschichte des Anarchismus zentrale Organisationen und Personen fehlen. Man muß also auf die nächsten Lieferungen warten.
Naturgemäß ist die Qualität der jetzt vorliegenden Beiträge höchst verschieden. Auf das Wesentliche konzentriert ist der Beitrag über den spanischen Bürgerkrieg von Walther L. Bernecker. Höchst informativ und differenziert liest sich der Artikel über Neoanarchismus, worunter die antiautoritäre Studentenbewegung verstanden wird, die sich weitgehend unabhängig vom alten Anarchismus entwickelt hat. Man darf auf die nächsten Lieferungen neugierig sein.

Peter Lösche

Christoph Wieprecht (1875–1942). Ein christlicher Arbeiterschriftsteller. Kleine Werk-Anthologie mit Verzeichnung des Wieprecht-Nachlasses im Fritz-Hüser-Institut. Hrsg. von Monika MÜLLER-AHLE (= Informationen 34/93). – Dortmund: Fritz-Hüser-Institut für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur 1993. 78 S.

Zu den Beständen des Fritz-Hüser-Instituts zählen 62 Nachlässe und Teilnachlässe von Arbeiterschriftstellern der letzten 120 Jahre, die vor allem der SPD nahestanden. Durch die Übernahme des Wieprecht-Nachlasses wird nun erstmals das Spektrum des Instituts um einen christlich-sozialen Autor erweitert. – Christoph Wieprecht entstammte dem proletarischen Milieu und arbeitete 37 Jahre lang bei der Firma Krupp in Essen: als Abtrittsdesinfektor, Laufbursche, Laborant, Eisendreher und schließlich als Wohnungsaufseher. Diese Alltagswirklichkeit prägte seine Lyrik. Hinzu kam bei Wieprecht der katholische Glaube. So überrascht es nicht, daß die Arbeit mitunter religiös überhöht wird und die Arbeitenden in einem christlichen Harmonieverständnis geschildert werden.
Nicht unproblematisch ist die Ausweitung dieses Harmoniegedankens auf den Arbeitgeber, die Familie Krupp, die sogar zur Glorifizierung der Rüstungsindustrie im Ersten Weltkrieg führte.
Christoph Wieprecht dürfte heute eher unbekannt sein. Dies war jedoch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts keineswegs so. Zu den Publikationsorten der Werke des Christlich-Sozialen gehören der Mönchengladbacher Volksvereinsverlag, der christliche Metallarbeiter-Verband, die Zeitschriften/Anthologien der „Werkleute auf Haus Nyland" (Josef Winkler) und des Ruhrland-Kreises (Otto Wohlgemuth) sowie die weit verbreiteten Zeitschriften „Die Gartenlaube" und „Die Jugend".
Die vollständige Verzeichnung des Nachlasses enthält keine Sekundärliteratur. Diese kann jedoch im Institut eingesehen werden.

Karlheinz Lipp

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből: évkönyv. 1993 [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung: Jahrbuch 1993]. – [Budapest]: Magyar Lajos Alapitvány, Politikatörténeti Alapitvány 1993. 428 S.

In nun schon gewohnter und bewährter Weise haben die Herausgeber János Jemnitz, Iván Harsányi und Gábor Székely Ereignisse in den Mittelpunkt ihres neuesten Jahrbuches gestellt, deren Jahrestag 1993 zu würdigen war. Eine Vielzahl von Aufsätzen, Miszellen, Dokumenten und Materialien, als Originalbeiträge oder Übersetzungen aus anderen Quellen, beschäftigen sich – jeweils in einen thematischen oder zeitlichen Zusammenhang gebracht – mit sehr unterschiedlichen Ereignissen und Problemen der Arbeiterbewegung.
Das inhaltliche Spektrum reicht von Marx' 175. Geburtstag über die Arbeiterbewegung 1893 bis zur Sicht auf Mittel- und Osteuropa drei Jahre nach den politischen Umwälzungen. Fragen der deutschen und österreichischen Revolution 1918 werden ebenso berührt wie die Geschichte der Arbeiterbewegung in den USA in den 1930er Jahren, Togliattis Tätigkeit 1941–1944 oder 20 Jahre Regierung Filipe Gonzales. In der ständigen Rubrik „Aus der Geschichte der Arbeiter- und sozialistischen Presse" werden neun Blätter beschrieben. 28 biographische Skizzen würdigen Leben und Werk bedeutender Persönlichkeiten der Arbeiterbewegung. Darüber hinaus geht das Jahrbuch aber auch auf wichtige aktuelle Ereignisse ein. So ist dem Gedenken an Willy Brandt der gesamte einleitende Komplex des Bandes gewidmet. Die zum Tode von Brandt veröffentlichten Originalbeiträge von Susanne Miller und Peter Glotz sind in einer „Internationalen Anlage" auch in deutscher Sprache abgedruckt. Hintergrundartikel erhellen die neuesten Entwicklungen in den linken Parteien.

Dagmar Goldbeck

TRIEBEL, Armin: **Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. 2 Bde.** (= Materialien aus der Bildungsforschung, Nr. 41). – Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung 1991. XIX, 416 S.

Diese beiden Bände fassen rund 5100 Haushaltsrechnungen von Angestellten, Beamten und zumeist gelernten Arbeitern zusammen, die bereits zwischen 1901 und 1937 in verschiedenen Veröffentlichungen publiziert worden sind. Der Verfasser hat dabei mit den modernen Methoden der Kategorisierung von Berufen und mit statistischer Analyse gearbeitet. Obwohl das Material zeitlich auf die ersten vier Jahrzehnte des Jahrhunderts beschränkt bleibt, behauptet Armin Triebel, daß es Einblicke in die soziale Strukturierung und die Konsumgewohnheiten der Bundesrepublik gewährt, wo mutmaßlich die Masse der Arbeiter die Konsummuster des früheren Mittelstandes angenommen habe. Das mag sein. Aber es ist schwierig, dies aus der vorliegenden Arbeit herauszulesen.
Diese Publikation ist im großen und ganzen nichts mehr als ein Kompendium von Tatsachen, oft interessant, aber auch oft von geringer Bedeutung aus historischer Sicht. Der Verfasser verdient Hochachtung, ja Bewunderung für seinen Fleiß. Aber das Ergebnis ist kein Buch im herkömmlichen Sinne. Es kann als Basis für eine Studie des Lebensstils und der Berufsgliederung des Mittelstands im ersten Drittel dieses Jahrhunderts gelten. Aus angelsächsischer Sicht könnte man diese Arbeit für eine Parodie auf die deutsche Gelehrsamkeit halten. Für den Rezensenten hat die Beschäftigung mit ihr dem Versuch einer Besprechung eines Telefonbuches geähnelt.

John Perkins

TENFELDE, Klaus: **Arbeitersekretäre. Karrieren in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914.** (= Kleine Schriften, Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Nr. 13). – Heidelberg: Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte 1993. 54 S.

Tenfelde schildert zunächst Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Arbeiterklasse, in der Sozialdemokratie, in den Gewerkschaften, den Konsumgenossenschaften, den sozialrechtlichen Selbstverwaltungsgremien, bevor er sich der Gründung und Entwicklung der Arbeitersekretariate widmet. Im Vergleich mit betrieblichen Aufstiegsmöglichkeiten dürfe man die Karrieren, die die Arbeiterbewegung seit der Jahrhundertwende zu bieten hatte, nicht überschätzen, dennoch seien die Dimensionen erstaunlich gewesen. Freilich: Karrieren waren eng begrenzt, nur auf die Arbeiterbewegung zugeschnitten und führten nicht zum Spitzenverdienertum.
Die Arbeitersekretariate als eine Karrierevariante und „Musterbeispiel struktur- und bedarfsinduzierter organisatorischer Differenzierung" (S. 26) rückten rasch ins Zentrum des sozialen Gedächtnisses der Gewerkschaften, weil nirgendwo sonst so unmittelbare Informationen über soziale Bedrängnisse zu erhalten waren. Personalverhältnisse und Aufgabenbereiche der Arbeitersekretariate werden nachgezeichnet, die Qualifikationen der Arbeitersekretäre und schließlich ihre Karrieren in der Weimarer Republik dargestellt. Tenfelde kommt zum Schluß, daß „die Arbeitersekretäre beinahe kaderartig das sozialpolitische Reformpotential vor allem in der Mittelphase der Weimarer Republik mitformten" (S. 54).

Willy Buschak

Wissenschaftliche Mitteilungen

Der „Meschores" von Ferdinand Lassalle

Seit Gustav Mayer Lassalles Briefwechsel mit Gräfin Sophie von Hatzfeld herausgegeben hat, wissen wir, daß Lassalle seit September 1862 eine von ihm als „Meschores" (hebräisch: Faktotum, Diener) bezeichnete Person kannte, die ihn über (einige!) Vorgänge aus dem preußischen Regierungslager unterrichtete. Die Identität dieser Person konnte durch die Lassalleforschung bislang nicht festgestellt werden. Gustav Mayer schrieb 1924: „Wer diese in der Folge häufig genannte Persönlichkeit war, die Lassalle über die intimen Vorgänge in den Kreisen der Regierung und der konservativen Partei unterrichtete, ließ sich nicht mit Gewißheit feststellen." (Vgl. „Ferdinand Lassalle. Nachgelassene Briefe und Schriften", Bd. 4, Stuttgart und Berlin 1924, S. 296.) Mit Fragezeichen hat er dann immer seine Vermutung versehen, daß es der berühmt-berüchtigte Karl Preuße gewesen sein könnte, ein zum Buchhalter avancierter ehemaliger Schneidergeselle, der bezahlter Agent der Staatsregierung, Vertrauter Johann B. von Schweitzers und außerdem im Umfeld Hermann Wageners publizistisch tätig war.

Im Rahmen der Arbeiten für die von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur herausgegebene „Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik" ist es uns nun vermutlich gelungen, die Identität des „Meschores" festzustellen. Dabei handelt es sich um den Berliner Stadtrat a. D. Theodor Riedel, der als solcher auch gelegentlich in der Bismarck- und Lassalleliteratur erwähnt ist; verborgen blieb jedoch bislang, daß diesem wohl eine gewisse Schlüsselrolle bei Lassalles Kontakten zur preußischen Staatsregierung bzw. zu Bismarck in den Jahren des Verfassungskonflikts zukommt.

Lassalle gibt in zwei Briefen Mitteilungen, die Indizien für die Identifizierung des „Meschores" sind: Am 27. 9. 1862 schrieb L., daß er den M. in Berlin nicht angetroffen habe, da dieser „infolge der Krankheit eines Kindes schon seit mehreren Wochen abwesend – auf dem Lande" sei. Am 8. 1. 1863 schrieb er, daß er mit dem M. wegen Wilhelm Rüstows Amnestie gesprochen habe: „Er sagte mir, daß er, wenn er wieder *im Amte* sei – in seinem früheren –, es durchsetzen zu können hoffe, daß er aber bis dahin nicht den dazu erforderlichen Einfluß habe ..." (a. a. O., S. 325).

Die Mitteilungen sind nun nicht mit der Biographie Preußes kompatibel, wohl aber mit der Theodor Riedels. Theodor Riedel (1820–1890) war bis 1852 als Regierungsassessor in der 1. Abteilung des Berliner Polizeipräsidiums tätig, er verließ dann den Staatsdienst, um besoldeter Stadtrat von Berlin zu werden. Riedel bearbeitete beim Magistrat die Gewerbesachen, das waren im wesentlichen auch die Handwerker- und Arbeiterangelegenheiten. Daneben versuchte er, auf seinem Landgut rationellen Tabakanbau zu betreiben. Als er diese Produktion massiv ausgebaut hatte, führten aber generelle Absatzschwierigkeiten zum Konkurs. Infolge dieses Konkurses quittierte er dann 1861 den Dienst bei der Stadt Berlin und war eine Zeitlang führend in der konservativen Handwerkerbewegung und auch publizistisch tätig.

Am 19. 12. 1862 bewarb er sich beim preußischen Innenminister um (Wieder-)Anstellung in den Staatsdienst, nach Möglichkeit wieder bei der 1. Abteilung des Berliner Polizeipräsidiums, also um sein früheres Amt (vgl. GStA Dahlem Rep. 77 Nr. 2130), das ihm die Möglichkeit geboten hätte, informell für Rüstow tätig zu werden! Dieser Plan wurde aber nicht verwirklicht, wohl aber konnte Riedel seine Kontakte zu Bismarcks Geheimsekretär Karl Ludwig Zitelmann und Bismarcks Berater Hermann Wagener ausbauen und spielte bei deren gegen die Fortschrittspartei gerichteten sozialpolitischen Initiativen (Aufhebung der Koalitionsverbote, Produktivgenossenschaft für schlesische Weber mit königlicher Hilfe) dann tatsächlich die Rolle eines Faktotums, die hier aber nicht näher nachzuzeichnen ist.

Sicher gehörte dazu auch die Beobachtung und (inoffizielle) Förderung Lassalles. Von Riedel stammt auch der Rat, Lassalles „Offenes Antwortschreiben" mit Staatsmitteln anzukaufen und „unter die Arbeiter zu verbreiten", was wohl auch erfolgte (vgl. Toni Offermann, „Arbeiterbewegung und liberales Bürgertum in Deutschland 1850 bis 1863", Bonn 1979, S. 488). Später wurde Riedel dann offiziell für das „Literarische Büro" des Staatsministeriums als Redakteur des preußischen Staatsanzeigers und Reichsanzeigers tätig, für den, wie bekannt, einst auch Karl Marx eine indirekte Mitarbeiterofferte Bismarcks erhalten hatte.

Insgesamt haben unsere Quellenstudien ergeben,[1] daß die „Wechselbeziehungen" zwischen dem sozialkonservativen Gehilfen Bismarcks um Hermann

Wagener und Lassalle in den Jahren des Verfassungskonflikts 1863/64 enger waren als bisher vermutet; diesen Verkehrskreisen (neben Riedel auch Karl Preuße und Casimir Eichler) biographisch weiter nachzugehen dürfte noch lohnend sein – leider wurden die Lassalle und die Tätigkeit der Berliner Gruppe des ADAV betreffenden Akten des Berliner Polizeipräsidiums noch nicht wieder (aus der Sowjetunion bzw. Rußland) an das Brandenburgische Landeshauptarchiv zurückgegeben.

1 *Vgl. Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, 1. Abt., 1. Band, Grundfragen staatlicher Sozialpolitik. Die Diskussion der Arbeiterfrage auf Regierungsseite vom preußischen Verfassungskonflikt bis zur Reichstagswahl von 1881. Bearb. von Florian Tennstedt und Heidi Winter, Stuttgart, Jena und New York 1994.*

Florian Tennstedt und Heidi Winter

Erstes Mannheimer Werkstattgespräch „Zeitgeschichtliche Jugendforschung" am 7. und 8. Juli 1994

Jugendliche, „die treu zur Arbeiter-und-Bauern-Macht stehen, die die Kühnheit besitzen, unermüdlich dafür zu kämpfen, daß alle jungen Menschen in einem sozialistischen Deutschland leben", wollte die Freie Deutsche Jugend in ihren Reihen vereinen. Daß es der einstigen Monopoljugendorganisation, der seit den sechziger Jahren fast alle DDR-Bürger zumindest als Schüler angehört hatten, nicht gelungen war, dieses Erziehungsziel zu verwirklichen, belegte die friedliche Revolution in der DDR vor fünf Jahren. Auf Einladung des Arbeitsbereiches DDR-Geschichte des Mannheimer Zentrums für Europäische Sozialforschung trafen sich am 7. und 8. Juli 1994 jene west- und ostdeutschen Historiker – von denen einige selbst erst vor nicht allzu langer Zeit dem FDJ-Alter entwachsen waren – zum 1. Mannheimer Werkstattgespräch „Zeitgeschichtliche Jugendforschung", die sich seit einigen Jahren im weitesten Sinne der Geschichte der FDJ verschrieben haben.

Vier Jahre nach Öffnung der Archive in Ostberlin gewinnt das Bild der Freien Deutschen Jugend immer schärfere Konturen. So wies etwa der Berliner Historiker Roland GRÖSCHEL darauf hin, daß sich in den ersten Nachkriegsjahren in der SBZ, entgegen der erklärten Absicht der SED und der sowjetischen Besatzungsmacht, abseits der FDJ, bei den Parteien, Verbänden und Kirchen, eine rege Jugendarbeit entwickelt hatte. Zu diesem Ergebnis kam auch Manfred MEINEKE, Mitarbeiter der Potsdamer Außenstelle des Mannheimer Arbeitsbereiches, der für das Werkstattgespräch die Landjugendarbeit im Brandenburg der Nachkriegszeit näher beleuchtete. Zeit ihrer Existenz krankte die Arbeit der Monopoljugendorganisation daran, daß sie es nicht vermochte, den unterschiedlichen Interessen einer sozial und altersmäßig differenzierten Jugend zu genügen. Die Beiträge über die SED-Jugendpolitik und die FDJ zwischen den vierziger Jahren und dem Mauerbau 1961 machten deutlich, daß die FDJ jede programmatische Wendung der „führenden Partei" getreu nachvollzog und im Zweifel ihre Aufgabe, die Interessen der Jugend zu artikulieren und zu befriedigen, den Machtinteressen der SED unterordnete. Lediglich in der kurzen Tauwetterperiode im Jahre 1956 konnte Peter SKYBA, München, ein bescheidenes Maß an Eigenständigkeit des Jugendverbandes nachweisen. Doch in dem Moment, da die SED-Führung die Zügel locker ließ, begannen Teile der Jugend den Monopolanspruch der FDJ in Frage zu stellen und nach Artikulationsmöglichkeiten außerhalb des „Millionenverbandes" zu suchen. Mit dem Ende des Tauwetters nach der Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes durch die Sowjetunion kehrte die SED auch in ihrer Jugendpolitik zum alten dogmatischen Kurs zurück. Eine ähnliche Entwicklung beschrieb Kerstin THÖNS, Mitarbeiterin der Außenstelle des DDR-Arbeitsbereiches in Potsdam, für die Jahre nach dem Mauerbau. Auch hier folgte auf eine kurze Zeit der Repression ein kultureller Frühling, der ein jähes Ende nahm, nachdem vor allem die studentische Jugend damit begann, Kritik an der Politik der SED zu formulieren.

Die ausführlichen Diskussionen im Verlauf des Werkstattgesprächs bestätigten Hermann WEBER, den Leiter des DDR-Arbeitsbereiches, der in seiner Begrüßung betont hatte, daß ein kontinuierlicher, wissenschaftlicher Austausch es erleichtern werde, die noch weitgehend im dunkeln liegende Geschichte der Jugend in der SBZ/DDR zwischen den vierziger und sechziger Jahren zu erhellen. So wird das Mannheimer Werkstattgespräch im kommenden Jahr sicher eine Fortsetzung erfahren.

Ulrich Mählert

ANNOUNCEMENT

The Lost Perspective?
Trade Unions and Ideology in Europe

On 9–10 February 1995 the Higher Institute of Labour Studies (HIVA, Hoger Instituut voor de Arbeid) at the Katholieke Universiteit Leuven organises in Brussels an international and interdisciplinary conference on 'the end of ideology' and the future of the labour movement.
Considering the question to what extent ideological differences have retained their importance for trade union organisation and action, notwithstanding the collapse of communist regimes, continuing secularisation and pragmatic cooperation in the welfare state, the two-day seminar focuses on 3 topics. First of all, the significance of ideology for the European trade unions is considered in a broad historical and comparative perspective. Secondly, the relevance of ideological content for trade union participation is empirically verified. Thirdly the issue of cultural identity and nationalism vis-à-vis the trade unions is tackled.
The speakers are distinguished social scientists from various disciplines and nationalities. The conference addresses the scientific community as well as trade union and European Community officials. The entrance fee is fixed at Bfr. 1000/day. For detailed information and registration forms, please contact

Dr. J. Verberckmoes or Dr. P. Pasture
(Coordinator),
HIVA (KU Leuven)
E. Van Evenstraat 2E
B-3000 Leuven

Tel: +32(0)16/283320
Fax: +32(0)16/283344

Veranstaltungen der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung im 2. Halbjahr 1994

13. September 1994, 15 Uhr:
Der 20. Juli 1944 – Militärputsch oder Revolution?
Vortrag von Prof. Dr. Kurt Finker (Potsdam)

4. Oktober 1994, 15 Uhr:
Das Konzentrationslager im NS-Terrorsystem
Streitgespräch mit Prof. Dr. Gerhard Armanski (Frankfurt a. M.)

9. November 1994, 15 Uhr:
Die Struktur der Mitgliedschaft der NSDAP in Österreich
Vortrag von Prof. Dr. Gerhard Botz (Salzburg)

6. Dezember 1994, 15 Uhr:
Griechenland in den Neuordnungsvorstellungen der deutschen Okkupanten
Werkstattgespräch mit Dr. Martin Seckendorf (Berlin)

Die Veranstaltungen finden in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, Stauffenbergstraße 13–14, D-19785 Berlin, Saal C statt.

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin
Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG über ein Projekt | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. ....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung .... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit ..... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ... ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
.....
Stipendium ..... ☐
..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
..... Bezeichnung und ggf. Anschrift

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... (Ort, Datum)

..... (Unterschrift)

Eine ganz neue Art Tageszeitung

Die Tageszeitung

junge Welt

Täglich links
Jetzt im Test-Abo:

Ja *ich bestelle die "junge Welt"*

für 4 Wochen zum Test-Preis von 15 DM (nur Vorkasse/Scheck, Briefmarken, bar).

Name .....

Str./Nr. .....

PLZ/Ort .....

Unterschrift .....

Das Test-Abo darf einmalig wahrgenommen werden. Wird der Bezug nicht vor Ablauf der 3. Testwoche gekündigt, wandelt sich das Test-Abo in ein reguläres Abonnement um. Ich kann diese Bestellung innerhalb von 7 Tagen nach Absendung (Poststempel) schriftlich widerrufen bei: Junge Welt-Vertrieb, Am Treptower Park 28-30, 12435 Berlin

Datum/ 2. Unterschrift .....

Coupon und 15 DM einsenden an: Junge Welt, Postfach 39, 12414 Berlin

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin

Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Heft 13 ISBN 3-88663-413-2 ca. 300 S., DM 26,-

Philippe Bourrinet: Holländischer Rätekommunismus: Von den "Groepen van Internationale Communisten" zum "Spartacusbond"

Paul Mattick: Karl Kautsky: Von Marx zu Hitler

Václav Tomek: Anarchismus als eigenständige politische Partei oder als breite Gefühls- und Ideenströmung? Dokumente zu einer Diskussion über die Zukunft des tschechischen Anarchismus im Jahr 1914

Philippe Bourrinet: Nationalistische Barbarei oder Weltrevolution? Ante Ciliga (1898-1992): Lebensweg eines Kommunisten aus Kroatien

Arkadij Maslow: Ante Ciliga: "Au pays du grand mensonge". Mit einer Vorbemerkung von Georg Scheuer

Aleksandr J. Watlin: Das anglo-russische Komitee und der innerparteiliche Kampf in der KPdSU (B)

Rolf Wörsdörfer: Verschiebebahnhof der Revolution: Antonio Gramsci, der italienische Kommunismus und die Sowjetunion

Rezensionen und Hinweise

Die Hefte 1 - 12 sind noch lieferbar

Abonnements (20 % billiger) und Bestellungen über die Redaktion:
c/o Wolfgang Braunschädel, Oskar-Hoffmannstr.121, 44789 Bochum,
Germinal Verlag, Widumestr. 11, 44787 Bochum
oder über den Buchhandel